

# Inhalt

	Werner Boldt	
	Zu Fragen einer jüdisch-deutschen Identität	9
1	Einleitung	19
2	Das Identitätsproblem der Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik	25
2.1	Der Weg in die deutsche Gesellschaft	25
2.2	Varianten zur Lösung des Identitätsproblems unter dem Eindruck des Antisemitismus	28
2.3	„Intime Kultur“ - die Situation der jüdischen Minderheit im Deutschen Kaiserreich	33
2.4	Die Lage der jüdischen Minderheit in der Weimarer Republik	38
3	Kurzbiographie: Maximilian Harden und seine »Zukunft«	45
3.1	Kindheits- und Schauspieljahre	45
3.2	Schriftstellerische Anfänge und die Gründung der »Zukunft«	52
3.3	»Desperanto - die Sprache der 'Zukunft' «	62
3.4	Gegen Kaiser und Kamarilla - Hardens Publizistik bis zum Ersten Weltkrieg	71
3.5	Der Erste Weltkrieg und die Weimarer Republik	84
4	Bewußte Distanzierung oder jüdisches Selbstbewußtsein?	105
4.1	„Ich bin gar kein Antisemit, sondern ...“	105
4.2	Hardens Haltung zum Judentum im Spiegel der »Zukunft«	117
4.3	Walther Rathenau - eine biographische Skizze	129

4.4	Harden und Rathenau - eine deutsch-jüdische Freundschaft	146
4.5	„In der Mördergrube“ - die Attentate auf Rathenau und Harden	162

	Literatur- und Quellenverzeichnis	183
--	-----------------------------------	-----

	a) Quellenverzeichnis	183
--	-----------------------	-----

I.	Chronologisches Verzeichnis der Artikel Maximilian Hardens aus der »Zukunft« (Berlin)	183
II.	Chronologisches Verzeichnis weiterer Artikel Maximilian Hardens	185
III.	Bücher und in Büchern veröffentlichte Aufsätze von Maximilian Harden	185
IV.	Zeitgenössische Literatur	186

	b) Literaturverzeichnis	188
--	-------------------------	-----

	Anhang 1: Maximilian Harden: In der Mördergrube. 1922	191
--	---	-----

	Anhang 2: Kurt Tucholsky: Prozeß Harden. 1922	203
--	---	-----

	Anhang 3: Kurt Tucholsky: Maximilian Harden. 1927	215
--	---	-----

	Anhang 4: Apostata (M.H.): Vom Bel zu Babel. 1892	221
--	---	-----

	Anhang 5: Hauptteil der Rede Maximilian Hardens vor den Geschworenen. 1992	231
--	--	-----

	Anhang 6: Maximilian Harden: Nach dreißig Jahren	241
--	--	-----

**Werner Boldt**

## **Zu Fragen einer jüdisch-deutschen Identität**

Individuen entwickeln eine komplexe Ich-Identität. Überindividuelle Zuordnungen erfassen nur eine Seite einer Person. Man verfehlt sie, hebt man eine Zuordnung als maßgebliche hervor. Das trifft insbesondere auf die weithin bevorzugte nationale Zugehörigkeit zu. Auch in unserem Falle wird in der Literatur am häufigsten zwischen deutsch und jüdisch unterschieden. Für den, der den Holocaust überlebt hat, ist dies einleuchtend. Deutsche, die im Besitz der staatlichen Gewalt waren, deklarierten Menschen verschiedener nationaler, sozialer, weltanschaulicher Zugehörigkeit als Juden, verfolgten sie systematisch und brachten sie zu Millionen um. Der Tatbestand ist unstrittig. Aber läßt sich aus ihm eine allgemeingültige Zuordnung gewinnen? Wieweit trägt sie, wieweit ist sie historisch brauchbar? Die Täter verstanden sich als Deutsche. Aber auch viele Opfer verstanden sich so. Wie genauer also verstanden sich Deutsche jüdischer Herkunft, deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens, jüdische Dissidenten deutscher Staatsbürgerschaft, deutsche Zionisten?

Die Breslauerin Edith Stein war in erster Linie Katholikin, nicht Deutsche. Auch Rosa Luxemburg besaß die deutsche Staatsbürgerschaft und erzielte ihre politische Wirkung vor allem in der deutschen Sozialdemokratie. Sie verstand sich aber als Polin. Welchen Sinn soll es machen, solche Frauen posthum als Jüdinnen zu behandeln? Sollte der Ausbruch antisemitischer Barbarei in Deutschland, der Zivilisationsbruch, der perfektionierte dumpf-brutale Aufstand gegen die humanen Ideen der Aufklärung ein zuverlässiges und verbindliches Kriterium für Identitätsbildung abgeben können?

Es steht niemandem zu, Identitäten über die Köpfe der betroffenen Personen hinweg zu bestimmen, Individuen nach irgendwelchen ihnen zugewiesenen Kategorien zu sortieren und sie auf die Normen der für zuständig erachteten Gruppe zu verpflichten. Deshalb ist es notwendig, die Betroffenen selber zu „befragen“.

Es gibt genügend Personen, über die ausreichendes biographisches Material in Selbst- und Fremdzeugnissen zur Verfügung steht. Außer Maximilian Harden und Theodor Lessing sind hier Albert Einstein, Walter Benjamin, Walter Rathenau, Kurt Tucholsky und Theodor Wolff zu nennen. Die genannte Auswahl unterliegt einer gewissen Einseitigkeit. Es sind alles gebildete Leute. Dank ihrer Bildung können sie sich am ehesten von dem Milieu lösen, in dem sie geboren wurden und aufwuchsen. In jüdischen Milieus wirksame Beharrungstendenzen werden an ihnen weniger sichtbar.

Die Methoden einer Untersuchung müssen vielfältig und zum Teil erst am Material entwickelt werden. Explizite Bekundungen müssen auf ihre Authentizität geprüft werden. Privaten und beiläufigen ist oft mehr Gewicht zuzumessen als öffentlichen und bedachten. Vielfach zuverlässiger, aber auch schwieriger einzuschätzen, sind spontane Äußerungen mit ihren in Sprache und Verhalten verborgenen Hinweisen: Welche Zugehörigkeiten verraten sich in sprachlichen Formulierungen, die in anderen Zusammenhängen gemacht wurden? Wer gehörte zum Freundes- und Bekanntenkreis, aus welchem Milieu wurde der Ehepartner gewählt?

Natürlich ergibt sich ein differenziertes Bild, sind einfache, feste, für ein ganzes Leben gültige Zuordnungen nicht möglich. Besonders auffällig aber ist, und Maximilian Harden ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, daß Personen, die ihrer jüdischen Abkunft keine Bedeutung mehr zumaßen, sich dennoch als „Jude“ bekannten, wenn sie antisemitischen Angriffen ausgesetzt waren. Diese Auffälligkeit führt tiefer in Fragen der Identitätsbildung hinein. Sabine Armbrrecht geht im einleitenden Kapitel ausführlich auf sie ein.

Man kann in einem von Antisemiten provozierten Bekenntnis als Jude einen Beleg für mannhaften Stolz sehen, wenn auch nicht vor Fürstenthronen, so doch vor der Gosse. Die Betroffenen wollen den Eindruck vermeiden, als wollten sie den Angreifern ausweichen. Aber das gilt nur in einer Umwelt, die antisemitische Anwürfe ernst nimmt, sei es zustimmend oder ablehnend, die nicht empört auf eine Dreistigkeit oder amüsiert auf eine Absurdität reagiert. Ist es auch überzogen, im Antisemitismus ein Kernstück der politischen Kultur im alten Deutschland zu sehen, so lag er doch wie ein Firnis über der Gesellschaft, der wir als einer modernen Aufgeklärtheit, Toleranz und ein Menschenbild zuschreiben möchten, das in der Idee der Menschenrechte ihren markantesten Ausdruck findet.

In diesem Falle stiftet erst der Gegner ein Identitätsbewußtsein, das nur situationsbedingt und vorübergehend zu sein braucht, aber doch stets wieder-

kehren kann. Kurz vor seinem Tode schrieb Tucholsky ein ungeklärtes Wort an Arnold Zweig: „Ich bin [...] ‘aus dem Judentum ausgetreten’, und ich weiß, daß man das gar nicht kann“. Er zitiert die vor dem Amtsgericht zu benutzende formelhafte Wendung für den Austritt aus einer Religionsgemeinschaft, meint aber auch mit „Judentum“ ein bestimmtes bürgerliches Milieu, von dem er sich gelöst und das er wiederholt kritisiert hat. Die Äußerung kann als Resignation eines Mannes verstanden werden, der in allem, was er tat, immer wieder erfahren mußte, daß er als Jude angesehen und sein Tun dementsprechend bewertet wurde.

Man kann das Bekenntnis zum Judentum aber auch als einen Beleg dafür nehmen, daß Anfeindungen nur Verdrängtes wieder bewußt machten, daß die angestrebte Assimilation noch nicht vollkommen gelungen war. Ist es berechtigt, von einem „noch nicht“ zu sprechen, oder muß statt eines beständig voranschreitenden ein rückläufiger Prozeß angenommen werden? Der Prozeß der Assimilation, der sozialen Emanzipation, hatte schon lange vor der rechtlichen Emanzipation eingesetzt. Mit dieser erfuhr er einen weiteren Anshub, erreichte er einen Höhepunkt, der sich in Deutschland nicht halten ließ, wo die Emanzipation verspätet eintrat, als sich schon in der entwickelten Klassengesellschaft antiaufklärerische, rassistische Kräfte formierten.

Heine hat mit der Taufe das Entrebillet in die europäische Kultur gelöst. Mein Deutschlehrer, kein Antisemit, hat ihn wegen des frivolen Umgangs mit einer religiösen Einrichtung getadelt, was Widerspruch erfordert hätte, denn die Taufe wurde schließlich nicht von Heine, sondern von weltlichen Obrigkeiten instrumentalisiert. Indessen ist der Vorgang anders zu verstehen. Heine ging es damals nicht um eine Entscheidung zwischen Juden und Christen. Beide waren „Nazarener“. Er aber sah sich als „Hellenen“, als einen Mann der schöpferischen Kunst wie Goethe und nicht einer geoffenbarte Texte auslegenden Geistigkeit.

Heines Selbstverständnis setzt den Betrachter auf die richtige Fährte. Er benötigte, so muß man ihn korrigieren, ein Entrebillet für die Aufnahme in den Staatsdienst in einem der vielen deutschen Länder, aber nicht für den Eintritt in die europäische Kultur. Der „Hellene“ stand mitten drin, gehörte ihr an, war einer ihrer herausragenden Vertreter. Spinoza eröffnete die Reihe der Juden, die die moderne europäische Kultur der Aufklärung, der religiösen Toleranz, des Humanismus mitgestalteten - und er gehörte zu den ersten, die dafür verfolgt wurden, allerdings nicht von christlichen Antijudaisten oder

völkischen Antisemiten, sondern von seiner jüdischen Gemeinde in Amsterdam.

Zukunftweisende Vorstellungen kühner Geister spiegeln nicht die Wirklichkeit in den gesellschaftlichen Niederungen ihrer Zeit wider. Dennoch sollten wir uns das Phänomen, daß Menschen, die nicht christlicher Tradition angehörten, die europäische Kultur - und zwar auch schon vor der Aufklärung - mitschufen und mittragen, immer wieder vor Augen halten. Wir Deutschen haben damit Schwierigkeiten, weil das Bild jüdischer Geschichte uns insofern verdunkelt ist, als wir sie als Leidensgeschichte verstehen, was sie vornehmlich, aber nicht ausschließlich war. Wir folgen immer noch eliminierenden, von der einseitigen Quellenlage gestützten Ideologien, betrachten Menschen, die Fernhandel und Geldwesen in Deutschland und weiten Teilen Europas eingeführt haben, die sich von Dombauleuten ihre Synagogen bauen ließen, die „taitsch“ sprachen und ihre Sprache in einer anderssprachigen Umwelt jahrhundertlang bewahrten, nur als ghettoisierte und verfolgte Minderheit. Wir lassen uns immer noch von der Vorstellung leiten, daß Menschen, die von Anfang an an der Schaffung der modernen europäischen Kultur mitwirkten, oder - wie Heine sich auch sah - als Soldaten am Befreiungskriege der Menschheit teilnahmen, erst nachträglich hinzukamen und sich assimilieren mußten.

„Assimiliert“: ein fragwürdiges Wort, aber das gebräuchlichste, das mit gutem Grund von Sabine Armbrecht näher erläutert wird. Ich brauche deswegen hier keine näheren Ausführungen zur Geschichte des Wortes zu machen, sondern kann mich auf einige Überlegungen zur Bedeutung dieses und entsprechender Worte beschränken.

Ursprünglich positiv besetzt und von Juden selber eingeführt, verdrängte es die ältere Vorstellung einer „bürgerlichen Verbesserung“ (Dohm). „Verbesserung“ ist von oben herab geurteilt, überheblich und ungerecht gegenüber einem Mendelssohn, dem Vater Marx, der ein Trierer Rechtsanwalt war, dem Onkel Heines, Bankier in Hamburg, aber der Ausdruck setzt doch die Zugehörigkeit zur bürgerlichen Gesellschaft voraus, wenn sie auch bei ausbleibendem „pädagogischem“ Erfolg widerrufen werden kann. Die Vorstellung der „bürgerlichen Verbesserung“ - und das unterstreicht die Zugehörigkeit der zu Verbessernenden - gehört in den umfassenderen zeitgenössischen Vorstellungskreis der „Veredelung“ des Menschen.

Assimilation erfaßt den wirklichen Vorgang nicht. Das Wort meint Angleichung an ein schon Vorhandenes, wobei das eigene Wesen erhalten bleibt.

Das trifft, wie zu sehen ist, auf die Stellung der Juden wenigstens im neuzeitlichen Europa nicht zu. Aber ganz abgesehen von der Frage, wieweit es einen Sachverhalt zutreffend erfassen kann, steht es mir nicht unbelastet zur Verfügung. Es löst in der Erinnerung beklemmende Empfindungen aus.

Es gab ein Kinderbuch\*, das gleichsam eine Tarnschrift war, und zwar eine gelungene. Scheinbar unverfänglich wurden Tiere beschrieben, wie z.B. das Chamäleon. Das Chamäleon fängt mit langer klebriger Zunge Insekten ein. Dabei nimmt es eine Tarnfarbe an. Es gleicht sich im äußeren Erscheinungsbild seiner jeweiligen Umwelt an, um seine Beute zu täuschen. Chamäleons, und das war die Quintessenz der Geschichte, gibt es auch unter Menschen: es sind die Juden. Sie assimilieren sich ihrer Umwelt und täuschen sie damit. Sie tun nur so, als gehörten sie dazu. In Wirklichkeit verstellen sie sich, um ihre feindseligen Absichten zu verbergen.

Auch andere eingeführte Begriffe wie Akkulturation oder Symbiose spiegeln die tatsächlichen Vorgänge nicht korrekt wider. Akkulturation vermeidet ein biologistisch reduziertes Menschenbild und richtet den Blick auf eine gemeinsame Kultur am Ende eines langen Annäherungsprozesses, betont aber doch die einseitige Übernahme von Werten und Gewohnheiten einer vorgefundenen, ursprünglich fremden Kultur, schließt also die Vorstellung einer gemeinschaftlich geschaffenen neuen Kultur ebenso aus wie das Wort Assimilation.

Symbiose heißt Zusammenleben. Es entstammt dem Vokabular der Biologen und bedeutet Zusammenleben von Tieren und Pflanzen zum gegenseitigen Nutzen. Abgesehen davon, daß wie bei „Assimilation“ ein Begriff aus der Natur unverändert auf den Menschen übertragen wird, als ließe sich menschliches Leben auf tierisches oder pflanzliches reduzieren, trifft er auch insofern nicht die Wirklichkeit, als sich eben nicht zwei verschiedene *species* des *homo sapiens* miteinander verbinden, sondern *homines sapientes* gemeinschaftlich zusammenleben.

Obwohl seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert die dem Heiligen Römischen Reich angehörenden Juden als „Nation“ bezeichnet und verwaltet wurden, erscheint es doch mit Blick auf die weitere Entwicklung sinnvoll, nur nach der religiösen Zugehörigkeit zu unterscheiden. Daß nun aber Juden und Chri-

---

\* Ernst Hiemer: Der Pudelmopsdackelpinscher und andere Erzählungen. (Stürmer-Verlag), Nürnberg 1940.

sten zum gegenseitigen Nutzen zusammenleben, kann man trotz gelegentlichen gemeinsamen Austausches über die biblischen Schriften, der schon im Mittelalter stattfand, generell nicht behaupten. In einer Gesellschaft, in der Religion als eine Privatangelegenheit betrachtet wird, die das öffentliche Leben nicht mehr dominiert und die über den Platz, den jemand in der Gesellschaft einnehmen möchte, nicht mehr entscheidet, taugt die Unterscheidung nach der Religionszugehörigkeit wenig, abgesehen davon, daß viele, Juden wie Christen, aus ihrer Religionsgemeinschaft austraten.

In der zionistischen Bewegung schufen sich viele Juden ein zeittypisches nationales Bewußtsein, das unabhängig von der religiösen Zugehörigkeit galt. In der Zeit, in der der Zionismus entstand, zerfiel das die Nationen verbindende Bewußtsein gemeinsamer europäischer Kultur in feindselige Nationalismen. Es war das Zeitalter des Imperialismus, das Zeitalter nationalstaatlicher Gründungen und internationaler wirtschaftlicher Konkurrenz. An dem forcierten Prozeß der Nationenbildung wollten auch Juden teilhaben, bis hin zum Projekt eines eigenen Staates, wobei sie aber die Idee eines friedlichen Zusammenlebens der Nationen bewahren wollten. Ein besonderes Beispiel für die Suche nach jüdischer Eigenart außerhalb der Religion liefert uns kein geringerer als Martin Buber, der gewiß über bornierte Volkstümelei, gar über eine „Blut und Boden“-Ideologie erhaben ist, aber dem Zeitgeist doch Tribut zollte.

Als Vertreter eines Kulturzionismus, der auf die Belebung jüdischer Kultur mehr wert legte als auf die Gründung eines jüdischen Staates, sprach er auf dem 5. Zionistenkongreß von 1901 in Basel über „die bildende Kunst in unserem Volke“. Er sprach über Jozef Israels, Max Liebermann, Lesser Ury und andere impressionistische Maler dieser Zeit, von denen Werke auf dem Kongreß ausgestellt waren. Er pries in starken Worten, daß „unser Blut“ begonnen habe, Künstler zu erzeugen, und daß diese Künstler, sich „dem Mysterium ihres Blutes, dem Schicksal ihres Volkes“ zugewandt hätten. In „Anschauung und Form“ sei ihren Werken „jüdische Eigenart“ eingesenkt.

Das zeitgenössische Vokabular sollte nicht befremden. Schon gar nicht sollten falsche Assoziationen aufkommen. Es muß aber der Irrweg auf der Suche nach einer nationalen Identität vermerkt werden. Martin Buber hätte besser die jüdischen Künstler nach ihrem Beitrag zur europäischen Malerei gefragt, statt sie auf eine Nationalität zu untersuchen, die sich wie jede andere im Bereich der Kultur als fiktiv erweist. Selbst ein Chagall, der tief im jiddischen Milieu wurzelte, lieferte im intensiven Austausch von Nehmen

und Geben einen integrierten, nicht von außen herangetragenem Beitrag zur europäischen Malerei.

Nationen verfügen über eine gemeinsame Hoch- und Amtssprache, dieses kunstvolle geschichtliche Produkt, darüber hinaus aber - im Unterschied zu Regionen - kaum über gemeinsame kulturelle Merkmale, mit denen sie gegenüber anderen Nationen ihre Eigenart ausweisen könnten. (Allenfalls könnte man sich darauf verständigen, im deutschen Militarismus preußischer Provenienz einen national-deutschen Beitrag zur europäischen Kultur zu sehen. Das wäre dann die Ausnahme.) Heute fällt niemandem ein, impressionistische Malerei auf ethnische Eigentümlichkeiten hin zu untersuchen. Die Rede Martin Bubers zeugt davon, wie stark zionistisches Selbstverständnis den Tendenzen der Zeit folgte, innerhalb der europäischen Kultur nicht das Gemeinsame, sondern scheinbare nationale Eigentümlichkeiten als identitätsstiftend herauszustellen.

Und doch ist das Bewußtsein einer separaten Identität nicht einfach falsch, nicht bloße Ideologie. Viele Juden bilden nicht nur eine Religionsgemeinschaft, es verbindet sie heute auch eine gemeinsame Staatsbürgerschaft. Vor allem aber verbindet viele die gemeinsame Erfahrung der Verfolgung im Holocaust. Nicht alle, die als Juden verfolgt wurden, gehörten dieser Gemeinschaft an: Adorno und Horkheimer nicht, auch nicht Bloch, Fraenkel, Flechtheim, Löwith, Rothfels, nicht Anna Seghers, Arnold Zweig, Stefan Heym usw. usf. Sie alle sind Deutsche. Andere Deutsche als die Hitler, Himmler, Heydrich, aber eben auch Deutsche. Es ist eine Mißlichkeit, wenn im öffentlichen Gedenken etwa zum Novemberpogrom religiöse Judengemeinden als die einzigen Vertreter der Verfolgten erscheinen. Es wurden die Synagogen angezündet. Aber nicht alle, die verfolgt wurden, deren Geschäfte geplündert, die in KZs verschleppt wurden, gingen noch in die Synagoge.

Es ist, als würden viele durch ein grobmaschiges Sieb fallen und nur die hängen bleiben, die sich als separate Gruppe begreifen lassen, die man (wieder) in gewisser Hinsicht ausgrenzen kann. Das Problem ist nicht, wie „Juden“ und „Nichtjuden“ zusammenleben können, es ist letztlich nicht religiöser oder ethnischer, sondern soziologischer Natur: Das Problem ist, warum Mehrheiten Minderheiten brauchen, sie sich notfalls schaffen, um sich in ihrer Eigenart, und sei sie auch nur eingebildet, zu begreifen. Brauchen sie Minderheiten, um Individuen das wohlige Gefühl der Zugehörigkeit und damit der Sicherheit und Nestwärme beim Anblick Ausgegrenzter zu ver-

mitteln, um ihnen als Ersatz für vorenthaltene Gemeinschaft eine Kumpanei zur Verfolgung anderer anbieten zu können?

Als Student bildete ich mich unter anderen an Heine, Tucholsky und Marx. Ich wußte, daß sie jüdischer Herkunft waren, maß diesem Umstand aber keine Bedeutung bei. Mit Heine wanderte ich durch den Harz - so weit er zugänglich war, Marx verhalf, Klassen statt Völker als Subjekte der Geschichte zu erkennen, und Tucholsky führte in die Parteienlandschaft Weimars ein, von einer überzeugenden linken Position - daß er als Jude Deutsche kritisiert haben sollte, wie ihm von jüdischen und nichtjüdischen Zeitgenossen vorgehalten wurde, kam mir nicht in den Sinn. Heute aber interessieren mich nicht nur die Gedanken, sondern auch die Personen. Wieweit waren sie von ihrer jüdischen Herkunft geprägt, wie gingen sie mit ihr um? Wieweit haben sie sich als Juden gesehen, gefühlt, verstanden, verhalten?

In der Regel fließen in Identitätszuweisungen persönliche, auf eigene Identitätsbildung abzielende Interessen und Bedürfnisse ein. Lebendige Individuen verblassen zu klassifizierbaren Schemen, zu denen man sich eindeutig verhalten kann. Sie sind Angehörige oder Fremde. Tatsächlich kommt ihnen aber immer etwas Fremdes zu. Doch werden sie nicht fremder, wenn man an ihnen wahrnimmt, was einem selber fremd ist. Sie rücken näher. In welchen Kreisen sich jeder auch bewegt, er gehört nie ganz dazu. Es bleibt ihm stets ein Rest von Andersartigkeit, der ihn persönlich auszeichnet. Das Bewußtsein der Andersartigkeit kann eine Brücke zum andern bilden, dem es ebenso ergeht.

Die Intention der Lehrveranstaltungen, aus denen die hier von Sabine Armbrrecht vorgelegte Untersuchung herorging, war also nicht, in autobiographischen Materialien herumzustochern, um auf irgendetwas zu stoßen, was sich als „typisch jüdisch“ hätte deklarieren lassen. Die Intention war, die Individualität von Menschen möglichst vollständig zu erfahren, zu erkennen, wobei dem Jüdischen eine besondere Aufmerksamkeit galt. In der Regel stellte sich heraus, daß es nicht das „Wesen“ der Person charakterisierte. So führte die biographische Darstellung über diese spezielle Frage hinaus. Bei ihr zu verweilen, hätte das Bild der betrachteten Person verzerrt.

Maximilian Harden ist ein Beispiel für die hier gemeinten Personen, und Sabine Armbrrecht trägt dem Rechnung. Auf grundlegende Zusammenhänge bedacht, nähert sie sich ihrem historischen Gegenstand, indem sie zunächst grundsätzlich der Frage nach Erscheinungsformen jüdischer Identität zur Zeit Hardens in Deutschland nachgeht. Sie legt so ein tragfähiges Fundament für

ihre weitere Untersuchung des biographischen Materials. Dem schließt sie eine Darstellung des publizistischen Schaffens Hardens an.

Die Frage nach der personalen Identität Hardens handelt sie an vier einschlägigen, aber heterogenen Gegenstandsbereichen ab: an der Analyse Hardens, die Theodor Lessing unter der Frage „jüdischen Selbsthasses“ vornimmt; an einer Untersuchung der „Zukunft“; an Hardens Freundschaft mit Rathenau und schließlich am Prozeß gegen Hardens Attentäter. Bemerkenswert für eine Historikerin ist der sichere Umgang mit psychoanalytischen Untersuchungen und deren Ergebnissen und dabei mit dem schwierigen, vielfältigen und weithin ungeklärten Komplex, der unter „jüdischem Selbsthaß“ firmiert.

Sabine Armbrrecht arbeitet überzeugend heraus, daß Harden vollkommen assimiliert war und seine jüdische Herkunft für ihn keine Bedeutung mehr hatte, sofern sie sich nicht doch in einem forcierten Bestreben nach Distanz zu allem Jüdischen bemerkbar machte. Nur während des Attentatsprozesses, in dem er sich antisemitischen Angriffe ausgesetzt sah, regte sich ein jüdisches Selbstbewußtsein, das aber der besonderen Situation entsprang und nicht zu einer bleibenden Bewußtseinsänderung führte.

Im *Neuen Lexikon des Judentums* ist Maximilian Harden aufgenommen. Es finden sich in dem kurzen Artikel mehrere Charakterisierungen. Er wird als Publizist vorgestellt, als scharfer Polemiker und als Vertreter eines deutschen Imperialismus, der sich im Krieg zum Pazifisten und Gegner des Nationalismus gewandelt habe. Etwas spezifisch Jüdisches, das in einem kurzen Lexikonartikel hätte berücksichtigt werden müssen, ist an ihm offenbar nicht zu entdecken. Die Untersuchung von Sabine Armbrrecht führt weiter. Sie schließt mit überzeugenden Ergebnissen ab. Doch mag es letztlich dem Leser, seinen Vorstellungen von Judentum, überlassen bleiben, welches Gewicht er den verschiedenen aufgezeigten Elementen in der Person Hardens beimessen will.



# 1 Einleitung

„Maximilian Harden, Herausgeber der Wochenzeitschrift *Die Zukunft*, die von 1892 bis 1922 in Berlin erschien, war der größte Publizist des Wilhelminischen Deutschlands. Bismarck und Clémenceau erkannten sein politisches und literarisches Genie ebenso an wie Max Reinhardt und Pirandello. Thomas Mann schickte ihm frühe Arbeiten mit der Widmung 'Dem Helden und Retter!', und als Paul Valéry erfuhr, daß Harden einen Vortrag von ihm gehört hatte, schrieb er: 'Nichts schmeichelhafteres und nichts einschüchternderes für mich als zu wissen, daß Sie unter denen waren, die mir zuhörten'.“<sup>1</sup>

Maximilian Harden wird nicht nur von seinem Biographen Harry Young, sondern auch von vielen seiner Zeitgenossen als *der* Publizist des Deutschen Kaiserreichs beurteilt. So schrieb z.B. Erich Mühsam: „Harden kann als der bedeutendste Publizist gelten, den Deutschland seit Börnes Zeit besessen hat.“<sup>2</sup> Und Kurt Tucholsky würdigte Harden in einem Nachruf als einen „der wenigen deutschen Journalisten, die eine Macht bedeuteten“.<sup>3</sup>

Seine Prominenz im Wilhelminischen Deutschland verdankt Harden hauptsächlich der sogenannten „Eulenburg-Affäre“. Harden hatte in der »Zukunft« eine öffentliche Kampagne gegen zwei enge Vertraute des Kaisers in die Wege geleitet. Er beschuldigte Fürst Philipp von Eulenburg-Hertefeld und Kuno Graf von Moltke der damals verbotenen Homosexualität. Die von 1906 bis 1909 dauernde Affäre griff das ohnehin angeschlagene Image des Kaisers

- 
- 1 Harry F. Young, Maximilian Harden. Censor Germaniae. Ein Publizist im Widerstreit von 1892 bis 1927 (= Dialog der Gesellschaft. Schriftenreihe für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Nr. 6), Münster 1971, S. 7. Die englische Originalausgabe „Maximilian Harden. Censor Germaniae. The Critic in Opposition from Bismarck to the Rise of Nazism“ erschien 1959 in Den Haag.
  - 2 Erich Mühsam, Maximilian Harden, in: H. H. Ewers (Hrsg.), Führer durch die moderne Literatur, Berlin o.J., S. 75.
  - 3 Kurt Tucholsky, Maximilian Harden, in: Die Weltbühne. Wochenschrift für Politik - Kunst - Wirtschaft (Berlin), 23. Jg., Nr. 45, 8. November 1927, S. 704-707, hier S. 705.

und seines Hofes stark an.<sup>4</sup> Maximilian Harden etablierte sich als „kühnste(r) und hartnäckigste(r) Kritiker Kaiser Wilhelm(s) II“.<sup>5</sup>

Seine Bekanntheit bedeutete aber nicht zugleich Beliebtheit. Mit seiner oft harten und persönlichen Kritik und seiner fast grundsätzlichen Opposition gegen den Zeitgeist zog Harden sich viele Feinde zu. Die Urteile seiner Zeitgenossen sind dadurch häufig von privaten Fehden beeinflusst. Hardens schärfster Kritiker Alfred Kerr, der ihn selbst nach seinem Tod noch attackierte, schrieb: „Ich lachte gestern (sehr angewidert immerhin) über Harden, der mit fetter Unechtheit zur Verminderung schmerzlicher Launen beiträgt. Er hat, statt Muttermilch, Schminke gelutscht.“<sup>6</sup> Das Vorurteil, Harden würde sich schminken, hielt sich besonders hartnäckig.

Neben verschiedensten Schmähschriften existieren zahlreiche satirische Schriften und Karikaturen über ihn.<sup>7</sup> Maximilian Harden ist dabei häufig als Spottbild eines kämpferischen, aber theatralischen und mimosenhaften Polemikers charakterisiert worden. Bekannte Schriftsteller lehnten ihre Romanfiguren an dieses Harden-Bild an. Sybille Bedfords Gestalt „Quintus Narden“ aus dem Roman „Das Legat“ stellt solch einen schlammwühlenden, ironischen Kritiker dar. Und auch Heinrich Manns Publizist Della Pergola aus seinem Werk „Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assi“ trägt diese angeblich typischen Charakterzüge von Maximilian Harden.<sup>8</sup> Nicht nur bei seinen Zeitgenossen war Harden eine umstrittene Persönlichkeit. Erich Gottgetreu schrieb 1962:

„(T)he image of Harden’s character, confused by the chroniclers’ love or loathing, will vacillate in the history of publicity for a long time to come.“<sup>9</sup>

---

4 John Röhl, Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München 1987, S. 77.

5 Young, S. 7.

6 Alfred Kerr, Es sei, wie es wolle. Es war doch schön!, Berlin 1928, S. 315.

7 Allein Hardens ehemaliger Freund Karl Kraus veröffentlichte nach dem Ende der Freundschaft über einhundert satirische Schriften über ihn. Vgl. B. Uwe Weller, Karl Kraus und Maximilian Harden, in: Publizistik. Zeitschrift für Wissenschaft von Presse · Rundfunk · Film · Rhetorik · Öffentlichkeitsarbeit · Werbung · Meinungsbildung, 13. Jg., Konstanz 1968, S. 44-53, hier S. 49.

8 Vgl. Young, S. 8f. und Ruth Greuner, Nachwort, in: Maximilian Harden. Kaiserpanorama. Literarische und politische Publizistik, dies. (Hrsg.), Berlin 1983, S. 327-365, hier S. 327.

9 Erich Gottgetreu, Maximilian Harden: Ways and Errors of a Publicist, in: Leo Baeck Institut Year Book VII (1962), S. 215-246, hier S. 216f.

Tatsächlich sind bis heute die Urteile in der Sekundärliteratur widersprüchlich. Die einen sehen in ihm einen mittelmäßig begabten Publizisten, der „eitel“, „arrogant“ und „streitsüchtig“ war,<sup>10</sup> andere beurteilen Harden als einen fleißigen, mutigen Kritiker, der in die Reihe „der in der Geschichte der bürgerlich-demokratischen Publizistik höchst singulären Gestalten wie Buchner - Börne - Heine - Jacobsohn - Tucholsky...“ eingeordnet werden muß.<sup>11</sup>

Die erste Studie über Maximilian Harden stammt von dem Nazi-„Historiker“ Walter Frank.<sup>12</sup> Dabei handelt es sich um eine ideologische Hetzschrift gegen den „Parasiten Harden“. Die erste umfassende Biographie schrieb der Amerikaner Harry Young.<sup>13</sup> Er bemühte sich um eine neutrale Darstellung von Hardens polarisierender Persönlichkeit. Obwohl die Arbeit als Standardwerk bezeichnet werden kann, bleibt Young seinen Lesern teilweise den Nachweis entscheidender Ergebnisse schuldig. Er belegt diese häufig mit Aussagen von Elfriede Schmaltz, der ehemaligen Freundin Hardens. Mit ihr arbeitete Young bei der Erstellung der Biographie eng zusammen. Da angenommen werden kann, daß sie Harden positiv beurteilte, mangelte es Young an kritischer Distanz. Die zweite Biographie „Maximilian Harden und die »Zukunft«“ legte Uwe Weller 1970 vor.<sup>14</sup> Anders als Young trennt Weller darin Monographie und Biographie. Für den biographischen Abschnitt behauptet er außerdem, den Konflikt mit Maximilian Hardens polarisierender Persönlichkeit nur lösen zu können, in dem er sich für eine Seite entscheidet.<sup>15</sup> Weller betrachtet Harden mit einer „wohlwollenden Unvoreingenommenheit“, denn allein die Feststellung, daß Harden und seine Wochenschrift zu Unrecht vergessen sind, impliziert für Weller eine »Pro«-Haltung.<sup>16</sup>

Außer diesen beiden Biographien sind über Maximilian Harden noch verschiedene Arbeiten erschienen, die sich mit speziellen Fragestellungen befas-

---

10 Vgl. Golo Mann, *Geschichte und Geschichten*, Frankfurt am Main 1961, S.292.

11 Vgl. Greuner, *Nachwort*, S. 365.

12 Walter Frank, »Höre Israel!«. *Studien zur modernen Judenfrage*, 2. Aufl., Hamburg 1942. Frank war in der NS-Zeit Leiter des Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands.

13 Bei dieser ersten Biographie handelt es sich um das bereits genannte Werk von Young.

14 B. Uwe Weller, *»Höre Israel!«*. *Studien zur Publizistik*. Bremer Reihe. *Deutsche Presseforschung*, Bd. 13), Bremen 1970, S. 17.

15 „Hardens Publizistik hat die Leser kontinuierlich vor eine Alternative gestellt, vor die für oder gegen den Autor... Dieser angedeuteten Entscheidung hatten sich nicht nur seine Leser zu stellen, sondern auch - vielleicht durch den historischen Abstand in geringerem Maße - seine Interpreten kommen nicht an ihr vorbei.“ Weller, »Zukunft«, S. 16f.

16 Weller, »Zukunft«, S. 17.

sen. Hans Joachim Goebel hat in seiner Dissertation Hardens politische Publizistik im Ersten Weltkrieg untersucht.<sup>17</sup> Das Werk enthält allerdings auch umfassende biographische Informationen. Weiterhin sind eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht worden. Die Sekundärliteratur spiegelt alles in allem die Einschätzung von Uwe Weller wider, daß Harden und seine Zeitschrift in Vergessenheit geraten sind. Neuere Literatur aus dem vergangenen Jahrzehnt gibt es zu diesem Thema nicht. Damit steht die Literaturlage im krassen Widerspruch zu den Quellen.

Maximilian Harden war zwar zu Lebzeiten sehr umstritten, aber ebenso bekannt, so daß er in zahlreichen Memoiren und zeitgenössischen Schriften erwähnt wird.<sup>18</sup> Harden hat rege Korrespondenz mit vielen seiner Zeitgenossen betrieben. Die meisten dieser Quellen sind im Nachlaß im Bundesarchiv in Koblenz oder im Geheimen Staatsarchiv in Berlin vorhanden.<sup>19</sup> Veröffentlicht wurde der Briefwechsel zwischen Friedrich von Holstein und Harden, der für die Eulenburg-Affäre von Bedeutung ist.<sup>20</sup> Die wichtigste Quelle für eine Abhandlung über Maximilian Harden ist selbstverständlich seine von ihm herausgegebene, redigierte und oftmals allein verfaßte Wochenschrift »Die Zukunft«.<sup>21</sup> Schon die erschienenen 118 Bände stellen ein unüberschaubares Quellenmaterial dar. Harden hat zusätzlich noch in vielen deutschen und ausländischen Zeitungen publiziert.<sup>22</sup>

Der wohl „berühmteste und umstrittenste Publizist des Kaiserreichs“<sup>23</sup> ist heute fast vergessen; ebenso »Die Zukunft«, „ein Wochenblatt, das man als

---

17 Hans Joachim Goebel, Maximilian Harden als politischer Publizist im Ersten Weltkrieg (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 85), Bern 1977.

18 Vgl. Hetta Gräfin Treuberg., Zwischen Politik und Diplomatie. Memoiren, hrsg. von Marie-Joseph Bopp, Straßburg 1921, weiterhin Hans Fürstenberg, Erinnerungen. Mein Weg als Bankier und Carl Fürstenbergs Altersjahre, Wiesbaden 1965 und Karl Friedrich Sturm, Maximilian Harden. Beiträge zur Kenntnis und Würdigung eines deutschen Publizisten, Leipzig 1908.

19 Der Zugang zu diesen Archivalien war im Rahmen dieser zweimonatigen Hausarbeit nicht möglich. Teilweise konnten der Sekundärliteratur Texte entnommen werden.

20 Helmuth Rogge (Hrsg.), Holstein und Harden. Politisch-publizistisches Zusammenspiel zweier Außenseiter des Wilhelminischen Reichs, München 1959.

21 Die Zukunft, 118 Bde., Berlin 1892-1922.

22 Als Beispiele seien das »Berliner Tageblatt«, die »Gegenwart«, die »Neue Zürcher Zeitung« und die russische Zeitung »Nowoje Wremja« genannt. Vgl. Young, S. 22.

23 Greuner, Nachwort, S. 327.

den 'Spiegel' des Wilhelminischen Reiches bezeichnen kann“.<sup>24</sup> Harden geriet bereits zu Lebzeiten in Vergessenheit.<sup>25</sup> Seine Prominenz im Kaiserreich nahm in der Weimarer Republik rapide ab. Seine Publizistik war auf die Kritik am Kaiser ausgerichtet. Als Kaiser Wilhelm II. abdankte, versuchte Harden, im Reichspräsidenten Friedrich Ebert einen neuen Gegenspieler zu finden, aber sein Stil und seine bevorzugten Themen wurden für die Leser immer unattraktiver. Die Abonnentenzahlen der »Zukunft« sanken so stark, daß Harden teilweise die Veröffentlichung der Zeitschrift bezuschussen mußte. Das Ende seiner publizistischen Karriere war absehbar, aber den Anlaß und den Zeitpunkt konnte er nicht selber wählen. Am 3. Juli 1922 verübte die antisemitische „Organisation Consul“ ein Attentat auf Maximilian Harden. Das war neun Tage, nachdem sein ehemaliger Freund Walther Rathenau von derselben Organisation erschossen worden war.<sup>26</sup> Harden überlebte schwer verletzt, war aber nicht mehr in der Lage, die Zeitschrift zu publizieren.

Der deutsche Patriot und assimilierte Jude Maximilian Harden mußte sich als Sechzigjähriger mit antisemitischen Vorwürfen auseinandersetzen. Wie reagierte der Publizist? Wandelte er sich vom Vertreter der Assimilation zum bekennenden Juden oder gar zum Zionisten? Viele Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik wurden mit diesem Identitätsproblem konfrontiert. Die Lösungsversuche können nicht verallgemeinert werden, ganz im Gegenteil: Es gab die verschiedensten Möglichkeiten, mit der Parallelität von jüdischer Herkunft und Deutsch-Sein umzugehen. Die Fragen können also nur von Fall zu Fall beantwortet werden. In der vorliegenden Arbeit soll aus diesem Grund Hardens Haltung zu seiner jüdischen Herkunft und zum Judentum im Mittelpunkt stehen.

Dieses Thema wird nur in wenigen Publikationen behandelt. Maximilian Hardens Einstellung zum Judentum und zu seiner jüdischen Herkunft thematisiert Erich Gottgetreu in seinem Aufsatz „Maximilian Harden: Ways and Errors of a Publicist“.<sup>27</sup> Als Zeitgenosse beschäftigte sich indes Theodor

---

24 Peter Berglar, Harden und Rathenau. Zur Problematik ihrer Freundschaft, in: Historische Zeitschrift, Bd. 209, München 1969, S. 75-94, hier S. 79.

25 Vgl. zu diesem Absatz Young, S.230ff. und Weller, »Zukunft«, S. 86f.

26 Vgl. zu den Attentaten Weller, »Zukunft«, S. 82ff.. Neuere Ergebnisse über die Hintergründe des Attentats auf Walther Rathenau erschienen leider nach Fertigstellung der vorliegenden Arbeit. Vgl. Martin Sabrow, Die verdrängte Verschwörung. Der Rathenau-Mord und die deutsche Gegenrevolution, Frankfurt a.M. 1999.

27 Bei diesem Aufsatz handelt es sich um die oben angegebenen Studie von Gottgetreu.

Lessing mit dem Identitätsproblem Hardens in seinem Werk „Der jüdische Selbsthaß“.<sup>28</sup> Von dem Publizisten selbst findet man nur sehr wenige Äußerungen über seine jüdische Herkunft. Lediglich mit seinem intimen und zugleich jüdischen Freund Walther Rathenau tauschte er Gedanken zum Judentum aus. Rathenau hatte einmal zu Harden gesagt, daß ihre Lebenslinien untrennbar seien.<sup>29</sup> Mit den beiden Attentaten erhielt diese Äußerung einen bitteren Beigeschmack. Obwohl die Freundschaft bereits am Anfang der Weimarer Republik zerbrach, hatte Rathenau insofern Recht, da für Harden sein ehemaliger Freund ein Spiegel seiner eigenen Integrationsversuche blieb.<sup>30</sup> Hardens Reaktion auf die antisemitischen Angriffe läßt sich darum nicht ohne Kenntnis der Bindung zwischen ihm und Walther Rathenau darstellen und interpretieren. Aus diesem Grund bildet diese Freundschaft einen Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung. Dabei ist vor allem der Briefwechsel zwischen den beiden eine sehr aufschlußreiche Quelle.<sup>31</sup> Der Herausgeber Hans Dieter Hellige hat dem umfangreichen Schriftverkehr außerdem eine detaillierte Studie zur jüdischen Identität der beiden Verfasser beigefügt.

Um die Fragestellung dieser Arbeit beantworten zu können, soll zunächst die Problematik der deutsch-jüdischen Identität im Kaiserreich und in der Weimarer Republik skizziert werden, wobei hauptsächlich die Aspekte berücksichtigt werden, die für Hardens Lebenslauf ausschlaggebend waren. Ebenso soll eine Kurzbiographie Hardens den Rahmen schaffen, in dem sein Handeln und Denken in Bezug auf seine jüdische Herkunft und auf das Judentum verständlich wird.

---

28 Theodor Lessing, *Der jüdische Selbsthaß*, Berlin (Reprint München 1984) 1930.

29 Harden, *Zum Schutz der Republik*, in: *Die Zukunft*, Bd. 118, 8./22. Juli 1922, S. 48.

30 Walther Rathenau. Maximilian Harden. *Briefwechsel 1897-1920* (= *Walther Rathenau-Gesamtausgabe*, Bd. 6), hrsg. von Hans Dieter Hellige, München 1983, S. 881.

31 A.a.O.

## 2 Das Identitätsproblem der Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

### 2.1 Der Weg in die deutsche Gesellschaft

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts begann für die Juden<sup>1</sup> die „moderne Ära“ ihrer Geschichte.<sup>2</sup> Noch im 18. Jahrhundert lebten sie in Deutschland als Randgruppe, isoliert von ihren nicht-jüdischen Nachbarn. Durch eine spezifische Berufsstruktur, ihr Leben in „Judengassen“ oder „Judenhäusern“, ihre religiösen Rituale und ihre Sprache wichen sie deutlich von der Kultur der nicht-jüdischen Deutschen ab. An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erschien den liberalen Teilen des deutschen Bürgertums diese Art der Isolation unter dem Einfluß der Aufklärungsbewegung inakzeptabel. Reformen wurden gefordert. Industrialisierung, Urbanisierung, Nationalbewegung und soziale Reorientierung stellten die bestehende Struktur in Deutschland in Frage. Im Zusammenhang mit einem umfassenden Reformkonzept wurden gesetzliche Beschränkungen für die Juden abgebaut. In Preußen wurden die Juden zum Beispiel in dem „Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden“ von 1812 zu „Einländern und preußischen Staatsbürgern“ erklärt, das bedeutete für sie freie Berufs- und Wohnsitzwahl, die privatrechtliche Gleichstellung, die Abschaffung der Sonderabgaben und weiterer Hemmnisse für die Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft.<sup>3</sup>

---

1 Die Darstellung des Identitätsproblems der Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik macht es notwendig die Begriffe „deutsche Juden“ und „nicht-jüdische Deutsche“ zur Unterscheidung zwischen den in Deutschland lebenden Juden und dem deutschen Bevölkerungsteil, der nicht die jüdischen Konfession hatte, zu verwenden. Dabei soll nicht der Eindruck erweckt werden, als seien deutsch und jüdisch Gegensätze oder unvereinbare Eigenschaften.

2 Zu diesem Thema gibt es eine außerordentlich umfangreiche Literatur. Einen guten Überblick bieten Monika Richarz (Hrsg.), *Jüdisches Leben in Deutschland*. Band 2: *Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich*, Stuttgart 1979 und Shulamit Volkov, *Die Juden in Deutschland 1780-1918* (= *Enzyklopädie deutscher Geschichte*, Bd. 16), München 1994. In diesem Werk ist auch die wichtigste Literatur verzeichnet. Nach Abschluß der vorliegenden Arbeit erschienen zwei weitere empfehlenswerte Werke, die leider nicht berücksichtigt werden konnten: Arno Herzig, *Jüdische Geschichte in Deutschland*. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1997 und Michael Mayer (Hrsg.), *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Band IV: *Aufbruch und Zerstörung 1918-1945*, München 1997. Vgl. zu dem folgenden Abschnitt Volkov, *Juden in Deutschland*, S. 3-8.

3 Volkov, *Juden in Deutschland*, S.19f.

Aus liberaler Sicht sollte die Integration der jüdischen Minderheit ein Teilaspekt der Modernisierung der deutschen Gesellschaft sein. Im Bildungsprozeß eines liberalen Nationalstaates sollten alle Unterschiede - ob diese nun auf dem kulturellen oder biologischen Gebiet gesehen wurden - zugunsten einer einheitlichen Nationalkultur eingeschmolzen werden. Auch noch im folgenden Jahrhundert vertrat zum Beispiel der Althistoriker Theodor Mommsen diese Auffassung. Er beantwortete in den 1890er Jahren die von nicht-jüdischen Deutschen gestellte „Judenfrage“ mit der Forderung nach „Assimilation“. Unter „Assimilation“ konnte man verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten begreifen: vom gegenseitigen Geben und Nehmen im Rahmen eines Modernisierungsprozesses, in dem sich alle verändern, bis hin zum einseitigen Anpassen der jüdischen Minderheit an die („Hoch“-)Kultur der Mehrheit, die in diesem Fall als Konstante verstanden wurde. Auf jeden Fall sollte die „Assimilation“ ein einheitliches und kein vielfältiges Gesellschaftsbild hervorbringen. Für die meisten nicht-jüdischen Deutschen war die Emanzipation der deutschen Juden jedoch mit der Forderung nach „kultureller »Eindeutschung«“ verbunden.<sup>4</sup>

Die Tatsache, daß die deutliche Trennung zwischen jüdischer Minderheit und deutscher Gesellschaft zu verschwimmen begann und den Juden die Möglichkeit zum „Eintritt“ (Jacob Toury) in das deutsche Bürgertum geschaffen wurde, zwang sie zur Entscheidung.<sup>5</sup> Von der theoretischen Alternative, das Angebot zur „Verbürgerlichung“ abzulehnen und weiterhin ein traditionelles Gemeindeleben zu führen, machten sie kaum Gebrauch. Im Gegenteil: Die Mehrheit der Juden hatte zu diesem Zeitpunkt die Annäherung an die deutsche Gesellschaft bereits begonnen.<sup>6</sup>

---

4 Richarz, S. 46. Vgl. außerdem Trude Maurer, Die Entwicklung der jüdischen Minderheit in Deutschland (1780-1933). Neuere Forschungen und offene Fragen (=Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 4), Tübingen 1992, S. 9f.

5 Vgl. Volkov, Juden in Deutschland, S. 8, sowie Jacob Toury, Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum, in: H. Liebeschütz, A. Paucker (Hrsg.), Das Judentum in der deutschen Umwelt, Tübingen 1977.

6 Vgl. zu diesem Abschnitt Shulamit Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990, S. 111-130 („Die Verbürgerlichung der Juden in Deutschland als Paradigma“), S. 131-145 („Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich“) und S. 181-196 („Selbstgefälligkeit und Selbsthaß“). Monika Richarz (S. 46) schreibt dazu, daß „(u)m die Mitte des 19. Jahrhunderts.. die Identifizierung mit der Wissenschaft und Kultur in Deutschland für orthodoxe und liberale Juden zur Selbstverständlichkeit geworden“ war.

Der Prozeß der „Verbürgerlichung“ beinhaltete verschiedene Aspekte. Die deutschen Juden erhielten in den einzelnen deutschen Staaten freilich mit erheblichen Zeitunterschieden die Staatsbürgerschaft mit fast denselben Rechten wie die nicht-jüdischen Deutschen. Neben diesem rechtlichen Gesichtspunkt veränderte sich aber auch die Sozialstruktur der Juden durch den „Eintritt“ in die deutsche Gesellschaft. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gehörten noch zwei Drittel der deutschen Juden zur unteren Gesellschaftsschicht. Derselbe Anteil stieg durch die Integration innerhalb von zwei Generationen in die soziale Mittelschicht auf. Diese „Verbürgerlichung“ verband sich mit der Akkulturation. Neben dem Verzicht auf das Jiddische und der Aneignung der deutschen Hochsprache übernahmen Juden stärker „äußere und innere Werte deutscher Kultur“ und wurden allmählich von Konsumenten deutscher Kulturgüter zu Mitgestaltern des kulturellen Lebens.<sup>7</sup> Die „bürgerliche Verbesserung der Juden“, wie sie 1781 erstmals von dem preußischen Staatsrat Christian Wilhelm von Dohm gefordert worden war, mußte zwangsläufig Auswirkungen auch auf die Religion der Juden und ihre Rituale haben.<sup>8</sup> Innerjüdische Reformen sollten das Judentum an das Niveau der aufgeklärten deutschen Gesellschaft anpassen. Um Rituale, Gebetsformen und Gebete nach Vorstellungen der christlichen Mehrheit zu verändern, mußte freilich die Autorität der Rabbiner geschwächt werden. Dagegen sah nur eine Minderheit unter den deutschen Juden in der Konversion zum Christentum ihre Chance zum „Eintritt“ in die deutsche Gesellschaft.<sup>9</sup>

Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts blieben für die große Mehrheit der deutschen Juden und für weite Teile des nicht-jüdischen liberalen Bürgertums „Assimilation“ und „Emanzipation“ zwei Seiten derselben Medaille. Viele Juden strebten danach, „ein integraler Bestandteil der Wilhelminischen Gesellschaft und Kultur“ zu werden,<sup>10</sup> was ihnen auch teilweise gelang. Sie lebten zusammen mit Nicht-Juden in denselben Wohnvierteln, sie besuchten dieselben Schulen, wurden politisch gemeinsam mit ihren nicht-jüdischen Gesinnungsgenossen in Vereinen und Parteien aktiv und sie arbeiteten in denselben Betrieben.<sup>11</sup> Dadurch entstand aber ein „Identitätspro-

---

7 Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S.133.

8 Volkov, Juden in Deutschland, S. 13 und S. 18. Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 9. „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ ist auch der Titel von Dohms Schrift.

9 Vgl. Richarz, S. 15f.

10 Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 132.

11 Vgl. Richarz, S. 55.

blem“ für die Juden: Sie mußten angesichts ihrer „doppelten Existenz“ (Volkov) als Deutsche *und* Juden zu einer Selbstdefinition gelangen, die ihr Deutsch-Sein und ihr Jüdisch-Sein in einer sie selbst zufriedenstellenden Weise ausbalancierte. Dieses Problem beschäftigte die deutschen Juden besonders intensiv. Eine Patentlösung gab es indes nicht, sondern es zeichneten sich unterschiedliche Haupttendenzen für die Lösung ab: „Assimilation“, Zionismus und Sozialismus.<sup>12</sup>

## 2.2 Varianten zur Lösung des Identitätsproblems unter dem Eindruck des Antisemitismus

Der Prozeß der rechtlichen Emanzipation wurde begleitet von der „Assimilationsbereitschaft“ der deutschen Juden und den „Assimilationsforderungen“ jener nicht-jüdischen Deutschen, die eine liberale Haltung einnahmen und zur Integration der jüdischen Minderheit bereit waren. In diesem Zusammenhang ist es notwendig, die Bedeutung von „Assimilation“ näher zu betrachten. Der Begriff der „Assimilation“ ist besonders dehnbar und unklar. „Assimilation“ kann sowohl das Ergebnis eines Prozesses, als auch den Prozeß selbst bezeichnen. Dabei bezieht sie sich auf soziale, kulturelle und psychische Aspekte des Prozesses.<sup>13</sup> Sie bezeichnet die Integration einer Minderheit durch eine Mehrheit ebenso wie die Anpassung der Minderheit an die Lebensweise, Kultur, Mentalität usw. der Mehrheit. Dabei bleibt offen, ob eine einseitige Anpassung oder eine gegenseitige Annäherung gemeint ist. In diesem Fall ist unklar, wer wieviel einbringt beziehungsweise übernimmt.

Im Zusammenhang mit der Identitätsproblematik kommt der „Assimilation“ noch eine weitere Bedeutung zu: Sie beschreibt eine spezifische Sicht auf das Deutsch- und Jüdisch-Sein, wie sie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts von großen Teilen der deutschen Juden vertreten wurde.

„Die Vertreter der Assimilation betrachteten sich im nationalen und kulturellen Sinne als Deutsche.“<sup>14</sup>

---

12 Vgl. Klara Pomeranz Carmely, Das Identitätsproblem jüdischer Autoren im deutschen Sprachraum (= Monographien Literaturwissenschaft, Bd. 50), Königstein / Ts. 1981, S. 1ff.

13 Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 132. Außerdem Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 171f.

14 Carmely, S. 170.

Repräsentanten dieser Haltung waren die Mitglieder des 1893 gegründeten *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* (C.V.). Der Verband entstand als Reaktion auf die antisemitischen Wellen Anfang der 1890er Jahre und sah zunächst seine Hauptaufgabe in der Abwehr antisemitischer Angriffe.<sup>15</sup> Die Mitglieder verstanden das Judentum nur als Konfession. Sie waren gegen die Konversion zum Christentum und bekannten sich zum mosaischen Glauben.<sup>16</sup> Der Name stand stellvertretend für dieses Programm. Die Mitglieder des C.V.s sahen in ihrem Jüdisch-Sein keinen Widerspruch zu ihrer deutschen Identität, sondern verstanden sich als jüdische Deutsche, ähnlich wie auch Katholiken und Protestanten Deutsche waren.<sup>17</sup> Aus diesem Grund distanzieren sie sich von der Meinung, die Juden seien ein eigenständiges Volk oder gar eine Rasse. Um ihre Zugehörigkeit zum „Deutschtum“ eindeutig zu demonstrieren, übten sie sogar Kritik an angeblich „typisch jüdischen“ Eigenschaften und distanzieren sich von Juden, die wie die Ostjuden, durch die Art der Ausübung religiöser Riten oder durch ihre Kleidung und rituelle Haartracht die Assimilation verweigerten. Die assimilationswilligen Juden beachtetten nur noch wenige Aspekte der orthodoxen Tradition, beispielsweise das Fasten am Versöhnungstag oder das Beschneiden der Söhne und beschränkten ihre Synagogenbesuche auf die hohen Feiertage. Teilweise übernahmen sie sogar antisemitische Vorurteile und handelten sich dadurch den Vorwurf der Zionisten ein, sie seien „jüdische Antisemiten“.

Wenn also das Ziel der Mehrheit der deutschen Juden Assimilation an das „Deutschtum“ war, so kann man dennoch nicht davon ausgehen, daß es ein einheitliches Verständnis davon gegeben hat, was „deutsch“ eigentlich sei. Denn die Frage nach „Kultur“, „Lebensstil“ und „Mentalität“ der als vorbildlich geltenden Deutschen läßt sich nicht allgemeingültig beantworten.

Eine Voraussetzung für die Assimilation der jüdischen Minderheit war aber auch die Bereitschaft der nicht-jüdischen Deutschen, ihre Zugehörigkeit zu akzeptieren. Bereits in den 1870er Jahren fanden die Juden diese Bereitschaft immer seltener vor. Gründe hierfür waren vor allem der sogenannte Gründer-

---

15 Vgl. zum C.V. Richarz, S. 41f. 1893 erhielten die Antisemitenparteien bei der Reichstagswahl 16 Sitze, das war ihr bislang größter Wahlerfolg. Während des Wahlkampfes hatte sich der C.V. gegründet. Richarz., S. 41.

16 Vgl. Volkov, Juden in Deutschland, S. 60 und Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 113.

17 Vgl. zu diesem Abschnitt Carmely, S. 1ff. und S. 170f.

krach (1873) und die nachfolgende langanhaltende Wirtschaftskrise. Bereits beim Börsenkrach im Oktober 1873 deutete sich an, daß die Juden als Sündenböcke für die kommende Gründerkrise herhalten müßten. Außerdem trug die entscheidende Schwächung des Liberalismus durch die innenpolitische Wende 1878/79 zur schnellen Ausbreitung des Antisemitismus bei.<sup>18</sup> Das Vorurteil, der Einfluß der Juden habe den Liberalismus zu einem herzlosen „Manchestertum“ verkommen lassen, war ein Ergebnis dieser Entwicklung. Verschiedene Schmähschriften beschäftigten sich außerdem mit der „Verjudung“ der deutschen Kultur.<sup>19</sup> Heinrich von Treitschke brachte sogar das Zitat in Umlauf, die Juden seien das „Unglück“ der Deutschen. „Antisemitismus schien salonfähig geworden zu sein.“<sup>20</sup>

Adolf Stoecker, Hofprediger in Berlin, benutzte erstmals den Antisemitismus als „zentrales Credo“ einer modernen politischen Partei.<sup>21</sup> Er gründete 1878 die christlich-soziale Arbeiterpartei, die nach dem gescheiterten Versuch das Berliner Proletariat für die Krone zurückzugewinnen, vor allem in den Kreisen des städtischen Mittelstandes Erfolg mit dieser Taktik hatte. Verschiedene sozialkonservative und ehemals liberale Politiker übernahmen Stoecckers Strategie. Auch der 1893 gegründete *Bund der Landwirte (BdL)* und der *Deutschnationale Handlungsgelhilfenverband (DNHV)* vertraten einen aggressiven Antisemitismus.<sup>22</sup>

„Zur gleichen Zeit ergriffen antijüdische Tendenzen die verschiedensten sozialen Gruppen und zahlreiche Vereine und kleine Institutionen, sickerten in bürgerliche Vereine und Clubs ein, in die höheren Bildungsanstalten und in mehrere politische Parteien.“<sup>23</sup>

Nach und nach eroberten dann die Vertreter des Rassenantisemitismus' die Definitionsmacht darüber, wer Jude war und wer nicht. Dadurch wurden auch jene, die sich für assimiliert gehalten hatten, in die „Situation des Juden“<sup>24</sup> gesetzt. Vor allem im privaten Umgang erlebten die deutschen Juden die an-

---

18 Vgl. Richarz, S. 36 und Volkov, Juden in Deutschland, S. 48f.

19 Vgl. hierzu Volkov, Juden in Deutschland, S. 47-53.

20 Volkov, Juden in Deutschland, S. 49.

21 Volkov, Juden in Deutschland, S. 49.

22 Richarz, S. 36.

23 Volkov, Juden in Deutschland, S. 51.

24 Jean-Paul Sartre, Betrachtungen zur Judenfrage. Drei Essays, Frankfurt a.M. - Berlin 1970, S. 145.

tisemitschen Vorurteile ihres sozialen Umfeldes.<sup>25</sup> Walther Rathenau formulierte diese Erfahrung einmal wie folgt:

„In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn er sich zum ersten Mal voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und das keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“<sup>26</sup>

Carmely stellt demnach fest:

„Es ist also die nicht-ignorierbare Haltung der Umwelt, die es dem Einzelnen zu Bewußtsein bringt, daß er zum Judentum gehört, und die ihn bestimmt, sich mit dieser Tatsache auseinanderzusetzen.“<sup>27</sup>

Die Gründung des *C.V.s* spiegelt dieses neue Selbstverständnis der Juden wider. Sie schlossen sich seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts häufiger beispielsweise in Verbänden und literarischen Zirkeln zusammen, da sie sich in den christlichen Milieus nicht wohl fühlten.

Etwa ab diesem Zeitpunkt wurde ein neues kulturelles Interesse am Judentum außerhalb des *C.V.s* geweckt.<sup>28</sup> Theodor Herzl legte 1896 mit seinem Werk „Der Judenstaat“ den Grundstein für die zionistische Bewegung. Er glaubte nicht an Emanzipation oder an das Gelingen der Assimilation. Der Grund für seine Einstellung waren u.a. persönliche Erfahrungen mit dem Antisemitismus. Herzl wurde zum Führer der Zionisten, die unter den deutschen Juden immer in der Minderheit blieben. Der Zionismus war aber keine einheitliche Weltanschauung, er vereinte zunächst jene Juden, die, wie Herzl, den Assimilationsversuch als gescheitert und vergeblich empfanden oder unter dem Einfluß des Antisemitismus als „Selbstverleugnung“ ansahen. Die Zionisten entwickelten etwa ab 1910 ein jüdisches Nationaldenken. Sie begriffen die Judenheit als Volk, das über verschiedene Staaten verstreut lebte, aber in einem Staat (in Palästina) wieder vereinigt werden sollte. 1912 verabschiedete die 1897 gegründete *Zionistische Vereinigung für Deutschland (ZVfD)* sogar eine Resolution, die forderte, daß jeder Zionist die Übersiedlung nach Palästina in seinen Lebensplan aufnehmen sollte. Diese Forderung entsprach aber

---

25 Vgl. Richarz, S. 37.

26 Zitiert nach Richarz, S. 38.

27 Carmely, S. 6.

28 Vgl. zu dem folgenden Absatz Volkov, *Juden in Deutschland*, S. 61-66 und Richarz, S. 42ff.

kaum der Lebensrealität deutscher Zionisten, denn auch von ihnen wanderten während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik nur wenige nach Palästina aus. Die unter den Zionisten weit verbreitete Ansicht, das Judentum sei eine Rasse, deckt sich mit dem Stereotyp der antisemitischen Zeitgenossen, wobei die Bewertung allerdings völlig gegensätzlich war. Nicht alle Zionisten beurteilten indes den gemeinsamen Staat als wichtigstes Ziel der Bewegung. Martin Buber kämpfte zum Beispiel in erster Linie um die spirituelle Erneuerung des Judentums.

Eine ganz andere Lösungsmöglichkeit des „Identitätsproblems“ bot den Juden der Sozialismus.<sup>29</sup> Im Hinblick auf die soziale Revolution lehnten die Sozialisten jegliche Rassevorstellungen ab. Für sie prägten nicht die Erbanlagen, sondern das soziale Umfeld den Charakter des Menschen. Der Antisemitismus war für sie nur eine Variante des Klassenkampfes.

„Viele Sozialisten jüdischer Abkunft sehen in der Judenfrage deshalb kein von den anderen gesellschaftlichen Fragen losgelöstes Problem. Auch die Aussöhnung von Deutschtum und Judentum ergibt sich nur daraus, daß sie beides dem umfassenderen Begriff ‘Menschheit’ unterordnen.“<sup>30</sup>

Die Taufe bildete im Kaiserreich für etwa 23 000 Personen eine Lösung der Identitätsprobleme. Einige Juden machten außerdem Gebrauch von der in Preußen 1876 geschaffenen Möglichkeit, zwar aus der jüdischen Gemeinde auszutreten, sich aber nicht taufen zu lassen.<sup>31</sup> Die Mehrheit der deutschen Juden versuchte ihre „dualistische Existenz“ jedoch aufzulösen, indem sie jüdische Eigenarten ablegte und sich „typisch“ deutsche aneignete. Sie fühlten sich deutsch und zeigten sich häufig besonders patriotisch und national. Dabei entwickelten sie jedoch eine spezielle Soziokultur, die sie von der nicht-jüdischen Mehrheit unterschied.

„Trotz der weitgehenden kulturellen Angleichung an die nichtjüdische Mehrheit blieb also eine individuelle und kollektive jüdische Identität bestehen. Doch es war eine Identität innerhalb der deutschen Gesellschaft, nicht im Gegensatz zu ihr.“<sup>32</sup>

---

29 Vgl. dazu Carmely, S. 74-100.

30 Carmely, S. 75.

31 Richarz, S. 16.

32 Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 177.

### 2.3 „Intime Kultur“ - die Situation der jüdischen Minderheit im Deutschen Kaiserreich

Die „intime Kultur“ war Ausdruck eines neuen Selbstbewußtseins, das sich unter dem Druck des Antisemitismus bei den Juden entwickelt hatte. Unter diesem Gesichtspunkt bildeten die Juden im Kaiserreich eine kulturell homogene Gruppe. Wahrscheinlich haben nicht-jüdische Deutsche diese spezielle Kultur der Juden nicht wahrgenommen.<sup>33</sup> Das neue Selbstbewußtsein war das Bewußtsein einer Herausgehobenheit aus dem Rest der Gesellschaft, das zu verschiedenen Reaktionsmuster führte: von Selbstzufriedenheit bis zum Selbsthaß.

Wie sah diese „intime jüdische Kultur“ aus, wo manifestierte sie sich? Da sicher das jeweilige persönliche Bewußtsein das Kriterium für die Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit gewesen ist,<sup>34</sup> kann man heute kaum noch die absolute Zahl derjenigen Juden ermitteln, die sich im Kaiserreich als Juden gefühlt haben, ebensowenig freilich die Zahl derjenigen, die von den Antisemiten als Juden betrachtet wurden, da sie jüdische Vorfahren besaßen. Nach der amtlichen Statistik hatte knapp ein Prozent der Bevölkerung im Kaiserreich die mosaische Religion.<sup>35</sup> Diese statistisch faßbare Minderheit wies einige Besonderheiten auf.

Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung war bei den deutschen Juden der Grad an Verstädterung extrem hoch.<sup>36</sup> Im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgte der Zuzug in Etappen vom Land in die Kleinstadt und von dort aus in die Großstadt. Die Gründe für die Urbanisierung ergeben sich vor allem aus der spezifischen Berufsstruktur der jüdischen Deutschen - freie und kaufmännische

---

33 Vgl. Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 64.

34 Walter Dierks formuliert diese Ansicht wie folgt: „Offenbar ist es das Bewußtsein, dazu zu gehören, so oder so, das den Juden konstituiert. Im Sinne dieser formalen Definition wäre der Mensch ein Jude, der sich entweder zum Positiv-Jüdischen im religiösen oder kulturellen Sinne dieses Begriffes bekennt oder sich bewußt davon absetzt und gerade dadurch den Zusammenhang aufrecht hält.“ Zitiert nach Carmely, S. 6.

35 Vgl. Hans-Günther Zmarzlik, Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich 1871-1918, in: B. Martin, E. Schulin (Hrsg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981, S. 249-270, hier S. 250. Zmarzlik spricht für das Jahr 1817 von circa 500 000 Juden, die in Deutschland lebten. Das waren 1,2 % der gesamten Bevölkerung. 1914 waren es dann etwa 600 000, aber nur noch 0,9 %. Richarz beziffert für das Jahr 1871 512 000 deutsche Juden und für 1910 615 000, das sind 1,25 % bzw. 0,9 % der Gesamtbevölkerung. Richarz, S. 13.

36 Vgl. zu den folgenden statistischen Angaben Richarz, S. 20ff., Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 65 und Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 135ff.

Berufe hatten in den Städten bessere Chancen - und in den Ausbildungsmöglichkeiten für die Kinder. Aber auch als Reaktion auf den Antisemitismus in den Dörfern und Kleinstädten zogen Juden in die Großstädte mit ihrem höheren Grad an Anonymität.

1871 lebten knapp 20 % aller Juden in Großstädten, diese Zahl stieg bis 1910 auf 58,3 % an, während 1910 lediglich 21,3 % der Reichsbevölkerung in Großstädten lebten.<sup>37</sup> Eindeutiges Zentrum der jüdischen Zuwanderung war Berlin. In der Reichshauptstadt und ihren Vororten lebten 1910 fast 27 % der jüdischen Bevölkerung Deutschlands. Dieser Trend zur Verstädterung spiegelt also nicht nur die Anziehungskraft der Großstädte auf Juden wider, er zeigt außerdem noch eine Konzentration der deutschen Juden auf einige wenige Städte, 95 % aller Orte im Deutschen Reich hatten keine jüdischen Einwohner.

Neben dieser spezifischen regionalen Verteilung existierte auch eine spezielle Berufsstruktur. Im 19. Jahrhundert waren besonders viele Juden im Handel tätig. 1895 arbeiteten 10,2 % aller Erwerbstätigen in dieser Branche, aber 56 % der jüdischen Erwerbstätigen. Noch im 18. Jahrhundert waren Juden zwangsweise auf den Nothandel beschränkt gewesen und gaben den Handel nach der Emanzipation trotz aller Bemühungen zur Berufsumschichtung aufgrund der allgemeinen Wirtschaftslage auch nicht zugunsten von Ackerbau und Handwerk auf. Als in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Beschäftigungszahlen im Handel relativ rückläufig waren, wandten sich die nicht-jüdischen Deutschen vor allem industriellen Berufen zu. Die Juden wählten jedoch hauptsächlich akademische oder die sogenannten „freien“ Berufe als Alternative. So arbeiteten bereits 1895 6,1 % aller berufstätigen Juden im „öffentlichen Dienst“ oder in „freien“ Berufen. Damit lag ihr Anteil nur 0,1 % unter dem Prozentsatz aller Erwerbstätigen.<sup>38</sup> Obschon die Juden unter den Verlegern, Chefredakteuren, Wirtschaftsjournalisten und Feuilletonisten vor allem in der linksliberalen Presse Berlins und Frankfurts dominierten, wurde die Rolle der Juden im gesamten deutschen Journalismus oft überbetont.<sup>39</sup>

Trotzdem die Juden die gleichen verfassungsmäßigen Rechte auf Zugang zum öffentlichen Dienst hatten wie die übrige Bevölkerung, wurden sie durch

---

37 Vgl. zu diesem Absatz Richarz, S. 21f.

38 Richarz, S. 24.

39 Volkov, Juden in Deutschland, S. 54.

eine Art stillschweigende gesellschaftliche Übereinkunft von einer Karriere in Verwaltung, Justiz, Schule und Universität ferngehalten. In der Armee hatten sie nicht die geringste Aussicht, aktive Offiziere zu werden. Von 1885 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges wurden Juden in Preußen nicht einmal mehr zu Reserveoffizieren ernannt. Dieser Rang war jedoch die gesellschaftliche Voraussetzung für viele zivile Karrieren im Kaiserreich, in dem das Offizierskorps zum 'ersten Stand' gehörte. Aufgrund der sozialen Diskriminierungen im Staatsdienst konzentrierten sich die Juden vor allem in freien Berufen.

Insgesamt war ihr Anteil unter den Selbständigen überproportional hoch. Er lag bei über 50 % im Gegensatz zu weniger als einem Viertel bei der Gesamtbevölkerung.<sup>40</sup> Vielfach hielt dabei auch die Furcht vor Diskriminierung die Juden ab, in eine abhängige Stellung einzutreten. Außerdem erlaubten selbständige Berufe die Einhaltung der religiösen Gebote und Feiertage.<sup>41</sup>

Auch ihre soziale Schichtung unterschied sich deutlich von der der nicht-jüdischen Mehrheit der Bevölkerung. Das zeigt sich auch am Steueraufkommen in Berlin. Um 1908 brachten die Juden 30 % der Steuereinnahmen der Stadt auf, obwohl sie lediglich 15 % der Steuerzahler und 5 % der Bevölkerung ausmachten. Dabei muß man allerdings berücksichtigen, daß hier die Gesamtheit einer größtenteils proletarischen Bevölkerung einer vornehmlich bürgerlichen Gruppe gegenübergestellt wird. Außerdem lebte die christliche Oberschicht häufig auf Landgütern. Dennoch bleibt als Ergebnis, daß die „Mehrheit der deutschen Juden ... dem Einkommen nach zum gehobenen städtischen Bürgertum“<sup>42</sup> gehörte. Es gab bei den jüdischen Deutschen nur eine kleine Unterschicht und ebenso eine kleine, reiche Oberschicht, etwa drei Viertel aller Juden gehörten dagegen der wohlhabenden Mittelschicht an. Die städtische Mittelschicht war im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung deutlich überrepräsentiert, was sowohl von den Juden selbst als auch von ihren Feinden als „Ausdruck jüdischer Andersartigkeit und Einzigartigkeit“ interpretiert wurde.<sup>43</sup> Anhand der regionalen Verteilung, der Berufsstruktur und der sozialen Schichtung läßt sich erkennen, daß sich die Sozialstruktur der Juden im Kaiserreich und die der Nicht-Juden stark unterschiede-

---

40 Richarz, S. 34.

41 Richarz, S. 24f.

42 Richarz, S. 35.

43 Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 137.

den „Assimilation“, definiert als Annäherung zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen, fand also auf der Makroebene nicht statt.

Bildeten die Juden im Kaiserreich tatsächlich eine kulturell homogene Gruppe, wie Volkov behauptet, oder gab es einen Prozeß kultureller Annäherung? Liberale Zeitgenossen hätten sicher abgelehnt, die jüdische Minderheit als kulturell homogene Gruppe anzusehen. Sie definierten „Kultur“ allerdings nur als „Hochkultur“, und in diesem Bereich fand tatsächlich keine Sonderentwicklung statt. Im Gegenteil: Die deutschen Juden entwickelten sich zu den „Verwaltern“ des geistigen Erbes des deutschen Volkes, was freilich von der Mehrzahl dieses Volkes nicht akzeptiert wurde.<sup>44</sup> Untersucht man aber die „intime Kultur“, wie Volkov sie versteht, als „Reihe von persönlichen Beschlüssen, die dem kollektiven Verhalten unbewußt einen besonderen Charakter gaben“, dann zeigen sich unterschiedliche Normen und Werte der jüdischen Minderheit.

So erhielten achtmal so viele jüdische wie nicht-jüdische Kinder eine Ausbildung, die über dem Niveau der Volksschule lag. Um 1900 waren z.B. ein Viertel der Gymnasiasten und ein Drittel der Realschüler in Berlin jüdisch. Juden waren also in den höheren Bildungsanstalten stark überrepräsentiert und zeigten einen „unvergleichliche(n) ‘Bildungsdrang’“<sup>45</sup>. Dies verweist auf „traditionelle jüdische Züge“, denn unter Juden genoß Bildung und Gelehrsamkeit von jeher ein hohes Ansehen.<sup>46</sup> Sie waren darum auch bereit, finanzielle Opfer für eine hohe Ausbildung der Kinder zu bringen. Besonders auffällig bei der Ausbildung der jüdischen Kinder war die Mädchenerziehung. In den preußischen Provinzen besuchten im Kaiserreich zum Beispiel jüdische Mädchen fünfzehnmal so oft die höhere Schule wie nicht-jüdische. Und nachdem 1908 Frauen die volle Immatrikulation an preußischen Universitäten gewährt worden war, stieg der Anteil der Jüdinnen unter den Studentinnen bis 1912 auf 14 %.<sup>47</sup> Der Bildungsunterschied zwischen Mann und Frau war also bei den Juden deutlich geringer als in der nicht-jüdischen Bevölkerung, obwohl auch in jüdischen Familien Mädchen und Jungen ihren Geschlechterrollen entsprechend erzogen wurden.

---

44 Moritz Goldstein, Deutsch-Jüdischer Parnaß, in: Der Kunstwart, Bd. 25 (1912), S. 281-294.

45 Volkov, Juden in Deutschland, S. 54. Vgl. zu dem folgenden Absatz Volkov, Juden in Deutschland, S. 54ff. und dies., Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 142ff. Außerdem Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 160f.

46 So Richarz, S. 50.

47 Richarz, S. 51.

Auch das Leben der jüdischen Hausfrau und Mutter weicht von dem einer nicht-jüdischen Frau ab. So waren jüdische Frauen trotz ihrer besseren Bildung seltener außerhäuslich erwerbstätig als nicht-jüdische. Im Vergleich zur nicht-jüdischen Bevölkerung gab es bei den Juden im Kaiserreich weniger Eheschließungen, eine wesentlich geringere Geburtenrate, deutlich weniger nichteheliche Geburten, eine geringere Kindersterblichkeit und seltener Totgeburten. Die geringere jüdische Kinderzahl verweist auf die zunehmende Geburtenkontrolle, eine Folge des sozialen Aufstiegs und der höheren Bildung.<sup>48</sup> Daneben spielten die niedrige Zahl der Eheschließungen und das höhere Heiratsalter bei Juden eine Rolle. Neben der geringeren Fertilitätsrate waren auch die sogenannten „Mischehen“ ein Grund für den Rückgang des jüdischen Anteils an der Gesamtbevölkerung.<sup>49</sup> Zwischen 1911 und 1915 gingen 22 % der jüdischen Männer und 13 % der jüdischen Frauen „Mischehen“ ein. Etwa drei Viertel der Kinder aus diesen Ehen wurden christlich erzogen. Die Eheschließungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Partnern, die sich stark auf die Großstädte konzentrierten, können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß private Kontakte zwischen Juden und Nicht-Juden begrenzt waren und häufig von den Juden selbst abgelehnt wurden.

Ob die angeführten Fakten eine spezielle jüdische Mentalität beschreiben oder nur durch die besondere Sozialstruktur der Juden hervorgerufen worden sind und eventuell bei den nicht-jüdischen Vertretern derselben sozialen Schicht ähnliche Verhältnisse vorgelegen haben, ist noch nicht geklärt. Es läßt sich jedoch erkennen, daß die Juden im Kaiserreich von den Nicht-Juden nicht nur durch ihre Religion unterscheidbar blieben, sondern in zahlreichen Bereichen eine Einzigartigkeit bewahrten oder entwickelten.

„Die jüdische Minorität hatte ihre ethnisch-religiöse Identität weitgehend bewahrt und bildete noch immer eine sozial besonders strukturierte Gruppe, wenn auch ihre Gruppenkohäsion durch Assimilation und Säkularisierung stark gelockert war.“<sup>50</sup>

Volkov glaubt daher, einen unabhängigen „Faktor Ethnizität“ zu erkennen und stellt fest, daß die Juden „nicht zu einem ununterscheidbaren Bestandteil deutscher Kultur“ geworden waren.<sup>51</sup>

---

48 Richarz, S. 50.

49 Vgl. hierzu Richarz, S. 16f.

50 Richarz, S. 36f.

51 Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 184f.

## 2.4 Die Lage der jüdischen Minderheit in der Weimarer Republik

Die Einzigartigkeit der Juden im Kaiserreich wurde durch ihre große Aufgeschlossenheit gegenüber Modernisierungen unterstrichen. „In vieler Hinsicht ging die Entwicklung der jüdischen Gesellschaft der übrigen deutschen voraus.“<sup>52</sup> In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen wurde die Diskrepanz, die sich in der „intimen jüdischen Kultur“ manifestierte, wieder geschlossen und durch eine erneute Annäherung abgelöst. Dennoch waren „(d)ie Erfahrungen, die die Juden in der Weimarer Republik machten, ... ambivalent, die Zeichen der Entwicklung gemischt, ja widersprüchlich“<sup>53</sup>. Bereits im Ersten Weltkrieg deutete sich auf der einen Seite eine wachsende Integration und auf der anderen ab 1916 ein neubelebter, radikalisierte Antisemitismus an.<sup>54</sup> Der Einfluß der antisemitischen Parteien nahm meist zu Beginn des Krieges ab.

„Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde das vorherrschende Gefühl der Sicherheit und Hoffnung bestätigt. Im Geiste des Burgfriedens und in der ‘Atmosphäre nationaler Verbundenheit’ [S. Friedländer] konnten sich nun auch Juden als integraler Bestandteil einer verjüngten deutschen Nation verstehen. Sie waren zu jedem Opfer bereit, hochpatriotisch angesichts der Gefahr.“<sup>55</sup>

Der C.V. und selbst die 1897 gegründete *ZVfD* riefen ihre Glaubensgenossen zum freiwilligen Kriegsdienst auf.<sup>56</sup> Der Einsatz der deutschen Juden im Krieg sollte unter anderem beweisen, daß die Vorurteile der nicht-jüdischen Umwelt, die Juden seien „Drückeberger“ im Krieg, ungerechtfertigt und anti-jüdische Meinungen unhaltbar wären. Darin zeigt sich, daß die Juden ihr „nationales Selbstverständnis“, ihr Deutsch-Sein, immer wieder verteidigen und beweisen mußten.<sup>57</sup> Das Selbstverständnis der Mehrheit der deutschen Juden drückte Walther Rathenau 1916 so aus:

---

52 Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 145.

53 Trude Maurer, Die Juden in der Weimarer Republik, in: D. Blasius, Zerbrochene Geschichte, Frankfurt am Main 1991, S. 102-120, hier S. 120.

54 Vgl. hierzu Volkov, Juden in Deutschland, S. 67ff.

55 Volkov, Juden in Deutschland, S. 67.

56 Richarz, S. 55 und Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 105f.

57 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 105.

„Mein Volk sind die Deutschen, niemand sonst. Die Juden sind für mich ein deutscher Stamm, wie Sachsen, Bayern oder Wenden.“<sup>58</sup>

Als der erhoffte schnelle Sieg der Deutschen im Ersten Weltkrieg ausblieb, lebte der Antisemitismus erneut auf.<sup>59</sup> Die Juden wurden als Pazifisten und Nutznießer der Kriegswirtschaft beschimpft. Außerdem warf man ihnen vor, daß sie als Vaterlandsverräter die Revolution vorbereiten würden. Dabei wurden Juden in wichtigen Positionen besonders häufig und hart angegriffen. Im Jahr 1916 veranlaßte das preußische Kriegsministerium eine Erhebung der Dienstverhältnisse der deutschen Juden im Ersten Weltkrieg, die sogenannte „Juden zählung“ - angeblich, um Vorurteile zu widerlegen.<sup>60</sup>

„Die Zählung wurde ebenso dilettantisch wie antisemitisch durchgeführt und das Ergebnis niemals veröffentlicht. Doch ihre sozialen Folgen waren verheerend, die Gezählten fühlten sich entehrt und gebranntmarkt (sic).“<sup>61</sup>

Als im November 1918 die Revolution in Deutschland ausbrach und harte Waffenstillstandsbedingungen akzeptiert werden mußten, traten die antisemitischen Bewegungen noch stärker hervor. Deutschland hatte den Krieg verloren, nun wurden die Juden als schuldig am deutschen Zusammenbruch, als Revolutionäre, als Antimonarchisten und Wucherer angeprangert.<sup>62</sup>

Etwa 400 völkische Organisationen und 700 antisemitische Zeitungen existierten am Anfang der Republik.<sup>63</sup> 1919 wurde als Dachorganisation der *Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund* gegründet, der bei seinem Verbot 1922 etwa 200 000 Mitglieder umfaßte. Neben weiteren außerparlamentarischen Organisationen entstanden in der Weimarer Republik diverse völkische Parteien, wie zum Beispiel als Abspaltung der *Deutschnationalen*, die *Deutschvölkische Freiheitspartei* und die *NSDAP*.<sup>64</sup>

---

58 Zitiert nach Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 104.

59 Vgl. Volkov, Juden in Deutschland, S. 68.

60 Vgl. Richarz, S. 56 und Zmarzlik, S. 259f.

61 Richarz, S. 56.

62 Vgl. Heinrich August Winkler, Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus, in: B. Martin, E. Schulin (Hrsg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981, S. 271-289, hier S. 272f.

63 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 107.

64 Vgl. Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 107f. oder im einzelnen Jan Striesow, Die Deutschnationale Volkspartei und die Völkisch-Radikalen 1918-1922, Frankfurt am Main 1981.

Besonders die orthodoxen Ostjuden,<sup>65</sup> mit ihrer spezifischen Kleidung, Sprache und Lebensweise, wurden zur Zielscheibe der antisemitischen Agitationen. Sie konnten problemlos als Fremde identifiziert und angegriffen werden. Nicht nur Antisemiten, auch assimilierte deutsche Juden taten sich im Umgang mit den Ostjuden schwer.

„Ein Teil der alteingesessenen deutschen Juden reagierte auf die Minderheit erschreckt und feindselig. Die orthodoxen Juden erinnerten die assimilierten deutschen Juden an ihre eigene Vergangenheit - eine unglückliche Vergangenheit, die sie für überwunden hielten, ja vielfach verdrängt hatten.“<sup>66</sup>

Unter dem Druck der wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten der jungen Republik übernahmen sogar liberale und sozialistische Parteien diese anti-*ostjüdischen* Meinungen, obwohl sie grundsätzlich für die Emanzipation der Juden eintraten.

„Die Haltung der Nicht-Antisemiten und sogar vieler Gegner des Antisemitismus war nicht so gefestigt, daß sie nicht gegenüber einer bestimmten Gruppe von Juden ins Wanken gebracht werden konnte.“<sup>67</sup>

Der Antisemitismus nahm in den ersten Jahren der Republik „terroristische“ Züge an. Diverse Attentate, unter anderem auf Maximilian Harden und Walther Rathenau in Berlin, dokumentieren diese Entwicklung.<sup>68</sup> Gerade Berlin galt bei nicht-jüdischen Provinzlern besonders zwischen 1918 und 1923 als jüdische Hochburg.<sup>69</sup>

Aber die Situation der Juden in der Weimarer Republik wurde nicht allein durch die antisemitischen Ausschreitungen bestimmt. Die Emanzipation als rechtliche Gleichstellung der Juden war vollständig erreicht.<sup>70</sup> Die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte waren von der Religion unabhängig. Alle Staatsbürger genossen gleiche Rechte, jeder mußte nach seinen Fähigkeiten zu den Staatsämtern zugelassen werden. Eine staatliche „Judenpolitik“ war aus dieser Sicht unnötig. Aber nicht nur die Individualrechte der Juden wur-

---

65 Vgl. zu der heterogenen Gruppe der Ostjuden Richarz, S. 18f.

66 Winkler, S. 275.

67 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 108.

68 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 109.

69 Winkler, S. 282.

70 Vgl. zu diesem Absatz Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 109f. und dies., Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 135.

den gesichert, auch die Rechte der jüdischen Gemeinschaft wurden in den Artikeln über die Religionsgemeinschaften geregelt. Obwohl einige rechtliche Unklarheiten über den Begriff der Körperschaft in Bezug auf die Synagogengemeinden bestanden, wurden fast alle jüdische Gemeinden als solche behandelt.

„So bleibt festzuhalten, daß in der Weimarer Republik die Juden nicht nur als einzelne Staatsbürger gleiche Rechte genossen, sondern endlich auch kollektiv als Religionsgemeinschaft den christlichen Kirchen gleichgestellt wurden.“<sup>71</sup>

Die offizielle, formale Gleichberechtigung war in der Weimarer Republik also gegeben. Wie aber sah es mit der realen Gleichbehandlung aus?

In den ersten Jahren der jungen Republik konnten erstmals Juden als Bürgermeister, Minister und hohe Staatsbeamte konkret Einfluß auf das politische Leben nehmen.<sup>72</sup> Nach der Ermordung des Außenministers Walther Rathenau schaffte aber nur noch Rudolf Hilferding als Jude den Sprung in ein Ministeramt.<sup>73</sup> In den späten Jahren der Weimarer Republik wurden immer weniger Juden auf die Kandidatenlisten der bürgerlichen Parteien gesetzt. Lediglich die Sozialdemokraten stellten bis zu den Reichstagswahlen im März 1933 jüdische Kandidaten auf.

Daß Gleichberechtigung nicht in Gleichbehandlung umgesetzt wurde, zeigte auch die relative Schutzlosigkeit der Juden und ihrer Gemeinden. Von offizieller Stelle wurden zwar antisemitische Übergriffe stark verurteilt und Schutz zur Sicherung ungehinderter Religionsausübung durch die Polizei gefordert, wie zum Beispiel in einem Erlaß des preußischen Innenministers aus dem Jahr 1931.<sup>74</sup> Aber die Polizei kam offensichtlich ihrer Pflicht, alle Bürger gleich zu schützen, nicht genügend nach, wie die hohe Zahl unaufgeklärter Fälle von Friedhofsschändigungen belegt.

Der Grad der Integration läßt sich nicht allein an der Situation der Juden im öffentlichen und politischen Leben messen, auch das Privatleben muß beachtet werden. Über die Freundschaften zwischen Juden und Nicht-Juden gibt es

---

71 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 110 und dies., Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 135.

72 Vgl. zu diesem Absatz Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 110f.

73 Der Sozialdemokrat Hilferding war 1928-29 Reichsfinanzminister.

74 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 111.

ganz verschiedene Zeugnisse. Einige Juden sprechen in ihren Memoiren von regen, andere von praktisch keinen Kontakten zu Nicht-Juden. Dabei spielte anscheinend die soziale Stellung eine Rolle. Juden aus der Ober- oder Unterschicht hatten wohl häufiger Beziehungen zu Nicht-Juden als Angehörige der Mittelschicht.<sup>75</sup> Eventuell ergab sich diese Konstellation dadurch, daß im Bildungsbürgertum der Antisemitismus besonders stark verbreitet war.<sup>76</sup> Die Integration der Juden setzt natürlich auch immer eine Bereitschaft zur Gemeinschaft bei den Nicht-Juden voraus. Im Vereinsleben, einem „Übergangsbereich zwischen privatem und öffentlichem Leben“, zeigt sich ein ähnliches Bild wie bei den privaten Kontakten.<sup>77</sup> In einigen Organisationen wie zum Beispiel in Sportvereinen waren viele Juden Mitglieder, während bei anderen Verbänden wie zum Beispiel bei den Veteranenverbänden eine Trennung in nicht-jüdische und jüdische eintrat. Die jüdischen Vereine spiegeln das interne Leben der Juden wider. Über die Hälfte der Juden war neben ihrer Gemeindezugehörigkeit auch in einer spezifisch jüdischen Vereinigung organisiert.<sup>78</sup> Die weltanschaulichen Organisationen, *C.V.* und die *ZVfD*, repräsentierten gemeinsam fast 90 000 Einzelmitglieder. In der Weimarer Republik gründete sich ein dritter Verein, der *Verband nationaldeutscher Juden*. Der *C.V.* suchte die Synthese zwischen Deutsch- und Jüdisch-Sein, für die Zionisten war das Judentum deutlich vorrangig. Der Verband nationaldeutscher Juden dagegen sah sich allein »mit deutschem Wesen und deutscher Kultur« verbunden.<sup>79</sup> Seine Mitgliederzahl blieb im Vergleich zum *C.V.* und der *ZVfD* allerdings marginal.<sup>80</sup>

„Sie (die nationaldeutschen Juden, d.Verf.) erkannten keinerlei historische oder kulturelle Gemeinsamkeit mit den Juden anderer Länder an und sprachen über die Ostjuden in einer Weise, die von der der radikalen Antisemiten kaum zu unterscheiden ist.“<sup>81</sup>

Obwohl der Verband offiziell parteipolitisch neutral war, gab es personelle Verbindungen und inhaltliche Übereinstimmungen mit der *Deutschen Volks-*

---

75 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 113.

76 Vgl. Winkler, S. 283. Winkler erläutert, daß sich der Antisemitismus im Bildungsbürgertum nicht, wie in anderen Gesellschaftsschichten, nach Überwindung des wirtschaftlichen Krisenjahrs 1923 abschwächte.

77 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 114.

78 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 119.

79 Zitiert nach Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 115.

80 Maurer, Entwicklung der jüdischen Minderheit, S. 115.

81 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 115.

*partei*. Bei den nationaldeutschen Juden kann man vielfach eine Neigung zur Übersteigerung des Nationalgefühls feststellen, aber wie gesagt hatte der Verband nur wenige Mitglieder. Es gab eine Vielzahl weiterer speziell jüdischer Organisationen. Teilweise gründeten sie sich, weil Juden in den sogenannten „allgemeinen“ Vereinen nicht zugelassen wurden. Mit der zunehmenden Säkularisierung verloren die Religion und die Gemeinde für die Juden an Bedeutung.<sup>82</sup>

„Wie viele Christen nur noch zu den höchsten Festen in die Kirche gingen, gab es die »3-Tage-Juden« (Joachim Prinz), die nur noch am zweitägigen Neujahrsfest (Rosch Haschana) und am Versöhnungstag (Jom Kippur) den Gottesdienst in der Synagoge besuchten.“<sup>83</sup>

Dennoch blieb die Zahl der Austritte in der Weimarer Republik eher gering. Ein Grund war sicherlich, daß die Taufe für eine Karriere als Professor, Richter oder in anderen hohen Staatsämtern nun unnötig war. Ein weiterer Grund ergab sich durch den Druck der antisemitischen Bewegungen, denn ein Austritt galt in dieser Situation bei einigen Juden als „charakterlos“. „Gewiß wirkte da die alte Maxime weiter, daß man eine belagerte Festung... nicht verläßt.“<sup>84</sup>

In diesem Punkt spiegelt sich die ambivalente Situation der deutschen Juden in der Weimarer Republik wider. Auf der einen Seite waren sie rechtlich gleichgestellt und wurden in vielen Bereichen in die deutsche Gesellschaft integriert, wie zum Beispiel die steigende Zahl der „Mischehen“ zeigt, auf der anderen Seite gerieten sie unter den wachsenden Druck antisemitischer Agitation.

„Doch hatte man schon mehrfach antisemitische Wellen überstanden. Man hatte eine gewisse Erfahrung in der Bekämpfung des Antisemitismus erworben, erkannte die Gefahr der nationalsozialistischen Bewegung und zog die Konsequenz, ihr nicht nur mit den *traditionellen* Mitteln der »Abwehr« ... zu begegnen, sondern darüber hinaus die republikanischen Parteien zu unterstützen, auch finanziell. Wenn die Juden die nationalsozialistische Bewegung schließlich trotzdem unterschätzten, so mag dies gerade daher rühren, daß sie an den Antisemitismus gewöhnt waren.“<sup>85</sup>

---

82 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 115.

83 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 115.

84 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 119.

85 Maurer, Juden in der Weimarer Republik, S. 120.



### 3 Kurzbiographie: Maximilian Harden und seine »Zukunft«

#### 3.1 Kindheits- und Schauspieljahre

Felix Ernst Witkowski - so hieß Maximilian Harden ursprünglich - wurde am 20. Oktober 1861 in Berlin geboren.<sup>1</sup> Er war das sechste Kind von Ernestine (1825-1903) und Arnold Witkowski (1815-1878). Beide Elternteile waren jüdischer Herkunft. Die Familie von Arnold Witkowski stammte vermutlich aus der Gegend um Posen. Felix' Mutter wurde als Tochter des Kaufmanns Heinrich Krakau in Schwerin geboren. Auch Arnold Witkowski kam aus einer Kaufmannsfamilie. In Berlin machte er sich als Großhändler für Seide selbstständig; sein Geschäft wird als „gutgehend“ beschrieben.<sup>2</sup>

In der Fachliteratur wird Arnold Witkowski allgemein als „liberaler Sozialist“ und „Altachtundvierziger“ bezeichnet, der aus beruflichen Gründen jedoch politisch nicht aktiv werden konnte.<sup>3</sup> Er war mit August Bebel und Wilhelm Liebknecht bekannt, mit denen er in den 60er Jahren häufig diskutierte.<sup>4</sup>

„Harden stammte also aus dem ökonomisch aufsteigenden, politisch noch progressiven Mittelstand.“<sup>5</sup>

Als Felix neun oder zehn Jahre alt war und begann, den Gesprächen der Erwachsenen zu folgen und Zeitungen zu lesen, waren der deutsch-französische Krieg und Bismarck als Kanzler die bestimmenden Themen der aktuellen Politik.

„(E)vents sufficient to stimulate the imagination of a Berlin child and make him feel, at the sound of the music of those *gloria-victoria* days,

---

1 Vgl. zu diesem Abschnitt Goebel, S. 7ff., Weller, »Zukunft«, S. 19ff. und Young, S. 11ff.

2 Hellige, Gesellschaft, S. 42.

3 Weller, »Zukunft«, S. 19 und Lessing, S. 171. Vgl. außerdem Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 57.

4 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 19.

5 Hellige, Gesellschaft, S. 42.

that the fame of Prussia-Germany, his native land, was a festive and beautiful affair.”<sup>6</sup>



*Harden: Photographie aus dem Jahr 1900 von C.J. van Dühren, Archiv für Kunst und Geschichte Berlin: Nr. I 80 136 B1 / 01*

---

6 Gottgetreu, S. 219.

Die Erziehung der insgesamt neun Kinder enthielt keine spezifisch jüdischen Elemente.<sup>7</sup> Allerdings legten die Eltern großen Wert auf die Bildung der Jungen. Wie bereits erläutert, ist für das deutsche Judentum der Bildungsdrang und der Stolz auf intellektuelle Erfolge charakteristisch. Nachdem Felix die vierjährige Volksschule absolviert hatte, ermöglichten die Eltern ihm den Besuch des Französischen Gymnasiums in Berlin, das genau gegenüber von seinem Elternhaus lag.<sup>8</sup> Weller beschreibt den jungen Felix als ein „zartes, blaßes Kind mit traurigen Augen und wirrem Lockenkopf“.<sup>9</sup> Theodor Lessing nennt ihn „ein besonders hübsches, eigenartiges und begabtes Kind“.<sup>10</sup> Felix lernte im Gymnasium Französisch als Unterrichtssprache und entdeckte wohl dadurch seine Liebe zu Frankreich.<sup>11</sup> Aber er legte dort auch den Grundstein für seine Verbundenheit zur Literatur und zum Theater.<sup>12</sup>

Ein Mitschüler erzählte später über ihn:

„Er war allgemein beliebt, ein eigensinniger stolzer Knabe. Er führte den homerischen Beinamen: ‘Entscheider der Schlachten’. Bei unsern großen Schneebalkämpfen auf dem Schulhofe spielte er nicht mit, sondern saß oben auf der Mauer an einem sichern Ort, wo ihn kein Schneeball treffen konnte, und wirkte als unser Schiedsrichter. Sein Spruch galt unweigerlich, und alle Parteien richteten sich nach dem kecken kleinen Jungen.“<sup>13</sup>

Mit vierzehn Jahren mußte Felix das Gymnasium aus familiären Gründen verlassen. Seine Eltern ließen sich scheiden, weil Arnold Witkowski an einem Hirnleiden erkrankt war und die Familie zunehmend „terrorisierte“.<sup>14</sup> Maximilian Harden hat sich fast nie zu seiner Vergangenheit geäußert. In einem Artikel beschrieb er allerdings das Verhältnis zu seinem Vater und die Umstände seiner Kindheit.

---

7 Vgl. hierzu Hellige, Gesellschaft, S. 943f. Er widerlegt die Angaben von Weller und Young, daß Felix sieben Geschwister hatte. Einig sind sich die Autoren jedoch darin, daß unter den Kindern nur ein Mädchen war. Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 20 und Young, S. 11.

8 Goebel, S. 7.

9 Weller, »Zukunft«, S. 20.

10 Lessing, S. 171.

11 Goebel, S. 7.

12 Weller, »Zukunft«, S. 21.

13 Zitiert nach Lessing, S. 171.

14 Hellige, Gesellschaft, S. 42.

„Ich habe ihn nicht gekannt; nicht in gesunden Tagen. Als ich erwuchs, hatte eine schwere Psychose ihn heimgesucht und in meinem Gedächtnis lebt der Unglückliche nur als ein verstörter Geist, der Tag und Nacht mit sich selbst Zwiesprache hielt und die Seinen mit grauisigen Wahnvorstellungen quälte ... Meine arme Mutter sah sich durch Gründe, die auch das Gesetz als zur Lösung des Ehebundes ausreichend erkannte, genöthigt, das Haus zu verlassen, in dem sie dreißig Jahre lang nur ihrem Mann und den Kindern gelebt hatte. Ich blieb, ein Knabe, der keine Kindheit, keinen Strahl alltäglicher Kinderfroheit gekannt hatte, beim Vater, mußte mindestens bis zur Ehescheidung bei ihm bleiben, in dem und für den keine Stimme gemeinsamen Fühlens sprach. Eine entsetzliche Zeit, der ich entlie: zur Mutter. Wurde zurückgeholt und, trotz den Bitten des Gymnasialdirektors, der den blutjungen Primus der Sekunda bis zum Beginn der Studentenjähre fortbilden wollte, in ein Kaufmannsgeschäft gesteckt. Das war das Letzte. Ich lief davon. Mit zwei, drei Thalern in der Tasche, ohne warmen Rock, *omnia mea mecum portans*.“<sup>15</sup>

Felix war zu diesem Zeitpunkt vermutlich knapp vierzehn Jahre alt.<sup>16</sup> Er suchte sich bei einer eher drittklassigen Schauspielgesellschaft ein Engagement und ging mit der Theatertruppe auf Wanderschaft. „Theater: Das bedeutete mir Freiheit, des Freisten sogar, und obendrein Kunst.“<sup>17</sup> Weller zieht daraus den Schluß, daß die „Liebe zum Theater“ und ein „unbändiger Drang nach Selbständigkeit“ den jungen Felix motivierten, den eigenen Weg einzuschlagen.<sup>18</sup> Sein Vater ließ ihn jedoch polizeilich suchen. Diese Tatsache ist höchstwahrscheinlich der Anlaß für den Namenswechsel. Felix Ernst Witkowski nannte sich Maximilian Harden.<sup>19</sup>

---

15 Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 57. Goebel ist der Ansicht, daß der Vater Felix wegen geschäftlicher Schwierigkeiten von der Schule genommen hat. Goebel, S. 7. Den einzigen Hinweis, in welches Kaufmannsgeschäft Felix geschickt wurde, findet man bei Walter Frank. Er behauptet, Felix sollte eine kaufmännische Lehre in einem Fotoatelier absolvieren. Frank, S. 132.

16 Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 58. Ob der von Harden angegebene Zeitpunkt stimmt, ist umstritten. Ein Mitschüler meint, daß Harden das Gymnasium erst in der Oberprima verlassen hat. Und Harden selbst spricht an anderer Stelle davon, daß der Namenswechsel kurz nach der Flucht im Alter von 16 Jahren erfolgt sei. Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 212f.

17 Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 58.

18 Weller, »Zukunft«, S. 21.

19 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 21 und Young, S. 13. Theodor Lessing dagegen sieht den Grund für die Wahl eines Theaternamens in der „Sitte der Zeit“. Lessing, S. 172.

Hardens „Karriere“ als Schauspieler dauerte etwa zehn Jahre.<sup>20</sup> Während dieser Zeit, im Jahr 1878, starb Arnold Witkowski. Für Harden begann dadurch „ein neuer Lebensabschnitt“.<sup>21</sup> Die Familie konvertierte zum Christentum und bekam die behördliche Erlaubnis für einen Namenswechsel. Die Mutter und fast alle Kinder wählten den Namen Witting.<sup>22</sup> Harden ließ sich 1881 auf den Namen Maximilian Felix Ernst Witkowski taufen und führte Harden ab 1887 amtlich als Familiennamen.<sup>23</sup>

Harden war als junger Schauspieler nach dem Tod des Vaters zur Familie zurückgekehrt. Er verließ sie jedoch erneut, um zum Wandertheater zu gehen. Franziska Ellmenreich, eine bekannte Tragödin, nahm ihn als Hauptdarsteller in ihr Ensemble auf. Mit dieser Theatergruppe trat Harden in der Nähe von Berlin, aber auch in Holland auf.<sup>24</sup> Er spielte vor allem Liebhaber und häufig Figuren aus klassischen Theaterstücken, wie zum Beispiel aus Schillers Schauspielen den Marquis Posa, den Musiker Miller und den Mortimer.<sup>25</sup> Franziska Ellmenreich war jedoch der Ansicht, daß Harden kein großer, erfolgreicher Schauspieler werden konnte, „weil sein Körper nicht robust genug und seine Figur zu zierlich war“.<sup>26</sup> In den Jahren beim Wandertheater hatte Harden sich eine Lungenentzündung zugezogen, die ihn sein ganzes Leben gesundheitlich beeinträchtigen sollte.<sup>27</sup>

Auch Harden erkannte, daß sein Talent nicht für eine lebenslange Karriere genügen würde. Er begann, sich publizistisch zu engagieren. Der Wechsel vom Schauspieler zum Journalisten vollzog sich zeitgleich zu familiären Veränderungen in Hardens Leben. Am Ende des Jahres 1888 heiratete Harden zum ersten Mal. Er ehelichte die Schauspielerin Josefine Katarine Joost. Sie

---

20 Young, S. 14.

21 Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 58.

22 Nur Hardens Bruder Ludwig, der bereits als Neurologe in Fachkreisen unter Witkowski bekannt war, behielt den ursprünglichen Familiennamen. Young, S. 13. Gottgetreu behauptet, die Familie hätte den Namen bereits nach der Scheidung gewechselt. Gottgetreu, S. 220. Harden spricht aber davon, daß die Namensänderung nach dem Tod des Vaters vorgenommen wurde. Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 58.

23 Hellige, Gesellschaft, S. 215, Anm. 21.

24 Lessing, S. 173.

25 Gottgetreu, S. 220.

26 Zitiert nach Lessing, S. 173.

27 Weller, »Zukunft«, S. 23. Harden schrieb darüber: „Den Knabenwahn, der mich in Planwagen und als Passagier vierter Klasse ein Jahr lang durch allerlei Landstädtchen trieb, habe ich mit meiner Gesundheit theuer bezahlt. War aber selig.“ Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 58.

war evangelisch, laut Weller sogar die Tochter eines Pastors aus Münster.<sup>28</sup> Die Ehe dauerte lediglich zehn Jahre und blieb kinderlos. Nach den Angaben von Young, der sich vermutlich auf Aussagen von Elfriede Schmalz beruft, scheiterte die Verbindung an der „offensichtlich berechtigten Eifersucht der Ehefrau“.<sup>29</sup> Maximilian Harden selbst schrieb kurz vor der von ihm gewollten Scheidung an Rathenau: „Es geht mir nicht gut. Wie sollte es auch? Unseligste Ehe ...“<sup>30</sup>

Etwa seit seiner ersten Hochzeit soll Harden die Verbindungen zu seinen Geschwistern abgebrochen haben.<sup>31</sup> Aus dem Briefwechsel zwischen Walther Rathenau und ihm geht jedoch hervor, daß er zu seinen Brüdern Carl Sigismund, Richard, Henry und Julian Witting mehr oder weniger engen Kontakt hatte.<sup>32</sup> Die einzige Schwester, Henriette Witting, blieb unverheiratet und unternahm auf Kosten ihrer Brüder zahlreiche Reisen. Auch zu ihr hielt Harden noch Verbindung, so schrieb er zum Beispiel an Rathenau: „Ihre Ansicht- und Reclamepostkarten für die Engländer müssen Sie mir schicken. Eine Schwester, die Karten sammelt.“<sup>33</sup> Er pflegte aber zu keinem Familienmitglied eine engere Beziehung. Zu seiner Mutter Ernestine hatte Harden bis zu ihrem Tod im Frühjahr 1903 zwar Kontakt, da sie allerdings in Wiesbaden lebte, gestaltete sich ihre Verbindung schon aus räumlichen Gründen schwierig. Er nannte sie später eine „sehr liebe Frau“.<sup>34</sup>

Maximilian Harden hatte sich in den Jahren als Schauspieler ein immenses Wissen über Theater und Regietechnik angeeignet und damit den Grundstein für sein weiteres Leben gelegt.<sup>35</sup> Seine ersten Versuche als Journalist startete Harden als Theaterkritiker und Feuilletonist. Autodidaktisch eignete er sich in kürzester Zeit ein erstaunlich umfangreiches Wissen an. Er schrieb sich als Gasthörer an der Berliner Universität ein und studierte dort einige Jahre.<sup>36</sup> Er

---

28 Weller, »Zukunft«, S. 24. Hellige behauptet dagegen, daß Josefine Katarine Joost die Tochter eines Kapellmeisters war. Hellige, Gesellschaft, S.246, Anm. 10.

29 Young, S. 142.

30 Brief Hardens an Rathenau vom 9. Oktober 1898, in: Hellige (Hrsg.), S. 318.

31 Weller, »Zukunft«, S. 23f.

32 Vgl. Hellige (Hrsg.), S. 326f., S. 484f., S. 330f., S. 458f. Hardens Bruder Ludwig Witkowski starb bereits 1896 oder 1897 an einem Herzleiden. Vgl. Brief Hardens an Rathenau vom 28. April 1900, in: Hellige (Hrsg.), S. 329f.

33 Brief Hardens an Rathenau vom 26. Juni 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 346.

34 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 42.

35 Goebel, S. 8.

36 Lessing, S. 173.

besuchte verschiedene Vorlesungen, darunter auch die Heinrich von Treitschkes.<sup>37</sup> Maximilian Harden nannte ihn einmal „Deutschlands herrlichsten Historiendichter“<sup>38</sup> und ein anderes Mal „Magister Germaniae“<sup>39</sup>. Seine literarischen Vorbilder waren der „in Deutschland verkannte“ Heine,<sup>40</sup> Börne, Ibsen, Zola und Hebbel. Harden las auch Nietzsche, der ihn weit über das Literarische hinaus begeisterte.<sup>41</sup>

Im Jahr 1887 sandte Harden vermutlich sein erstes Essay an den Schriftsteller, Schauspieler und Mitbegründer des Deutschen Theaters Ludwig Barnay.<sup>42</sup> Harden fiel das Schreiben außerordentlich leicht, und Barnay ermutigte ihn, sich auf diesem Gebiet zu betätigen.<sup>43</sup> „Der neue Anfang war auch vom Zufall begünstigt.“<sup>44</sup>

„In den achtziger Jahren veranstaltete die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger einen Wohltätigkeitsbazar im Schauspielhaus. Für diesen Bazar wurde eine kleine Zeitschrift in etwa zwei Nummern herausgegeben. Die schrieb nun im wesentlichen Harden. Seine Aufsätze erregten die Aufmerksamkeit Arthur Levysohns, der stets nach jungen Talenten Ausschau hielt. Und so wurde Harden Mitarbeiter des ‘Berliner Tageblatt’.“<sup>45</sup>

Bereits am 27. Februar 1888 erschien das erste Essay von Harden im »Berliner Tageblatt«.<sup>46</sup> Damals war er noch als Schauspieler tätig. Aber als im Mai sein zweiter Artikel veröffentlicht wurde, hatte Harden sein Ensemble schon verlassen.<sup>47</sup>

---

37 „Die für Hardens politische Artikel später so charakteristischen historischen Rückblicke und Einschübe sowie die ständige Indienstnahme von Historie für publizistische Augenblicksbedürfnisse sind an Treitschke geschult.“ Hellige, Gesellschaft, S. 107.

38 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 24.

39 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 107.

40 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 82.

41 Weller, »Zukunft«, S. 24.

42 Young, S. 21.

43 Weller, »Zukunft«, S. 25.

44 Goebel, S. 8.

45 J.L., Aus Hardens Anfängen, in: Berliner Börsen Courier (Berlin), 4. November 1927. Hardens Entscheidung für das »Berliner Tageblatt« zu schreiben, ist vermutlich auch dadurch beeinflusst, daß sein Bruder Richard Witting bereits für diese Zeitung wirtschafts- und sozialpolitische Artikel verfaßte. Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 81.

46 Der Aufsatz hieß „Zeit- und Streitfragen. Theatralische Schlachtenbilder“ und war mit Maxim Harden gezeichnet.

47 Hardens zweiter Artikel erschien in der Elberfelder Zeitung am 22. Mai 1888. Vgl. dazu Weller, »Zukunft«, S. 25.

### 3.2 Schriftstellerische Anfänge und die Gründung der »Zukunft«

Seit Mitte des Jahres 1888 beschäftigte sich Harden ausschließlich mit dem Journalismus. Neben der Tätigkeit beim »Berliner Tageblatt« nahm Harden Kontakt zu anderen Zeitungen im Westen Deutschlands und im deutschsprachigen Ausland auf.<sup>48</sup> Er publizierte bald in verschiedenen Zeitungen, wie dem »Deutschen Montags-Blatt«, der »Frankfurter Zeitung« und der »Neuen Zürcher Zeitung«. Er veröffentlichte aber auch Artikel in russischen Blättern, wie zum Beispiel in der deutschsprachigen »St. Petersburger Zeitung« und der bekannten »Nowoje Wremja«. Seit Juni 1888 schrieb Harden auch für die freisinnige Wochenschrift »Die Nation«, die Theodor Barth redigierte. Über seinen Bruder Richard Witting, der neben seiner Ausbildung zum Assessor auch für das »Berliner Tageblatt« als freier Redakteur arbeitete, lernte Harden im August 1888 Theophil Zolling kennen.<sup>49</sup> Zolling war der Herausgeber der intellektuellen, liberalen Wochenzeitschrift »Die Gegenwart«. Hier sollte Harden ab 1889 sein zweites Hauptbetätigungsfeld neben dem »Berliner Tageblatt« finden.

In seinen ersten Jahren als Journalist zwischen 1888 und 1890 verfaßte Harden hauptsächlich Theaterkritiken und Rezensionen, teilweise satirische Feuilletons und Gesellschaftskritiken.<sup>50</sup> 1889 erschien das erste gedruckte Werk von Maximilian Harden. Die kleine Broschüre hieß „Berlin als Theaterhauptstadt“.<sup>51</sup> Von Anfang an ließ Harden sich aber weder stilistisch, noch thematisch festlegen.<sup>52</sup> Als freier Publizist hatte er gegenüber seinem „Theater-Dasein“ zwar eine gesellschaftliche Verbesserung erreicht, aber ökonomisch geriet er zunehmend in die Abhängigkeit der Verleger.

„Der ‘freie’ Schriftsteller, der darauf angewiesen ist, da und dort einen Artikel unterzubringen, muß sich heutzutage, wo von den Korrespondenzen Leitartikel zu fünf und Feuilletons zu drei und zu zwei Mark zu beziehen sind, die Haut von den Fingern schreiben, um nur des Lebens Notdurft zu erjagen.“<sup>53</sup>

---

48 Weller, »Zukunft«, S. 26. Einen guten Überblick über die Zeitungen, für die Harden zu diesem Zeitpunkt arbeitete, findet man bei Young. Young, S. 22.

49 Vgl. hierzu Hellige, Gesellschaft, S. 81.

50 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 25.

51 Vgl. Greuner, Nachwort, S. 334 und Young, S. 22.

52 Weller, »Zukunft«, S. 26.

53 Harden, Die vierte Monarchie, in: Die Zukunft, Bd. 5, 7. Oktober 1893, S. 7.

Wie bereits erwähnt, handelte Harden aus einem Unabhängigkeitsstreben heraus. Der Widerspruch zwischen der literarischen Freiheit des Feuilletonisten und der finanziellen Abhängigkeit hielt Harden davon ab, in eine Festanstellung als Redakteur einzutreten.<sup>54</sup> Zeitgleich mit diesen persönlichen Erfahrungen Hardens entstand eine Konzentration im Pressewesen.<sup>55</sup> Die industrielle Entwicklung und der technische Fortschritt prägten auch das Zeitungswesen. In Berlin rangen die Konzerne von Rudolf Mosse, Leopold Ullstein und August Scherl um das Monopol. Harden kritisierte diese Entwicklung besonders scharf. Er sah die Entfaltungsmöglichkeiten und die eigenen Meinungen der Redakteure durch die steigende Bedeutung der Verleger unterdrückt und führte darauf das schlechte Niveau seiner Kollegen zurück. Über Theodor Wolffs Verhältnis zum Verleger des »Berliner Tageblatts«, Rudolf Mosse, schrieb Harden zum Beispiel:

„Er nennt sich Theodor Wolff, ist heute vierundzwanzig Jahre jung und darf, seit er neunzehn zählt, einer viertelmillionköpfigen Leserschaft seine gereiften Ansichten über die wichtigsten Erscheinungen des künstlerischen und literarischen Lebens suggerieren... (A)lle Direktoren rutschen vor ihm auf dem Bauch, alle Schauspielerinnen lächeln ihm, Hoffnung hauchend, zu, alle Theaterträume erschließen sich ihm und in einem Taumelrausche von Düften, Genüssen und Reizen wird vor seiner Gottähnlichkeit gar nicht ihm bange...

Und dabei noch immer die brennende, jagende Angst, nur ja nichts zu versäumen, bei Allem nur ja auch dabei zu sein; denn - wenn morgen Herr Mosse zum Bewußtsein kommt und einen anderen Kuli einstellt, ist's mit der Herrlichkeit gleich vorbei.“<sup>56</sup>

Die Zeitungen gerieten außerdem immer mehr in die Abhängigkeit von Inserenten- und Abonnentenzahlen.

---

54 Weller, »Zukunft«, S. 27.

55 Vgl. Goebel, S. 9ff., Weller, »Zukunft«, S. 27f. und Hellige, Gesellschaft, S. 81f.

56 Harden, Vom Bel zu Babel, in: Die Zukunft, Bd. 1, 1. Oktober 1892, S. 38f.

„(Harden) was particularly extreme in his enmity against the entire press in which he saw a concentration of bad faith and corruption, an instrument of the material interests of the publishers and big advertisers, a venal and mendacious product of a bourgeoisie that had lost all ideals.“<sup>57</sup>

Unabhängigkeit versuchte Harden aber nicht nur von den Verlegern, sondern auch vom Publikum zu behalten. Er klagte Redakteure an, die ihre Unabhängigkeit vom Leser aufgaben; er wollte sich nicht nach seinem Publikum richten, sondern nach den „Notwendigkeiten der Zeit“.<sup>58</sup>

„In Deutschland und in Europa giebt es, frohe Zustimmung macht mich dessen gewiß, noch ein halb-hundert Männer, die den Muth haben, ohne von ihren Parteibonzen und Annoncenverlegern den großen Kirchenbann zu fürchten, rückhaltlos hier die Wahrheit zu künden und der Zukunft Zeichen zu deuten.“<sup>59</sup>

Diese Einstellung kann man bereits in Hardens ersten Artikeln nachlesen. Er versuchte, mit seinen Theater- und Literaturkritiken zwar der Reihe künstlerischer Größen beizutreten, behauptete dabei aber einen eigenen kritischen Standpunkt und distanzierte sich damit deutlich vom traditionellen Epigonentum.<sup>60</sup>

In seiner Anfangszeit als Journalist identifizierte Harden sich mit den Naturalisten.<sup>61</sup> Er trat gegen staatliche Kunstlenkung, gegen minderwertige, patriotische Kunst und generell gegen das Spießbürgertum auf. Als Theaterkritiker vermißte er in Berlin moderne Dramen und bemängelte vor allem das »Deutsche Theater«, das einen Klassiker nach dem anderen aufführte. Wahrscheinlich engagierte sich Maximilian Harden aus diesem Grund bei der »Freien Bühne«.<sup>62</sup> Sie war ein Projekt nach dem französischen Vorbild des »Théâtre libre«; ein Schauspielhaus, das sich der Zensur entzog, indem es als Verein geschlossene Veranstaltungen bot. Theodor Wolff hatte als Korrespondent in Paris Erfahrungen mit dieser Form von Theater gesammelt. Zusammen mit diesem, Otto Brahm, Paul Schlenther und anderen beteiligte sich Harden seit

---

57 Gottgetreu, S. 226.

58 Weller, »Zukunft«, S. 50.

59 Harden, Vom Bel zu Babel, in: Die Zukunft, Bd. 1, 1. Oktober 1892, S. 40.

60 Hellige, Gesellschaft, S. 82.

61 Vgl. Young, S. 28f.

62 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 29f.

März 1889 an der Gründung der »Freien Bühne«. Man wollte eine gleichnamige Zeitung herausgeben und alle vier Wochen ein Theaterstück aufführen. Der Verein zählte schon kurz nach der Gründung 700 Mitglieder. Aber als im Oktober 1889 das Debüt mit Ibsens Stück „Die Gespenster“ gefeiert wurde, war Harden als Mitglied bereits ausgeschieden. Er lehnte die Auswahl möglichst einträglicher Dramen, die »Cliquenwirtschaft« und »Reclamemacherei« ab.<sup>63</sup> Diese Kritik an „Partei- und Vereinsmeierei“ bildet ein weiteres wesentliches Element in Hardens Verständnis von Unabhängigkeit.<sup>64</sup>

Über die beschriebene Pressekritik gelangte Harden zu einer umfassenderen Gesellschaftskritik.<sup>65</sup> Er war in den ersten zwei Jahren als Publizist in seinen Schriften gegen den autoritären Obrigkeitsstaat der Ära Bismarck eingetreten.<sup>66</sup> Er kritisierte daran aber nicht den Reichskanzler selbst, sondern hauptsächlich die Personen, die durch ihren Konformismus das System erst ermöglichten, wie zum Beispiel die bestechlichen Journalisten, die „urteutonische Studentenschaft“ und die opportunistischen Beamten.<sup>67</sup> Obwohl Hardens Kritik zunächst also stärker gegen den preußischen Obrigkeitsstaat gerichtet war, kann man Harden nur bedingt als liberal oder linksliberal bezeichnen, denn er sympathisierte in dieser Zeit eher mit den konservativen Bismarck-Gegnern, wie zum Beispiel Stoecker. In seinen Artikeln kokettierte Harden sogar mit dem Begriff „Reichsfeind“.<sup>68</sup>

Etwa seit dem Frühjahr 1889 setzte sich Harden auch mit den Ideen des Sozialismus auseinander. Er hatte Bekanntschaft mit Franz Mehring gemacht,

---

63 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 83.

64 Die oben genannte Kritik Hardens an Theodor Wolff entwickelte sich erst nachdem Harden aus der »Freien Bühne« ausgestiegen war. Die beiden Journalisten hatten in den 90er Jahren kaum noch Kontakt. Von Zeit zu Zeit trafen sie sich, und einige Male half Harden dem Kollegen in beruflichen Angelegenheiten. Vgl. Young, S. 150.

65 Harden schrieb zum Beispiel: „Phrasien (gemeint ist Deutschland nach 1848) ist ein streng konstitutioneller Staat, in dem Jeder nach seiner Façon satt und selig werden kann... Der Staat ist zurückhaltend genug, nichts als etliche indirekte und aberetliche direkte Steuern von seinen Bürgern zu verlangen und sich im Uebrigen um ihre Eigenthumverhältnisse überhaupt nicht zu kümmern. Man nennt das konstitutionelle Garantien. Früher nahm man an, das soziale Leben stände im Zeichen eines ewigen Kampfes zwischen den Fetten und Mageren, den Besitzenden und den Darbenden. Veralteter Zauber; Zopf und Philisterei! In Phrasien ist man längst dahinter gekommen, daß alle Gegensätze sich versöhnen lassen, mit Worten oder mit Druckerschwärze auf Holzpapier.“ Maximilian Harden, Apostata, Berlin 1892, S. 5f.

66 Vgl. zu diesem Absatz Hellige, Gesellschaft, S. 84ff.

67 Hellige, Gesellschaft, S. 85.

68 Vgl. Die Nation, 16. Februar 1889, S. 301 oder verschiedene Artikel aus dem Berliner Tageblatt des Jahres 1889, zum Beispiel Berliner Tageblatt, Nr. 36, 21. Januar 1889.

der ihn für die Sozialdemokratie zu gewinnen hoffte.<sup>69</sup> Hardens soziales Engagement blieb jedoch beim Mitgefühl für die Unterdrückten stecken.

„(D)er zu dieser Zeit übliche Nietzsche- und Bismarckkult blockierte auch im Falle Harden den erhofften ‘Durchgangspunkt zum Sozialismus’.“<sup>70</sup>

Harden wünschte sich statt dessen Führerfiguren, die dem Vordringen der „Masse“, des Proletariats, ein Ende bereiten würden. Harden lehnte alles Durchschnittliche ab und verstand sich als Einzelkämpfer gegen die zunehmende Fremdbestimmtheit und „Vermassung“ in der Gesellschaft.<sup>71</sup> Circa seit dem Jahreswechsel 1889/90 gelangte er zu einem „nonkonformistischen und zugleich autoritätsfixierten Konservativismus“.<sup>72</sup> Seitdem verlieh er dieser Ansicht auch in seinen Aufsätzen stärkeren Ausdruck. Ein neues Pseudonym betonte diese individualistische Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Tendenzen. Im Juli desselben Jahres begann Harden, seine Artikel in der »Gegenwart« mit „Apostata“ zu zeichnen, was soviel wie der „Abtrünnige“ bedeutet.<sup>73</sup>

„Was Apostata will? Sein Ehrgeiz schwindelt nicht hoch, nicht höher als zu dem Ruhme des kleinen Knaben, der - in Andersens Märchensatire von des Kaisers neuen Kleidern - dem von den Schranzen belogenen und sich selbst belügenden Potentaten, als der in vermeintlichen Prunkgewanden gar eitel einherstolzirt, entgegenruft: ‘Aber er hat ja nichts an!’“<sup>74</sup>

Er wählte dieses Pseudonym in Anlehnung an den römischen Kaiser Julian Apostata aus dem 4. Jahrhundert.<sup>75</sup> Wie dieser Kaiser, der das Christentum

---

69 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 33f.

70 Greuner, Nachwort, S. 336. Gottgetreu sieht in der Ablehnung jedweden Dogmatismus einen Grund sowohl für Hardens Distanzierung von der Sozialdemokratie, als auch für seinen Austritt aus der »Freien Bühne«: „As a *Weltanschauung* it went against the grain for him, appeared to be too doctrinal, too moralising, just as the rebellious rather than the doctrinal had attracted him in the socialist movement.“ Gottgetreu, S. 222.

71 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 84. Hardens Zeitgenosse Karl Friedrich Sturm meint außerdem, daß Harden sich gegen die Volksmeinung auflehnte, denn er glaubte an die „geistige Unmündigkeit des größten Teils seiner Mitmenschen“. Sturm, S. 22.

72 Hellige, Gesellschaft, S. 88.

73 Vgl. dazu Weller, »Zukunft«, S. 33f. und Young, S. 41f.

74 Harden, Vorwort, in: ders., *Apostata*, Berlin 1892, S. Vf., hier S. V.

75 Vgl. Maximilian Harden, Vorwort, S. Vf.

verließ und freidenkender Heide wurde, wollte Maximilian Harden dem „liberalisierenden ‚jüdischen‘ Journalismus“ eine Absage erteilen.<sup>76</sup>

Der Rezensent wandelte sich in einen politischen Publizisten.<sup>77</sup> Der erste Beitrag des Apostata, „Phrasien“,<sup>78</sup> markiert aber nicht nur den Beginn von Hardens „politischer Apostasie“, sondern auch sein „Bekenntnis zu Bismarck“.<sup>79</sup> Kurz vor Erscheinen dieses Artikels, im März 1890, war Otto Fürst von Bismarck als Kanzler entlassen worden.<sup>80</sup> Zwei Gründe haben Harden wohl hauptsächlich bewegt, für Bismarck Partei zu ergreifen: Er wollte erstens gegen eines der vielen Klischees in der Presse angehen, die den ehemaligen Reichskanzler stark kritisierte. Und zum zweiten bewunderte Harden Bismarcks Individualität und seinen herausragenden Charakter, auch wenn er durchaus Fehler in dem politischen Handeln des Fürsten erkannte. Als Reichsgründer hätte Bismarck es jedoch verstanden, „alle Kräfte, Stände und Bewegungen des Reiches zufriedenzustellen“.<sup>81</sup>

Von 1890 bis 1892 schrieb Apostata häufiger Aufsätze über Bismarck, die voll des Lobes, teilweise sogar heroisierend waren und in denen Harden das Lebenswerk Bismarcks verteidigte.<sup>82</sup> Der ehemalige Reichskanzler wußte zunächst nicht, wer sich hinter dem Pseudonym verbarg.<sup>83</sup> Laut Young schrieb Maximilian Harden ihm 1892 dann eine Neujahrskarte, die die Korrespondenz zwischen ihnen anregte. Am 18. Februar desselben Jahres trafen die beiden zum ersten Mal in Friedrichsruh zusammen. In den folgenden sechs Jahren besuchte Maximilian Harden den Fürsten von Bismarck noch etwa

---

76 Young, S. 42.

77 In dem Aufsatz „Von Rechts wegen“ äußerte sich Harden zu seiner Motivation, politische Artikel zu verfassen. Die Marktschreier-Mentalität von Kaiser Wilhelm I. (II.) inspirierte ihn demnach, politische Publizistik zu betreiben. Harden, Von Rechts wegen, in: Die Zukunft, Bd. 105, 31. Mai 1919, S. 233. Weller behauptet dagegen, daß die Begegnung mit Otto Fürst von Bismarck der Grund für Hardens Wechsel zum politischen Publizisten war. Weller, »Zukunft«, S. 44.

78 Maximilian Harden, Phrasien, in: Die Gegenwart, 20. Juli 1890.

79 Weller, »Zukunft«, S. 34.

80 Röhl, S. 11.

81 Weller, »Zukunft«, S. 37.

82 Vgl. zum Beispiel Apostata, Kollege Bismarck, in: Harden, Apostata, S. 19-28. Harden verband hier seine anerkennenden Sätze über den ehemaligen Reichskanzler mit der Kritik an der Presse. „Das wäre auch noch schöner, wenn es am Ende gar Mode werden sollte, die Leute schreiben zu lassen, die von den Dingen etwas verstehen!“ Apostata, Kollege Bismarck, in: Harden, Apostata, S. 27.

83 Vgl. zu der Freundschaft zwischen Harden und Bismarck Young, S. 43f., Weller, »Zukunft«, S. 36ff. und Gottgetreu, S. 229f.

fünfzehn mal in Friedrichsruh.<sup>84</sup> Er lud sich jedoch nie selber ein, sondern reiste nur gebeten zum Gespräch mit dem ehemaligen Reichskanzler.

Die Verbindung zu Bismarck wird in der Fachliteratur unterschiedlich bewertet. Zu diesen Differenzen hat vermutlich auch die Darstellung der Freundschaft durch Harden selbst beigetragen. Er überhöhte nach dem Tode Bismarcks ihre Beziehung zu einer außergewöhnlichen Freundschaft. 1918 schrieb er in dem Artikel „Das Recht soll siegen“ sogar, daß er „nun bald der letzte Ueberlebende (sei), der ihn wirklich noch intim gekannt hat“.<sup>85</sup> Golo Mann meint, daß Harden sogar bis zur „Selbstidentifizierung mit dem Gewaltigen“ ging.<sup>86</sup> Die weit verbreitete Behauptung, daß Harden Bismarcks Handlanger oder „Haus- und Hofjournalist“ gewesen sei, ist spätestens seit Erscheinen von Harry Youngs Biographie widerlegt.<sup>87</sup> Harden kritisierte aus eigener Überzeugung die Nachfolger Bismarcks, dieser wiederum fand in dem Publizisten einen intelligenten Vertreter seiner Ideen.<sup>88</sup>

Ihre Bekanntschaft begann in einer Phase, in der Maximilian Harden die Gründung einer eigenen Zeitschrift plante.<sup>89</sup> Zwei Grundsätze waren Harden dabei besonders wichtig. Die Zeitung sollte ein Forum für talentierte Menschen jeder politischen und literarischen Couleur sein und der Individualität und Verantwortung des Redakteurs Vorrang vor den Interessen des Verlegers, der Inserenten und Leser gewähren.<sup>90</sup> Die Verkündung der Wahrheit stand im Mittelpunkt von Hardens Selbstverständnis als Publizist. Diese Grundsätze fand Harden bei den bestehenden Blättern nicht verwirklicht, ließ sich darum, wie gesagt, nicht fest anstellen, sondern wollte jetzt eigenständig ein solches Forum schaffen.<sup>91</sup> Laut Theodor Lessing spielte Harden bereits im Jahr 1891 mit dem Gedanken, eine Zeitung herauszugeben.<sup>92</sup> Die Planungen wurden aber erst 1892 konkret. Im Sommer desselben Jahres gab Harden seine inzwischen regelmäßige Mitarbeit bei der »Gegenwart« auf und wid-

---

84 Vgl. Gottgetreu, S. 230.

85 Harden, Das Recht soll siegen, in: Die Zukunft, Bd. 103, 26. Oktober 1918, S. 41.

86 Mann, S. 297.

87 Young, S. 46.

88 Goebel, S. 12.

89 Young, S. 53.

90 Young, S. 54. Vgl. weiterhin Harden, Vom Bel zu Babel, in: Die Zukunft, Bd. 1, 1. Oktober 1892, S. 37f.

91 Weller sieht Hardens Antrieb, eine eigene Zeitung zu publizieren, in dem Bestreben, eine große Persönlichkeit werden zu wollen. Weller, »Zukunft«, S. 49.

92 Lessing, S. 174.

mete sich ausschließlich den Vorbereitungen zur Herausgabe seiner Wochenschrift.<sup>93</sup>

Dabei soll Harden von Bismarck und dem ersten Verleger der »Gegenwart«, Georg Stilke, motiviert und unterstützt worden sein.<sup>94</sup> Die Spekulationen, daß Bismarck sich Hardens Gunst mit finanzieller Unterstützung erkaufte, sind unhaltbar. Stilke dagegen half Harden tatsächlich bei der Finanzierung. Er überredete ihn, verschiedene Aufsätze des Apostata in einem kleinem Band im Verlag Stilke herauszugeben.<sup>95</sup> Das kleine Heft »Apostata« erschien 1892 und wurde ein Erfolg. Woraufhin die beiden noch eine Fortsetzung »Apostata. Neue Folge« verlegten. Harden hatte sich also einen Namen als Journalist gemacht.<sup>96</sup> Stilke war nun bereit, 10 000 Mark in eine von Harden herausgegebene Zeitschrift zu investieren.

„Ein in England lebender Bruder (Carl Sigismund Witting, d. Verf.) bot mir an, bis zum Betrag von 10 000 Mark (1892 war's eine Summe, 1921 kauft's keinen 'noblen' Pelzmantel) die Kostenbürgschaft zu tragen. Ebensoviele wollte ('hol's der Deibel') Stilke riskieren. Wir haben nicht einen Pfennig davon gebraucht. Als der Prospekt verschickt war, forderte der Buchhandel allein 25 000 'Probenummern'. Vom ersten Lebenstag an hat 'Die Zukunft' sich selbst ernährt.“<sup>97</sup>

Er sprach mit verschiedenen Personen über eine redaktionelle Beteiligung. Zum Beispiel bot er Theodor Lessing die Mitarbeit an, der die Offerte allerdings ablehnte.<sup>98</sup> Mit dem Sozialisten Franz Mehring sprach Harden sogar über eine Mitherausgabe.<sup>99</sup> Die beiden Publizisten standen zu dieser Zeit in einer freundlichen Kontroverse über Journalismus. Die ideologischen Differenzen zwischen ihnen empfand Harden als förderlich für sein geplantes

---

93 Weller, »Zukunft«, S. 45.

94 Vgl. Goebel, S.12, Greuner, Nachwort, S. 337, Young, S. 55.

95 Vgl. dazu Weller, »Zukunft«, S. 45.

96 Hellige bezeichnet Harden sogar als „nicht zu übersehenden Trendführer der neokonservativen Literatur- und Kulturkritik“. Hellige, Gesellschaft, S. 99.

97 Harden, Die Begründung der 'Zukunft', in: O. Häring (Hrsg.), Georg Stilke. Denkschrift und Arbeitsbericht, Berlin 1922, S. 102-109, hier S. 107. Hellige erklärt, daß Harden die geliehenen 10 000 Mark bereits drei Monate nach Erscheinen der »Zukunft« an Carl Sigismund Witting zurückgezahlt hat. Hellige, Gesellschaft, S. 262, Anm. 9.

98 Lessing, S. 170.

99 Vgl. Young, S. 56ff.

Forum, aber letztendlich behinderten sie seine Bemühungen, Mehring als Herausgeber zu gewinnen.<sup>100</sup>

„Ich wünschte, ich hätte Sie (Mehring, d. Verf.) und Bismarck zu Mitarbeitern, dann brauchte ich kaum noch Andere, denn drei Weltanschauungen wären durch drei stärkste Persönlichkeiten vertreten“,

schrrieb Harden einmal.<sup>101</sup> Aber Mehring kritisierte Harden zunehmend wegen seiner Nähe zu Bismarcks und Nietzsches Weltanschauung und äußerte diese Zurückweisung von Hardens Ideologie auch in einem Brief.<sup>102</sup> Mehring lehnte die dauerhafte Mitarbeit darum entschieden ab. Später veröffentlichte Harden nicht einmal Artikel von seinem ehemaligen Freund, denn aus der Freundschaft war „wenige Jahre später ein unerbittlicher Haß“ geworden.<sup>103</sup>

Maximilian Harden hatte trotz aller Differenzen die Sozialdemokraten nie generell verurteilt, sondern sah in der Bewegung einen „bedeutenden kulturellen und politischen Faktor für Deutschland“.<sup>104</sup> Er pflegte außer zu Mehring noch zu weiteren Mitgliedern oder Sympathisanten der Sozialdemokratischen Partei (*SPD*) freundschaftliche Kontakte und ließ, seinem journalistischen Grundsatz entsprechend, auch Sozialdemokraten in der »Zukunft« zu Wort kommen.<sup>105</sup> Wiederholt hatte der Publizist die Sozialdemokraten aber auch scharf angegriffen und sich damit die Feindschaft nicht nur Franz Mehrings, sondern auch August Bebels zugezogen.<sup>106</sup> Die Parteiführer sahen in der Verbindung zwischen dem bürgerlich-konservativen Harden und einzelnen Sozialdemokraten eine Gefahr für die Partei. Sie wollten verhindern, daß weiterhin Genossen in der »Zukunft« veröffentlichen würden. Hardens Bekanntschaft galt um die Jahrhundertwende für Sozialdemokraten als kompromittierend.

---

100 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 46.

101 Harden, Notizbuch, in: Die Zukunft, Bd. 26, 4. März 1899, S. 405.

102 Vgl. Young, S. 56f. Young zitiert verschiedene Briefe aus der Korrespondenz zwischen den beiden Journalisten.

103 Weller, »Zukunft«, S. 46. Vgl. auch Greuner, S. 336.

104 Young, S.84. Vgl. dazu auch Weller, »Zukunft«, S. 134f.

105 Harden war zum Beispiel mit Georg Heinrich von Vollmar, Georg Bernhard, dem Ehepaar Heinrich und Lily Braun und Wolfgang Heine bekannt. Vgl. Harden, Bebel und Genossen II, in: Die Zukunft, Bd. 45, 3. Oktober 1903, Weller, »Zukunft«, S. 135 und Young, S. 85.

106 Bekannte Artikel von Harden gegen die *SPD* sind zum Beispiel „Die Rote Bebel“ (Die Zukunft, Bd. 29, 21. Oktober 1899) und „Die rothen Primadonnen“ (Die Zukunft, Bd. 1, 26. November 1892). Darin vergleicht Maximilian Harden den Sozialismus mit einer Religion, an die er leider nicht glauben kann. Vgl. dazu weiterhin Greuner, Nachwort, S. 331, Weller, »Zukunft«, S. 135 und Young, S. 85.

Der Publizist und seine Zeitschrift wurden im September 1903 auf dem Parteitag der *SPD* dann Mittelpunkt der Debatten.<sup>107</sup> Mitglieder der Partei wurden für ihre Mitarbeit an bürgerlichen Blättern angegriffen und aufgefordert, diese sofort einzustellen. Mit bourgeois Zeitungen war letztendlich die »Zukunft« gemeint. Und so kam es zum Bruch zwischen der *SPD* und Maximilian Harden. Der hatte sich zwar von seinen Bekannten stellvertretende Verteidigung und Unterstützung erwartet; doch die blieb aus. Und so schrieb Harden einen Tag vor Ende des Parteitags an seine Leser:

„Und Du, lieber Leser? Was dünkt Dich? Du hast hundertmal gehört, wie hoch ich die von der Sozialdemokratie geleistete Kulturarbeit schätze, wie hoch auch die Persönlichkeit mancher Hauptführer; und hörst nun, daß sie mich im tiefsten Abgrund verdammt. Auch sie. Der Kreis ist geschlossen... Die Freisinnigen verabscheuen mich. Und die Sozialdemokraten erklären, kein Mensch habe sie je so niederträchtig angegriffen wie ich. So oft Du meinen Namen liest, steht ein Schimpfwort daneben. Meinst Du nicht, am Ende müsse doch etwas Wahres dran sein und ich der Schlimmste, Korrupteste, Unwürdigste von allen, die in deutscher Sprache ihrem Sinn und Wollen den Ausdruck suchen?“<sup>108</sup>

Ein wesentliches Ergebnis hatte die Bekanntschaft zwischen Harden und Mehring jedoch hervorgebracht: die Namensgebung für die neue Wochenschrift. Auf Mehring soll der Vorschlag zurückgehen, das Produkt »Die Zukunft« zu nennen, da sich dieser Titel deutlich von der »Gegenwart« abheben würde.<sup>109</sup>

Am 1. Oktober 1892 erschien die erste Ausgabe der »Zukunft«: ein kleines, braunes, 48 Seiten starkes Heft, das in roten Lettern verkündete, eine „Wochenschrift für Politik, öffentliches Leben, Kunst und Literatur, unabhängige Rednertribüne für jedermann“ zu sein.<sup>110</sup> Es kostete 50 Pfennig. Fast dreißig Jahre lang gab Maximilian Harden diese Zeitschrift heraus.

„(D)ie »Zukunft« (war) Stimme und Ausdruck eines einzigen Mannes, eben des Gründers und Herausgebers Harden, der sozusagen inkarniert »als« Journal, seine Ansichten und, mehr noch: sein ganzes We-

---

107 Vgl. zu diesem Abschnitt Weller, »Zukunft«, S. 135ff. und Young, S. 86f.

108 Harden, *Trianon*, in: *Die Zukunft*, Bd. 44, 19. September 1903, S. 461.

109 Weller, »Zukunft«, S. 47.

110 Vgl. Harden, *Vom Bel zu Babel*, in: *Die Zukunft*, Bd. 1, 1. Oktober 1892, S. 33ff. Außerdem Young, S. 58.

sen, seine Leidenschaft, sein Temperament, seine Gescheitheit, seinen Fanatismus, seine komplizierte Psyche auf die Stufe der Publizistik erhob, in Druckerschwärze verwandelte und zur »öffentlichen Meinung« machte.“<sup>111</sup>

Aus diesem Grund soll Maximilian Hardens Biographie im weiteren Verlauf nicht von seinen Publikationen getrennt betrachtet werden, sondern es soll anhand seiner Zeitschrift die jeweilige politische Einstellung Hardens untersucht und erläutert werden.

### 3.3 »Desperanto - die Sprache der 'Zukunft'«

Maximilian Harden war zur Gründungszeit der »Zukunft« „preußischer Monarchist“.<sup>112</sup> Nicht trotzdem, sondern gerade deswegen wurde er der couragierteste Gegner Wilhelms II. Die Kritik am Kaiser war die einzige Konstante in Hardens politischer Publizistik. Er schloß sich nie einer Partei oder Interessengruppe an.<sup>113</sup> Golo Mann geht aber in der Einschätzung von Hardens politischen Meinungsäußerungen zu weit, wenn er schreibt:

„Es waren Stellungnahmen von Fall zu Fall. Man hätte nicht voraussagen können, wie Harden urteilen würde ...“.<sup>114</sup>

Tendenziell ist es jedoch richtig, daß Harden seine Positionen oftmals änderte. Hauptsächlich geschah dies, wenn er das Gefühl hatte, daß seine Meinung derjenigen der Allgemeinheit glich.<sup>115</sup> „Opposition ist das Element, worin ihm wohl wird“, schrieb Karl Friedrich Sturm,<sup>116</sup> und unter diesem Aspekt stimmt die Aussage von Ruth Greuner: „Ein Vierteljahrhundert lang spielte er die Rolle des »Geistes, der stets verneint«.“<sup>117</sup> Er selber bezeich-

---

111 Peter Berglar, Walther Rathenau. Ein Leben zwischen Philosophie und Politik, Graz, Wien, Köln, 1987, S. 191f. Goebel begründet diesen Charakter der »Zukunft«: „Wegen der Persönlichkeitsstruktur und der Festigung ihrer Urteilkriterien auf lange Sicht ... wurde es unmöglich, eine Konzentrierung auf die Person des Herausgebers zu verhindern“. Goebel, S. 13.

112 Goebel, S. 12.

113 Lessing, S. 170. Sturm schrieb dazu: „(Harden) sieht das Heil unserer Politik gerade in der Befreiung und Lösung von jeglichem Doktrinarismus.“ Sturm, S. 76.

114 Mann, S. 296.

115 Lessing, S. 177.

116 Sturm, S. 23.

117 Greuner, Nachwort, S. 329.

nete sich häufig als »Kassandra des Kaiserreichs«,<sup>118</sup> und sein Zeitgenosse Paul Mayer stimmte ihm bei dieser Charakteristik zu: „Cassandras Tragik ist die seine“.<sup>119</sup> Bereits 1894 schrieb Hermann Bahr über Hardens oppositionelle Haltung und seine Einstellung zu Parteien:

„Er mußte, um aus sich zu wirken, in die Opposition; aber er durfte, um sich nicht zu verlieren, in keine Partei. Er brauchte eine Opposition für sich, die keinem anderen, als ihm allein gehörte... Und er hat, indem er eine solche Gesinnung fand, ein neues Verhältnis zur Politik gefunden: er hat die Opposition von oben erfunden.“<sup>120</sup>

Nicht nur die politischen Inhalte seiner Zeitschrift unterschieden sich von anderen Publikationen, Harden entwickelte außerdem einen außergewöhnlichen Stil. Helmut Rogge kommt daher zu der Ansicht, daß die wissenschaftliche Untersuchung der »Zukunft« besonders schwierig ist,

„weil es wahrscheinlich kein leichtes Unternehmen ist, aus diesen mit gelehrtem Wissen und oft abstrusem Stoff, mit weithergeholten wie ganz aktuellen Bezügen, mit Rückblenden und Wiederholungen vollgestopften, in einer künstlichen und manierten, absichtlich barock gehaltenen Eigensprache abgefaßten Artikeln das für Harden und seine Zeit Wesentliche und für die Gegenwart Beziehungsreiche herauszuholen.“<sup>121</sup>

Maximilian Hardens Stil war geprägt von seinem umfassenden historischen und literarischen Wissen. Er las regelmäßig sämtliche großen Zeitungen, auch englische und französische, aber er fand auch die Zeit, die Bibel, Shakespeare und andere Klassiker zu studieren. Seine politischen Artikel reicherte er mit Zitaten aus diesen Werken an, oftmals jedoch, ohne sie kenntlich zu machen.

„Vertrautheit mit der Literatur gilt bei der Lektüre der ‘Zukunft’ als Bedingung, ebenso wie das Wissen um historische Ereignisse, Perso-

---

118 Zitiert nach Greuner, Nachwort, S. 328.

119 Paul Mayer, Maximilian Harden, in: G. Krojanker (Hrsg.), Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller, Berlin 1922, S. 101-112, hier S. 111.

120 H. Greive (Hrsg.), Hermann Bahr: Der Antisemitismus. Ein internationales Interview, Königstein 1979 (1. Ausgabe Berlin 1894), S. 35.

121 Helmut Rogge, Aus Maximilian Hardens politischer Publizistik 1912-1922, in: Publizistik. Zeitschrift für Wissenschaft von Presse · Rundfunk · Film · Rhetorik · Öffentlichkeitsarbeit · Werbung · Meinungsbildung, 6. Jg., Bremen 1961, S. 301-337, hier S. 301.

nen, Stätten und Daten als Verständigungsgrundlage vom Autor erwartet wird.“<sup>122</sup>

Aufgrund des reich verzierten und mit Zitaten angereicherten Stils wurde Harden häufig unterstellt, daß er einen Zettelkasten benutzen würde. Diese These entpuppte sich aber als Legende. Seine einzigartige Schreibweise gründete sich nur auf sein Wissen und seinen immensen Wortschatz.<sup>123</sup> Harden gewann mit diesem Stil viele Spötter. Sein ehemaliger Freund und Kollege Karl Kraus persiflierte seine Schreibweise besonders ausdauernd. Er veröffentlichte in der »Fackel« ein Wörterbuch, in dem er »Desperanto - die Sprache der 'Zukunft'« übersetzte.

„Unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachträumen	Vor einem Zettelkasten sekrank werden
Das Ohr läßt von außen her keine Schallwellen durch das ovale Fenster ins knöcherne Labyrinth	Man hört nichts
Die zurückgestaute Wahrheit stürzt über die Beinpfosten der Mundschleuße“ <sup>124</sup>	Einer beeilt sich, auszusprechen, was ist

Beim heutigen Lesen erscheint Hardens Stil teilweise „aufgesetzt und krampfzig“, in späteren Jahren zum Teil „kraus und verschachtelt“.<sup>125</sup> Aber er entwickelte diese Schreibweise bewußt. Die Verzierungen verhüllen oft den Inhalt und die Meinung des Verfassers. Harden beabsichtigte damit, der Darstellung der Problematik mehr Wert, als der eigenen Meinung zu bemessen. Das Publikum der »Zukunft« sollte sich ein eigenes Urteil bilden. In einer „vertraulichen Mitteilung“ an seine Leser hat Maximilian Harden diese Absicht einmal selber formuliert:

---

122 Goebel, S. 14.

123 Young, S. 23.

124 Zitiert nach Weller, Kraus und Harden, S. 50.

125 Berglar, Harden und Rathenau, S. 80.

„Die »Zukunft« häuft die intellektuellen Vorbedingungen so hoch, daß selbst gründlich Gebildete oft behaupten, nur um den Preis ergänzender Studien in volles Verständnis eingedrungen zu sein. Sie will vom Leser das Nachdenken der ihm vorgeführten Gedankengänge erzwingen.“<sup>126</sup>

Ironie und Parodie waren für den Publizisten zwei weitere, wesentliche Stilmittel, mit denen er seine Aufsätze abwechslungsreich und unkonventionell gestalten konnte, aber teilweise auch verschlüsselte. Später, zum Beispiel im Ersten Weltkrieg, mag diese Verschleierung auch einer Art „Präventivzensur“ gedient haben.<sup>127</sup>

Neben der Fülle an Zitaten und Verzierungen unterschieden sich seine Artikel durch eine altertümliche und eigenwillige Orthographie und Syntax von der zeitgenössischen Literatur.<sup>128</sup> Selbst die Rechtschreibreform, die um die Jahrhundertwende in Kraft trat, beachtete Harden nicht. Viele Wörter schrieb er weiterhin mit »th« anstatt mit »t«, wie zum Beispiel Rath, Muth und Heirath, andere mit doppeltem »a«, wie zum Beispiel Waaren und Schaaren. Für diese Traditionalismen in Hardens Orthographie lassen sich noch etliche weitere Beispiele finden. Daneben entwickelte der Herausgeber der »Zukunft« eigene Schreibweisen. So eliminierte er bei zusammengesetzten Substantiven häufig das »s«: Geburtstag, Staatmann und Majestätbeleidigung.

Besonders schwierig wird das Lesen seiner Artikel allerdings durch seine Metaphern und Wortkreationen - häufig aus Namen -, mit denen er Personen, Entwicklungen und Ereignisse beschrieb. Karl Kraus hat auch dafür einige besonders komplizierte Beispiele aufgegriffen.

„Der Kongreß der von Bonapartes Tatze zerstückten Europa  
Der Skalde, Fasanenjäger und  
Krückensimulant wird mit seinem  
Girren dem Reich nicht  
mehr schaden“<sup>129</sup>

Der Wiener Kongreß  
Fürst Eulenburg wird mit seinem  
süßlichen Wesen keinen  
Schaden mehr stiften

126 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 363. Sturm betont, daß Harden seine Leser bilden wollte. Sturm, S. 76.

127 Vgl. dazu Weller, »Zukunft«, S. 366f. und Young, S. 24.

128 Vgl. Goebel, S. 14f., Weller, »Zukunft«, S. 364 und Young, S. 22f.

129 Zitiert nach Weller, Kraus und Harden, S. 50.

Golo Manns Bewertung von Hardens schriftstellerischem Werk fällt dennoch zu scharf aus. „Kaum aber liest man es heute noch zum Vergnügen: maniert, verkrampft, verstaubt.“<sup>130</sup> Kurt Tucholsky zitierte zwar in seinem Nekrolog für Harden auch einen „Boshafte“, der über seinen Stil sagte, „er sei eine Landschaft, durch die Mayonnaise fließe“, betonte aber, daß der Herausgeber der »Zukunft« auch so schreiben konnte, „daß ihn auch der Mann auf der Straße verstand“.<sup>131</sup> Das tat er allerdings oftmals, wenn er für fremde Zeitungen Artikel verfaßte.

Aber las der Mann auf der Straße auch die »Zukunft«? Über das Publikum der Wochenzeitschrift gibt es unterschiedliche Meinungen. Goebel charakterisiert die Leserschaft als „Querschnitt durch die Gesellschaft des Wilhelminischen Deutschlands“, wobei die soziale Oberschicht überproportional vertreten war.<sup>132</sup> Diese Ansicht unterstützt Haacke, der Hardens Stil dafür verantwortlich macht, daß er „weniger der breiten Masse vertraut (war) als den intellektuellen Ständen des Adels, des Offizierskorps und des Bürgertums.“<sup>133</sup> Berglar meint ebenfalls, daß die »Zukunft« ein „Intellektuellen-Organ“ gewesen sei. „Sie stellte das Oppositionsorgan des intelligenten, liberalen Bürgertums dar.“<sup>134</sup> Weller zählt eher „konservative Kreise“ zu ihrem Publikum.<sup>135</sup>

Die »Zukunft« erschien im Kaiserreich immer freitags, in der Weimarer Republik samstags.<sup>136</sup> Im ersten Erscheinungsjahr erreichte sie eine Auflage von 6 000 Exemplaren. Bis 1910 stieg die Verbreitung stetig an. Die Zeitschrift erlangte eine Druckauflage von etwa 23 000 Stück. Unter den knapp 200 politisch-literarischen Zeitschriften in Deutschland behauptete die »Zukunft« mit dieser Auflagenentwicklung eine starke Stellung.<sup>137</sup> Die Be-

---

130 Mann, S. 293.

131 Tucholsky, Harden, S. 706.

132 Abonnenlisten konnten nicht untersucht werden, so daß diese Einschätzung auf der Durchsicht von Leserzuschriften beruht. Goebel, S. 14.

133 Wilmont Haacke, Die politische Zeitschrift 1665-1965, Bd. I, Stuttgart 1968, S. 235.

134 Berglar, Harden und Rathenau, S. 80.

135 Weller, »Zukunft«, S. 58. Auch Hellige meint, daß bei der Gründung der »Zukunft« das Publikum aus nach rechts schwenkenden Bohémiens bestand. Hellige, Gesellschaft, S. 99.

136 Vgl. zu diesem Absatz Greuner, Nachwort, S. 327f. und Young, S. 58f.

137 Die Auflagenstärke der »Süddeutschen Monatshefte« betrug 1904 zum Beispiel 3500 Exemplare, der »Simplicissimus« druckte 1908 allerdings 100 000 Stück. Goebel, S. 15f. Vgl. zu den Auflagenzahlen anderer Zeitungen Klaus Wernecke, Der Wille zur Weltgeltung. Außenpolitik und Öffentlichkeit im Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Düsseldorf 1970, S. 318ff. Gottgetreu schreibt über die Auflagenstärke der »Zukunft«: „For Germany, where in political life polemic publications of a type so unre-

deutung der Zeitschrift läßt sich aber nicht ausschließlich an ihrer Abonnentenzahl messen. Harden war mehr als andere Redakteure um Aktualität bemüht, und wenn man die Qualität und Vielseitigkeit der Mitarbeiter der »Zukunft« betrachtet, scheint keine andere Publikation mit ihr vergleichbar. Unter ihnen waren zum Beispiel Henrik Ibsen, Erich Mühsam, Rainer Maria Rilke, Leo Tolstoi und Emile Zola. Aber auch Hardens Bruder, Richard Witting, veröffentlichte einige Aufsätze in der Wochenschrift.

„Der Herausgeber der »Zukunft« erarbeitete sich mit seiner Feder internationales Ansehen; man begegnete ihm mit Haß und Verehrung, und seine Zeitschrift wurde, als eine wahre Bühne des freien, unabhängigen Geistes, überall gelesen, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt... Harden war eine Zentralfigur des öffentlichen Lebens geworden, dennoch lebte er in denkbarster Zurückgezogenheit.“<sup>138</sup>

Nachdem Harden sich von seiner ersten Frau getrennt hatte, lebte er mit der ebenfalls geschiedenen Selma Frontheim zusammen.<sup>139</sup> Im Jahr 1899 wurde Hardens einziges Kind geboren, Maximiliane. Selma Frontheim stammte aus einer jüdischen Familie.<sup>140</sup> Über ihre Haltung zum Judentum ist nichts bekannt. Harden heiratete sie erst 1919. Selma blieb für Maximilian Harden wohl nur die „Hausfrau und Mutter“. Er zeigte sich nie zusammen mit ihr in der Öffentlichkeit, obwohl auch sie Kontakte zu einigen Künstlern, wie zum Beispiel Edvard Munch, pflegte. An seine spätere Freundin Elfriede Schmaltz schrieb er 1919 über seine Ehe:

„Die Frau, die Du so sehr schmäht und die den großen Fehler hat, *für andere* nicht haushälterisch sein zu können, die *nichts* von mir hat, weiß doch, daß ich seit 11 Jahren all meine freien Stunden bei Dir verbringe; und sorgt, wenn mal ein Fremder mich aufhält, dafür, daß

---

strainedly oppositional had hardly been known before, that was an outstanding success.“ Gottgetreu, S. 215.

138 Weller, »Zukunft«, S. 58.

139 Vgl. hierzu Hellige (Hrsg.), S. 415, 1016 und Weller, »Zukunft«, S. 58f.

140 Harden schrieb 1905 an Rathenau: „Maxa ... hat gestern, wie ich höre, etwas ganz Niedliches geleistet. Sie erzählte ihrer Großmama, Rathchen habe gefragt, ob sie ihn heiraten wolle. Da eine jüdische Dame selbst bei einem sechsjährigen Kind sowas (»Partie«) nicht ganz scherzhaft nimmt, war die Antwort: »Ja, wenn *er* nur fest hält!«“ Da Hardens Mutter bereits 1903 gestorben war, muß es sich um die Mutter von Selma Frontheim handeln. Selmas Vater war der Bankier Isaak Aaron. Brief Hardens an Rathenau von Weihnachten 1905, in: Hellige (Hrsg.), S. 449.

ich fortkomme; mit allerlei Listen. Auch dies ist Liebe; mag es auch allzu demütige sein. Weder sie noch ihre Tochter, die nicht die *winzigste* Luxusneigung hat und nur studieren will, die kein auffälliges Kleid trägt, ist seit 1913 einen Tag fortgewesen; beide hören meine Stimme kaum. In 11 Jahren bin ich nie mit ihnen ausgegangen; und die weißhaarige Frau erlebt alle Augenblicke, daß die Briefträger etc. ihre Quittung nicht anerkennen ... Wenn es 'Schwäche' ist, einen Menschen, der selig ist, wenn er mir einen Dienst leisten kann, nicht, weil er Fehler hat, wegzustoßen, einen Menschen der 1½ Jahrzehnte nur für das Kind und für meine Arbeitruhe lebt, - dieser Schwäche schäme ich mich nicht.“<sup>141</sup>

Um 1900 kaufte er eine Villa in Berlin - Grunewald, die insgesamt einen „sehr bürgerlichen Eindruck“ machte. Dort lebte Harden mit seiner Familie äußerst spartanisch, obwohl er inzwischen relativ wohlhabend war.<sup>142</sup>

Maximilian Harden hatte als Herausgeber der »Zukunft« keine Berater, Sekretäre und auch kein Büropersonal. Er fertigte die Wochenschrift bis auf sehr wenige Ausnahmen allein und immer termingerecht an. Er war extrem fleißig. Trotz seiner chronischen Erkrankungen, die er sich als Schauspieler und später in Haft zugezogen hatte, las und redigierte er dienstags Manuskripte, die ihm zugesandt worden waren, und schrieb seine Artikel. Das dauerte oft 24 Stunden. In späteren Jahren verfaßte er fast alle Aufsätze, die in der »Zukunft« erschienen. Mittwochs ging er in die Druckerei und beaufsichtigte manchmal weitere zwölf Stunden die Produktion seiner Zeitung. Er selber nannte die Zeit von Montag bis Mittwoch „meine Galeerentage“.<sup>143</sup> Neben der Herausgabe der »Zukunft« führte Harden einen regen Briefwechsel mit verschiedenen Zeitgenossen und las zahllose Presseveröffentlichungen und Bücher. Häufig bekam er auch beruflichen Besuch. Außerdem ging er noch regelmäßig ins Theater.

Die Verbindung zur Schauspielkunst gab Harden nie ganz auf. „Der junge Harden ist Schauspieler gewesen, der alte ist es geblieben“,<sup>144</sup> schrieb Kurt Tucholsky über ihn und beschreibt damit Hardens zwiespältigen Charakter. Auf der einen Seite lebte er privat sehr bescheiden, auf der anderen Seite war in der Öffentlichkeit seine Eitelkeit legendär. Alfred Kerr bezeichnete ihn

---

141 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 415.

142 Vgl. hierzu und zu dem folgenden Absatz Weller, »Zukunft«, S. 59f. und Young, S. 140ff.

143 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 60.

144 Tucholsky, Harden, S. 706.

aufgrund seines Auftretens als „Schauspielerin Harden“.<sup>145</sup> Auch bei den Vorträgen, die Maximilian Harden häufig hielt, soll er sich besonders gebärdet haben.

„Ehe er begann, warf er ein Paar weiße Handschuhe in das vor ihm stehende Wasserglas, wie die Damen des 19. Jahrhunderts, welche durch diese Geste anzeigen, daß sie keinen Wein zu trinken gedächten.“<sup>146</sup>

Dabei soll er drei weiße Nelken im Knopfloch seines Fracks getragen haben.<sup>147</sup> Harden redete immer frei und ohne große Vorbereitung, manchmal aus dem Stehgreif. Er war einer der bedeutendsten Redner seiner Zeit in Deutschland und füllte ohne Probleme Säle mit 3000 Personen.<sup>148</sup> Weller meint, daß Harden Publikum brauchte. Er lebte zwar zurückgezogen, blieb aber Schauspieler mit Bedürfnis nach Applaus. Er hielt unzählige Reden in seinem Leben, oft referierte er im Ausland, zum Beispiel in Wien, Prag, Budapest und in den skandinavischen Großstädten.

Privat fuhr der Publizist regelmäßig an die holländische Nordseeküste, wo er ab 1910 in Nordwijk aan Zee ein kleines Haus mietete. Er verbrachte seinen Urlaub dort mit seiner Freundin Elfriede Schmaltz, die er etwa 1907 bzw. 1908 kennengelernt hatte.<sup>149</sup> Weitere Reisen führten ihn zum Beispiel im Jahr 1888 in den Orient,<sup>150</sup> im Sommer 1892 nach Ostafrika, und ein Jahr später besichtigte er St. Petersburg und London.<sup>151</sup> 1902 verreiste er dann mit Walther Rathenau; sie machten eine Italienreise. Außerdem besuchte Harden einige Male seine zweite geistige Heimat, Frankreich, das ihn, wie erwähnt, sehr beeindruckte.

Auch wenn Harden Urlaub machte, gab er die »Zukunft« heraus. Die Bekanntheit der Zeitschrift verdankte er auch seiner Redekunst. Mayer meint,

---

145 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 61.

146 Mann, S. 293.

147 Vgl. zu diesem Absatz Weller, »Zukunft«, S. 62f.

148 Stefan Großmann nannte Harden den „delikateste(n) Vortragskünstler Deutschlands“. Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 62.

149 Weller meint, daß Harden Elfriede Schmaltz 1907 kennenlernte, während Hellige und auch Greuner schreiben, daß sie etwa seit 1908 befreundet waren. Greuner, Nachwort, S. 353, Hellige (Hrsg.), S. 1053 und Weller, »Zukunft«, S. 65. Greuner beurteilt die Beziehung der beiden folgendermaßen: „Sie war Harden trotz vieler Gegensätze des Charakters und der Auffassungen eine aufopferungsvolle Freundin.“ Greuner, Nachwort, S. 353f.

150 Lessing, S. 174.

151 Vgl. hierzu Weller, »Zukunft«, S. 64f.

daß ein Journalist Affären braucht, um prominent zu werden.<sup>152</sup> Diese bekam Harden durch etliche Gerichtsverfahren, die er führte oder führen mußte.

„Das deutsche Volk kannte im Allgemeinen nur den Angeklagten, den Prozeßredner Harden, nicht den Schriftsteller gleichen Namens.“<sup>153</sup>

Hardens bekannteste Affäre ist der Skandal um Eulenburg und Moltke.<sup>154</sup> Daneben sorgten aber auch die mehrfachen Anklagen wegen Majestätsbeleidigung für Aufsehen.



Zeichnung von Franz A. Jüttner aus dem Jahre 1898, in: *Lustige Blätter*, 13. Jg. (1898), Nr. 44, S. 4

152 Mayer, S. 111.

153 Mayer, S. 111.

154 Vgl. zum Beispiel Lessing, S. 183.

### 3.4 Gegen Kaiser und Kamarilla - Hardens Publizistik bis zum Ersten Weltkrieg

Maximilian Harden war in den Vorkriegsjahren ein entschiedener und bededter Vertreter einer deutschen „Weltpolitik“. Obwohl er stolz „Bismarckianer sans phrase“ war und blieb, wechselte er später bewußt und in der Überzeugung, daß Bismarck ebenso gehandelt hätte, von dem „Konzept von der Saturiertheit des Reiches“ zu einer imperialistischen Politik, aber nicht ohne vor den Gefahren dieser weltpolitischen Haltung zu warnen.<sup>155</sup>

In den ersten Jahren als Herausgeber der »Zukunft« wurde Harden als „preußischer Junker“ bezeichnet.<sup>156</sup> Er stellte sich zwar nie völlig auf die Linie der Großgrundbesitzer, sympathisierte aber zunächst mit den konservativen Agrariern.<sup>157</sup> Er glaubte zunächst an die Saturiertheit des Landes und hegte große Zweifel am Wert des Imperialismus. Innenpolitisch befürwortete er die monarchistischen Strukturen, lehnte das „Manchestertum“ ab und wollte die Arbeiterschaft durch ein konservatives Sozialprogramm einbinden. Die Bewahrung ihres Lebensstandards und die Teilnahme am politischen Leben sollte ihnen so ermöglicht werden. Harden stellte sich aus diesem Grund teilweise auf die Seite der Sozialdemokratischen Partei. Wirklich emanzipieren wollte er die Arbeiterschaft aber nicht. Young bezeichnet diesen Standpunkt als „soziale(n) Agrarianismus“.<sup>158</sup> In der Sozialpolitik und der Haltung zum Sozialismus wich Harden damit teilweise von Bismarcks Ansichten ab.<sup>159</sup>

„Auf Bismarcks Vorwurf, in die sozialistische Richtung »hinübergeglitten« zu sein, entgegnete Harden jedoch, er sei »heute vielleicht noch weiter als jemals zuvor von sozialdemokratischen Überzeugungen entfernt«.“<sup>160</sup>

Anhand dieser Meinungsverschiedenheiten wird erneut deutlich, daß Harden zwar Bismarcksche Ansichten und Ressentiments übernahm, verarbeitete und

---

155 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 301f.

156 Young, S. 72.

157 Vgl. zu diesem Absatz Greuner, Nachwort, S. 337f., Weller, »Zukunft«, S. 120ff. und Young, S. 79ff.

158 Young, S. 82.

159 Vgl. hierzu Weller, »Zukunft«, S. 40ff. und Young, S. 50ff.

160 Hellige, Gesellschaft, S. 128.

in der »Zukunft« formulierte, er aber keineswegs unkritisches Sprachrohr des ehemaligen Kanzlers oder „Bismarckianer im doktrinären Sinne“ war.<sup>161</sup>

Harden schwankte oft zwischen radikal progressiven oder extrem konservativen Haltungen zu aktuellen politischen Fragen.<sup>162</sup> Bis zur Jahrhundertwende war Harden jedoch im großen und ganzen ein Vertreter der konservativen Preußen, vor allem der Großgrundbesitzer. Nach der „Großen Depression“ begann Deutschland, sich vom Agrarstaat zur Industrienation zu wandeln. Harden begrüßte diesen Trend, und er sah, wie viele Journalisten, seine Hoffnungsträger nun in den Unternehmern, statt in den Agrariern.<sup>163</sup> Er vertrat jetzt eine Wirtschaftspolitik, die staatliche Industrieförderung und nicht die Rettung der Landwirtschaft in den Vordergrund stellte.<sup>164</sup> Diese Auffassung wurde wahrscheinlich durch seine Bekanntschaft mit verschiedenen Industrielern geprägt.

Maximilian Harden hatte bereits Anfang der 1890er Jahre Walther Rathenau kennengelernt.<sup>165</sup> Rathenau war zu dieser Zeit Direktor der Elektrochemischen Werke in Bitterfeld. Mit ihm verband Harden etwa ab 1897/98 eine besondere Freundschaft. Der Sohn des AEG-Gründers führte den Publizisten in Unternehmerkreise ein. Harden kam auf diese Weise mit dem Bankier Carl Fürstenberg und Albert Ballin, dem Generaldirektor der Reederei HAPAG, in Kontakt. Auch zwischen diesen beiden Vertretern des Unternehmerstandes und Harden entwickelte sich eine engere Bekanntschaft.<sup>166</sup> Die Gespräche mit ihnen haben wahrscheinlich zu Hardens neuer, wirtschaftspolitischer Ansicht beigetragen.

Der Blickwinkel des Unternehmerstandes veränderte auch Hardens außenpolitischen Vorstellungen. Er trennte sich von der Bismarckschen „Kontinental-Außenpolitik“ und schloß sich der weit verbreiteten Meinung an, daß

---

161 Weller, »Zukunft«, S. 44. Lessing formuliert Hardens Haltung wie folgt: „Harden stellte seine Zeitschrift in den Dienst der Bismarckschen Politik, ohne darum seine Unabhängigkeit preiszugeben.“ Lessing, S. 174.

162 Vgl. Gottgetreu, S. 226 und Young, S. 84.

163 Hellige, Gesellschaft, S. 116.

164 Hellige, Gesellschaft, S. 137.

165 Vgl. zu diesem Absatz Weller, »Zukunft«, S. 71ff.

166 Carl Fürstenberg machte zum Beispiel regelmäßig im selben Ostseebad wie Walther Rathenau und Maximilian Harden Urlaub. Vgl. Hans Fürstenberg, Erinnerungen. Mein Weg als Bankier und Carl Fürstenbergs Altersjahre, Wiesbaden 1965, S. 4. Young meint, daß Carl Fürstenberg und Albert Ballin zu den wenigen Personen zählten, die Maximilian Hardens Vertrauen und seine Freundschaft genossen. Young, S. 144.

„Deutschland eine aggressive, feste Weltpolitik verfolgen müsse“. <sup>167</sup> Bis zur Jahrhundertwende hatte er die Weltpolitik noch als „Geldpolitik“, die nur der Industrie und dem Handel zu Staatsaufträgen verhelfen solle, bezeichnet. <sup>168</sup> Nach den Wirtschaftskrisen orientierte er sich stärker an den Bedürfnissen der Wirtschaft und ging nach dem Konjunkturéinbruch 1903/04 endgültig zu einem vom Industriekapitalismus geprägten Gesellschaftsbild über. Sein Eintreten für die Großkapitalisten war aber begrenzt, nämlich dann, wenn Harden die Interessen der Landwirtschaft und des Mittelstandes bedroht sah.

Der beschriebene Wandel in Hardens Einstellung änderte aber nichts daran, daß der Publizist jede Gelegenheit wahrnahm, Kaiser Wilhelm II. bloßzustellen. <sup>169</sup> Die Kritik am Monarchen wandelte sich allerdings parallel zu den dargestellten Veränderungen in Hardens Gesellschaftsbild. Hatte er den Kaiser in den neunziger Jahren vor allem aufgrund seiner Dekadenz, Unreife und Verantwortungslosigkeit angegriffen, bemängelte er nach 1900 vor allem, daß der Kaiser „das Haupthindernis einer erfolgreichen Expansionspolitik des Reiches“ sei. <sup>170</sup>

Bereits seit dem zweiten Erscheinungsjahr der »Zukunft« versuchte Kaiser Wilhelm II., gerichtlich gegen Maximilian Harden vorzugehen. <sup>171</sup> Auch das Auswärtige Amt führte eine Akte über den Publizisten, die vermutlich im Zusammenhang mit den Majestätsbeleidigungen angelegt wurde. Außerdem stand Harden durch seine Artikel in den russischen Zeitungen, die als „anti-deutsch“ galten, unter dem Verdacht, von russischen Kreisen bestochen worden zu sein. <sup>172</sup> Dieses Gerücht ist aber ebenso unbestätigt, wie die Unterstellung, daß Harden finanzielle Unterstützung von Bismarck erhielt.

Am 7. April 1893 stand Harden das erste Mal wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht. <sup>173</sup> Der Artikel „Monarchenerziehung“ war der Anlaß zur Anklage. <sup>174</sup> Harden bemängelte darin in einer historischen Parabel auf Ludwig

---

167 Vgl. Young, S. 165.

168 Vgl. zu dem folgenden Abschnitt Hellige, Gesellschaft, S. 142ff.

169 Young, S. 65f.

170 Hellige, Gesellschaft, S. 161. Vgl. zu Hardens Kritik am Kaiser außerdem Weller, »Zukunft«, S. 107ff.

171 Vgl. Young, S. 66ff.

172 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 110 und Young, S. 68.

173 Weller, »Zukunft«, S. 109.

174 Harden, Monarchenerziehung, in: Die Zukunft, Bd. 1, 31. Dezember 1892. Auszugsweise wiedergegeben in Greuner, S. 222f.

XVI. die Monarchien, die sich nur durch spektakuläre Jagden, höfische Feste, aber nicht durch die Sorge um das Vaterland auszeichneten.

„Die ruhige Sicherheit (der Bismarck-Ära, d. Verf.) ist fort, und mit wachsender Beängstigung fragt die Nation, wie der deutsche Kaiser sich erziehen wird.“<sup>175</sup>

Der Landgerichtsdirektor Alexander Schmidt hielt Harden für unschuldig,<sup>176</sup> obwohl die Staatsanwaltschaft sogar noch einen weiteren Artikel als Beweismaterial herangezogen hatte.<sup>177</sup>

Der Prozeß erregte großes Aufsehen, aber Harden ließ sich dadurch keineswegs beeinflussen. Er griff den Kaiser unverändert scharf an. Um den Konflikt mit der Zensur zu verhindern, benutzte der Publizist alle Stil- und Formmittel, die ihm zur Verfügung standen. Im Jahr 1898 veröffentlichte er zum Beispiel zwei Fabeln, in denen er das persönliche Regiment Wilhelms II. und sein Umfeld kritisierte.<sup>178</sup> Harden behauptete, daß der Kaiser von Schmeichlern und Höflingen umgeben sei, die ihn stets belügen würden. Darum hätte er keine Beziehung zu seinem Volk. Der Herausgeber der »Zukunft« übte außerdem Kritik an dem „Gottesgnadentum“ des Kaisers. Er hielt den uneingeschränkten Herrscherwillen für unzeitgemäß und beklagte gleichzeitig die korrumpierte Umgebung des Monarchen. Diese Beanstandungen können aber keineswegs als antimonarchistische Haltung interpretiert werden.

Maximilian Harden, der gerade wegen eines Artikels über den geisteskranken König Otto von Bayern eine vierzehntägige Haftstrafe verbüßt hatte,<sup>179</sup> wurde wegen des Märchens „Pudelmajestät“ erneut der Majestätsbeleidigung angeklagt.<sup>180</sup> Diesmal wurde er nicht freigesprochen, sondern zu einer Strafe von sechs Monaten Festungshaft verurteilt.<sup>181</sup> Am 10. Mai 1899 trat Harden

---

175 Zitiert nach Greuner, S. 222.

176 Dem Richter kostete dieser Freispruch vermutlich seine Position. „(A)m 1. Dezember 1893 wurde Alexander Schmidt seiner Stellung enthoben und kurze Zeit später pensioniert.“ Weller, »Zukunft«, S. 109.

177 Dabei handelt es sich um den Artikel „König Phaeton“, in dem Harden mit Hilfe einer Legendenumdeutung den Monarchen wegen seiner Sorglosigkeit angriff. Harden, König Phaeton, in: Die Zukunft, Bd. 1, 15. Oktober 1892.

178 Es handelt sich um die Artikel „Großvaters Uhr“ (Die Zukunft, Bd. 24, 13. August 1898) und „Pudelmajestät“ (Die Zukunft, Bd. 23, 18. Juni 1898).

179 Vgl. Young, S. 70, Anm. 25.

180 Weller, »Zukunft«, S. 112.

181 Vgl. Young, S. 69. Weller spricht von sechseinhalb Monaten Festungshaft. Weller, »Zukunft«, S. 112.

seine Strafe in der Festung Weichselmünde bei Danzig an.<sup>182</sup> Das halbe Jahr im Gefängnis verstärkte Hardens Bronchialleiden, und der Publizist litt unter den schlechten Haftbedingungen auch nervlich. So schrieb er zum Beispiel an Rathenau:

„Hier regnets täglich in Strömen. Kälte, Sturm, Finsternis: ich sage Ihnen, namentlich mit Nervenschmerzen, wirds nach 4 Monaten doch ein bißchen hart.“<sup>183</sup>

Trotzdem setzte er seine Kampagne gegen den Monarchen, kurz nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war, fort. In einem seiner bekanntesten Artikel „Kampf mit dem Drachen“ griff er die berüchtigte „Hunnenrede“ des Kaisers hart an. Harden ging aber noch weiter in seiner Kritik, so daß der Aufsatz zu einer generellen Absage an die Politik des Kaisers wurde.<sup>184</sup> Dieser Artikel wurde sofort konfisziert, und der Herausgeber der »Zukunft« mußte sich zum dritten Mal wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht verantworten.<sup>185</sup> Das Urteil lautete wieder sechs Monate Festungshaft. Maximilian Harden verbüßte die Strafe von April bis November 1901 abermals in der Festung Weichselmünde, die er nun als „Festung Ach und Weh“ titulierte, da sich seine Gesundheit dort erheblich verschlechterte.<sup>186</sup>

Hardens Kritik am Kaiser wurde aber nach 1900 nicht leiser, sondern noch umfassender und offener. Theodor Lessing spricht sogar von „Haß“, den der Publizist gegen den Monarchen hegte.<sup>187</sup> Seine Kritik am Kaiser und der „Kamarilla“<sup>188</sup> gipfelte einige Jahre später in den Eulenburg-Moltke-Prozessen (1906-1909) und der Daily-Telegraph-Affäre (1908).

---

182 Brief Hardens an Rathenau vom 10. Mai 1899, Anm. 1, in: Hellige (Hrsg.), S. 323.

183 Brief Hardens an Rathenau vom 13. September 1899, in: Hellige (Hrsg.), S. 325.

184 Vgl. Harden, Kampf mit dem Drachen, in: Die Zukunft, Bd. 32, 11. August 1900.

185 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 113f. und Young, S. 71.

186 Brief Hardens an Rathenau vom 21. August 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 352. Und im September schrieb Harden an seinen Freund: „Mir gehts, offen gesagt, elend; ich kann nicht mehr, kann, z.B., nicht drei Zeilen leidlich zusammenbringen.“ Brief Hardens an Rathenau vom 14. September 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 357. Young schreibt, daß Harden sich in der Haft eine chronische Rippenfellentzündung zugezogen hat. Young, S. 141.

187 Lessing, S. 175.

188 „Kamarilla“ ist der Titel eines Artikels von Harden, in dem er Kaiser und Umfeld kritisierte. Harden, Kamarilla, in: Die Zukunft, Bd. 15, 9. Mai 1896. Das Wort kam zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf und bedeutete „einflußreiche Hofclique“. Vgl. Goebel, S. 334, Anm. 127.

Philipp von Eulenburg-Hertefeld gehörte zum engsten Kreis um Kaiser Wilhelm II. Eulenburg hatte sich 1902 aus dem politischen Leben, das heißt aus seinem Amt als deutscher Botschafter in Wien, zurückgezogen.<sup>189</sup> Als Botschafter stand er im Meinungsaustausch mit Friedrich von Holstein, der bis 1897 als Geheimrat im Auswärtigen Amt tätig war. Seit etwa 1893 hatten sie sich jedoch entfremdet, da Holstein den außenpolitischen Kurs des Kaisers ablehnte und Eulenburg für einen Vertreter dieser Positionen hielt. Holstein stellte im Dezember 1905 aus Protest gegen außenpolitische Entscheidungen ein Rücktrittsgesuch, was im April des darauffolgenden Jahres auch überraschend angenommen wurde.

Maximilian Harden hatte bis zu diesem Zeitpunkt den Geheimrat in der »Zukunft« immer bekämpft.<sup>190</sup> Über Holsteins Ausscheiden aus dem Amt schrieb er einen kritischen Artikel, auf den der Geheimrat in Briefform in der »Zukunft« antwortete.<sup>191</sup> Dieser Brief markiert den Beginn einer engen Freundschaft zwischen dem Publizisten und dem Geheimrat. Die beiden sprachen bei ihren Treffen oder in ihren Briefen häufig über politische Ereignisse. Die Beziehung endete erst mit dem Tod Friedrichs von Holstein. Damit war sie vermutlich die einzige Freundschaft dieser Art für den Publizisten, die ein natürliches Ende fand.<sup>192</sup> Maximilian Harden soll Gedanken und Formulierungen von Friedrich von Holstein in Artikeln verwendet haben. Er dementierte diese Unterstellung. Rogge spricht aber davon, daß Harden „das Sprachrohr Holsteins“ gewesen sei,<sup>193</sup> auch Young sieht „Holsteinische Züge“ in Hardens Publizistik, die aber keineswegs als „Kapitulation Hardens vor dem starken Geist Holstein“ gedeutet werden dürfen, sondern Beweise für Hardens Vorliebe sind, fremde Formulierungen zu verwenden.<sup>194</sup>

---

189 Vgl. zu dem folgenden Absatz Weller, »Zukunft«, S. 161ff., Young, S. 93ff. und Goebel, S. 16ff.

190 Vgl. Rogge, Holstein und Harden, S. 1f. Das Werk stellt eine grundlegende Untersuchung zu der Eulenburg-Affäre aus der Sicht von Maximilian Harden dar, vor allem weil es den Briefwechsel zwischen dem Publizisten und Friedrich von Holstein rekonstruiert.

191 Harden, Herr von Holstein, in: Die Zukunft, Bd. 55, 23. Juni 1906. Die Erwiderung von Holstein erschien am 18. August 1906 unter dem Titel „Ein Brief“. Friedrich von Holstein, Ein Brief, in: Die Zukunft, Bd. 56, 18. August 1906.

192 Gottgetreu, S. 230.

193 Rogge, Holstein und Harden, S. 7.

194 Young, S. 100f.

Im Herbst 1906, kurz nachdem Harden und Holstein sich kennengelernt hatten, leitete der Publizist mit einem heftigen Angriff auf Eulenburg einen Skandal ein.<sup>195</sup> Laut Greuner

„richtete er seit Mitte Oktober 1906 für Jahre seine ganze Aufmerksamkeit auf die Entfernung des Fürsten Philipp zu Eulenburg und seiner Clique aus ihren Ämtern bei Hofe.“<sup>196</sup>

Harden kritisierte Eulenburg stellvertretend für den Mißstand im öffentlichen Leben, daß einige Personen unautorisiert großen Einfluß auf wichtige Entscheidungen und Prozesse gewannen.<sup>197</sup> Er unterstellte der Kamarilla außerdem, daß sie den Kaiser in politischen Fragen einseitig informieren und beraten würde. Zur selben Zeit wurde im Ausland darüber diskutiert, daß der Kaiser und eine kleine Clique Deutschland regieren würden. Vermutlich veranlaßte unter anderem diese Debatte Harden dazu, seine Kritik wieder aufzugreifen.<sup>198</sup>

Nach dieser Artikelserie stellte Harden seine Angriffe zunächst ein, wahrscheinlich weil Philipp von Eulenburg-Hertefeld in den Süden abgereist war. Im Frühjahr des kommenden Jahres setzte er die Kritik erneut fort. Er machte den Fürsten Eulenburg dafür verantwortlich, daß der französische Botschaftsrat in Berlin, Raymond Lecomte, so detailliert über Kaiser und Hof informiert war. Im Mai 1907 legte dann der Kronprinz dem Kaiser die Artikel Hardens vom 13. und 27. April vor, in denen der Publizist nun unmißverständlich auf die Homosexualität von Eulenburg und Kuno Graf von Moltke anspielte.<sup>199</sup> Daraufhin wurde Kuno von Moltke seines Amtes als Stadtkommandant von Berlin enthoben, und Eulenburg wurde das Gesuch um Entlassung aus allen offiziellen Ämtern gewährt.<sup>200</sup> Die Vorfälle waren der Öffentlichkeit nicht verborgen geblieben. Moltke forderte Harden zu einem Duell

---

195 Goebel, S. 17 und Young, S. 102. Am 17. und am 24. November erschienen in der »Zukunft« Aufsätze, in denen Harden Eulenburg scharf angriff. Harden, Praeludium, in: Die Zukunft, Bd. 57, 17. November 1906, und Harden, Dies irae, in: Die Zukunft, Bd. 57, 24. November 1906.

196 Greuner, Nachwort, S. 351.

197 Vgl. Lessing, S. 183f.

198 Young, S. 104f.

199 Vgl. Goebel, S. 17, Lessing, S. 184 und Young, S. 109f. Die beiden Artikel heißen „Monte Carlino“ (Die Zukunft, Bd. 59, 13. April 1907) und „Roulette“ (Die Zukunft, Bd. 59, 27. April 1907).

200 Vgl. Goebel, S. 17 und Young, S. 111.

auf, der Publizist lehnte aber ab.<sup>201</sup> Moltke sah sich nun gezwungen, ein Verfahren gegen Harden anzustreben. Die Staatsanwaltschaft leugnete das öffentliche Interesse, so daß Moltke am 6. Juni 1907 ein Privatverfahren anstrebte.<sup>202</sup> Eulenburg zeigte sich unterdessen selbst an und bat um Prüfung seines gesamten Lebens.<sup>203</sup>

Verschiedene Versuche, unter anderem auch vom Reichskanzler Bernhard von Bülow, einen Prozeß zwischen Moltke und Harden zu verhindern, scheiterten.<sup>204</sup> Vier Monate nach Einleitung des Verfahrens, am 24. Oktober 1907, begann dann der erste Prozeß. Harden wurde von der Verleumdungsanklage freigesprochen, vor allem weil er die ehemalige Frau von Moltke als Kronzeugin gewann, um die Homosexualität Moltkes zu bestätigen. Aber der ehemalige Stadtkommandant legte Berufung ein. Der zweite Prozeß zwischen den beiden wurde von der Staatsanwaltschaft am 19. Dezember 1907 eröffnet und endete am 3. Januar 1908 mit der Verurteilung von Maximilian Harden zu vier Monaten Gefängnis.<sup>205</sup> Eulenburg hatte in diesem Verfahren unter Eid ausgesagt, daß er zu unrecht der Homosexualität bezichtigt worden sei. Er leugnete sowohl Handlungen begangen zu haben, die nach dem geltenden § 175 StGB hätten bestraft werden müssen, als auch andere „Obszönitäten“. Kuno von Moltke und auch Philipp von Eulenburg-Hertefeld waren rehabilitiert.

„Aufs äußerste gereizt, weniger durch die Strafe als durch die diffamierende Behandlung, die seine Person und seine publizistischen Motive allgemein erfuhren, ging Harden nunmehr zum offenen Angriff über... Mit äußerst kluger Taktik wurde ein abseitiger Rechtshandel mit einem Beliebigen angezettelt, bei welcher Gelegenheit Personen unter Eid vernommen wurden, deren Aussagen jenen vom Fürsten Eulenburg geleisteten Eid als Meineid enthüllten. Der Fürst wurde in die schlimme Lage gebracht, nunmehr persönlich gegen Harden Klage erheben zu müssen.“<sup>206</sup>

---

201 Young, S. 112.

202 Goebel, S. 17.

203 Young, S. 112.

204 Vgl. zu diesem Absatz Young, S. 113-121.

205 Die Eröffnung eines zweiten Hauptverfahrens nach Hardens Freispruch wird von Goebel als „unerhörtes Vorgehen“ bezeichnet, zumal da die Staatsanwaltschaft zuerst das öffentliche Interesse geleugnet hatte. Goebel, S. 17.

206 Lessing, S. 185. Lessing spielt hier auf die Nachricht in der »Münchener Freien Volkszeitung« vom Redakteur Anton Städele an, daß Eulenburg Harden mit einer Million Mark bestochen hätte, damit er in den Prozessen schweigt. Goebel, S. 17.

In dem Prozeß Eulenburg gegen Harden schaffte es der Publizist, mehrere Zeugen anzuführen, die angeblich „abnormalen Sexualkontakt“ mit dem Fürsten gehabt hatten.<sup>207</sup> Das Beweismaterial verdichtete sich immer mehr, so daß am 29. Juni 1908 ein Verfahren wegen Meineids gegen Eulenburg eingeleitet wurde. Da Philipp von Eulenburg-Hertefeld stark erkrankte und nicht prozeßfähig war, wurde das Verfahren nicht zu Ende geführt. Auch die Wiederaufnahme überstand der Fürst nur eine Stunde, dann brach er bewußtlos zusammen. Zweimal jährlich untersuchten Ärzte den Fürsten von da an auf Prozeßfähigkeit, aber es kam zu keiner Wiederaufnahme. So wurde bis zu seinem Lebensende, zwölf Jahre nach Prozeßbeginn, kein Urteil gefällt. Trotzdem: „Das Beweismaterial und die allgemeine Sympathie war jedenfalls auf Seiten Hardens.“<sup>208</sup>

Das Urteil im zweiten „Moltke gegen Harden“-Prozeß wurde für ungültig erklärt.<sup>209</sup> Kuno von Moltke und Maximilian Harden einigten sich im März 1909; sie wollten auf weitere Verhandlungen verzichten. Die Staatsanwaltschaft setzte allerdings das Verfahren gegen den Publizisten fort und verurteilte ihn wegen übler Nachrede zu einer Geldstrafe von 600 Mark. Der Schuldspruch fiel vergleichsweise mild aus, und Harden verzichtete darauf, Widerspruch einzulegen. Er erhielt im Juli 1909 außerdem 40 000 Mark aus der Kasse der Reichskanzlei als Ersatz für die Prozeßkosten.<sup>210</sup>

Über die Motivation des Publizisten in der Eulenburg-Affäre gibt es verschiedene Ansichten. Einige Zeitgenossen und Autoren haben Maximilian Harden unterstellt, aus Geltungsdrang, Machtstreben und Eitelkeit gehandelt zu haben.<sup>211</sup>

---

207 Vgl. hierzu Weller, »Zukunft«, S. 197f. und Young, S. 121ff. Maximilian Harden hat den Prozeß gegen Eulenburg außer in der »Zukunft« später auch in einem seiner Werke dargestellt. Vgl. Harden, Fürst Eulenburg, in: Harden, Köpfe. Dritter Teil. Prozesse, 18. Aufl., Berlin 1923, (1. Auflage 1913), S. 169-283.

208 Young, S. 124.

209 Zu diesem Abschnitt vgl. Young, S. 124f.

210 Greuner, Nachwort, S. 353 und Young, S. 132f. Auch von dem Verfahren gegen Moltke hat Harden später eine Darstellung veröffentlicht. Harden, Moltke wider Harden, in: ders., Köpfe. Dritter Teil, S. 409-506.

211 Vgl. dazu Mann, S. 293 und Rogge, Holstein und Harden, S. 468.

„Harden was at the height of his notoriety and the most controversial figure in Germany, a man who stopped nothing to obtain the evidence he needed“.<sup>212</sup>

Wie bekannt Maximilian Harden durch diesen Skandal wurde, verdeutlicht zum Beispiel die Auflagenentwicklung der »Zukunft«, denn die höchste Druckauflage mit 70 000 Exemplaren erreichte die Zeitschrift auf dem Höhepunkt der Eulenburg-Affäre.<sup>213</sup> Die meisten Autoren verweisen aber auf die uneigennütige Motivation des Publizisten. „‘Wirkung’ statt ‘Erfolg’ hätte Harden gereicht“, schreibt zum Beispiel Harry Young.<sup>214</sup> Sicherlich war der Herausgeber der »Zukunft« ein überzeugter Gegner von Eulenburg. Er hielt ihn für boshaft, skrupellos und verantwortlich für Bismarcks Sturz. Dem Publizisten hätte es genügt, wenn Eulenburg und Moltke beim Kaiser in Ungnade gefallen und eventuell aus ihren Ämtern entlassen worden wären. Er beabsichtigte keineswegs, aus den intimen Vorwürfen einen Skandal zu machen.<sup>215</sup> Diese Auffassung unterstützte auch Hardens Zeitgenosse Lessing:

„Auch gab er, obwohl sein Material schwer wog, nie mehr Belastendes preis, als durch die Lage des Kampfes eben geboten war.“<sup>216</sup>

Seine schwerwiegenden Informationen erhielt Harden allerdings nicht von Friedrich von Holstein, wie häufig behauptet wurde. Durch den Scheidungsprozeß des Kuno von Moltke hatte der Publizist bereits Jahre vor dem Skandal von den „anormalen Neigungen“ sowohl des Grafen, als auch Eulenburgs erfahren.<sup>217</sup> In der damaligen Öffentlichkeit herrschte dennoch die Meinung vor, Harden würde als Werkzeug des verbitterten Geheimrats tätig sein. Im Rückblick kann man jedoch feststellen, daß Holstein nicht der Anstifter der Affäre war, sondern in ihrem Verlauf sogar einen mäßigenden Einfluß ausübte.<sup>218</sup>

---

212 James Joll, Rathenau and Harden: A Footnote to the History of Wilhelmine Germany, in: M. Gilbert (Hrsg.), A Century of Conflict 1850-1950. Essays for A. J. P. Taylor, London 1966, S. 115-132, hier S. 125. Vgl. außerdem Goebel, S. 19.

213 Greuner, Nachwort, S. 353.

214 Young, S. 126. Vgl. auch Weller, »Zukunft«, S. 202f.

215 Greuner, Nachwort, S. 351.

216 Lessing, S. 186f.

217 Vgl. Young, S. 102f.

218 Vgl. Gottgetreu, S. 233 und Weller, »Zukunft«, S. 174f.

Zur Rechtfertigung von Hardens Vorgehen werden häufig Untersuchungen angestellt, wie groß Eulenburgs Einfluß auf den Kaiser tatsächlich war und was die Affäre letztendlich für eine Wirkung erzielt hat.<sup>219</sup> Das Image des Kaisers und des Hofes wurde sicherlich angeschlagen.<sup>220</sup> Gottgetreu meint aber, daß der Ruf der Monarchie schon durch die Person Wilhelms II. beschädigt war.<sup>221</sup> Für den Publizisten selbst scheint die Eulenburg-Affäre in der Erinnerung eine übersteigerte Bedeutung gewonnen zu haben.

„Vier Kanzler hatten sich vergebens bemüht, den Eulenphili um seine okkulte Macht zu bringen, der größte, der einzig große der vier (Bismarck, d. Verf.) hat mir oft gesagt: Manches mag Ihnen noch gelingen, aber nie, Eulenburg zu stürzen. Und doch ists gelungen; und die Folgen waren heilsam für das Reich.“<sup>222</sup>

Harden hatte seine Angriffe in der Eulenburg-Affäre auf das Umfeld des Kaisers gerichtet. Er griff Wilhelm II. aber weiterhin auch persönlich an. Im Jahr 1908 nahm der Publizist die Daily-Telegraph-Affäre zum Anlaß für eine Artikelserie gegen den Monarchen.

„Am achtundzwanzigsten Oktoberabend stand in der Londoner Zeitung »The Daily Telegraph« ein Artikel, der den Titel »The German Emperor and England« trug und als *personal interview* bezeichnet war. Der Verfasser ließ den deutschen Kaiser in direkter Rede zu einem entamtenen, britischen Diplomaten sprechen. »Ihr Engländer seid völlig verrückt. Oft und laut habe ich euch gesagt, daß einer der heißesten Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freundschaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen fremd, und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner Worte ... Wir brauchen eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinandersetzung vorbereiten, die im Stillen Ozean (früher, als manche glauben) nötig werden wird... Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für dieselbe Sache streiten, wird auch England sich der Tatsache freuen, daß sich Deutschland eine große Flotte geschaffen hat.«“<sup>223</sup>

---

219 Vgl. zum Beispiel Young, S. 133ff.

220 Goebel, S. 19.

221 Gottgetreu, S. 232.

222 Harden, Köpfe. Dritter Teil, S. 497f.

223 Harden, Gegen den Kaiser, in: Die Zukunft, Bd. 65, 7. November 1908, S. 213.

Der Kaiser gab sich als Englandfreund und warf dem deutschen Volk vor, englandfeindlich zu sein.<sup>224</sup> Zunächst glaubten viele, daß das veröffentlichte Interview eine Fälschung sei. Aus der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« konnte jedoch wenige Tage später ersehen werden, daß es durchaus authentisch war. Große Teile des deutschen Volkes reagierten empört. Maximilian Harden schrieb daraufhin an Holstein:

„(V)or diesem Ereignis müsse er verstummen, sei aber der Überzeugung, daß etwas geschehen müsse, was keine übliche Kritik mehr sei: »Ich werde auffordern, crûment, sofort abzudanken. Ruhig und immer wieder.«“<sup>225</sup>

In drei Aufsätzen unter dem Titel „Gegen den Kaiser“ griff er daraufhin den Monarchen scharf an und kam dabei sogar zu dem Ergebnis, daß Wilhelm II. zur „Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist“.<sup>226</sup>

Die Androhung einer erneuten Anklage wegen Majestätsbeleidigung schreckte den Publizisten wohl ab, den Rücktritt des Kaisers unverblümt in der »Zukunft« zu fordern.<sup>227</sup> Nach den Eulenburg-Moltke-Prozessen wollte Harden gerichtliche Konfrontationen vermeiden. „Es war ein großer Schmerz im Leben des Politikers Taine, daß er die Geschichte seines Vaterlandes in den Händen von Dilettanten und Strebern sah“, hatte Harden einmal selbst formuliert.<sup>228</sup> Was er im Jahr 1893 über Taine geschrieben hatte, traf jetzt genauso auf ihn zu.

„When... he sharply attacked the Kaiser, mocking him as a *Filmhelm* and... *Reisekaiser*, that was merely a fight against the desecration of the crown by its bearer, but not directed against the principle in which he believed up to the First World War.“<sup>229</sup>

Harden war also keineswegs antimonarchistisch. Mehring sprach treffend von Hardens „Klatschkrieg gegen den augenblicklichen Träger des persönlichen Regimentes aus Sorge um das persönliche Regiment“.<sup>230</sup>

---

224 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 159.

225 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 157.

226 Harden, Gegen den Kaiser III, in: Die Zukunft, Bd. 65, 21. November 1908, S. 293.

227 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 159f.

228 Harden, Der Politiker Taine, in: Die Zukunft, Bd. 4, 8. April 1893, S. 56.

229 Gottgetreu, S. 224. Gottgetreu weist an dieser Stelle außerdem daraufhin, daß die Verteidigung der Monarchie im Gegensatz zu den liberalen Vorstellungen stand, die Harden zeitweise selbst oder über andere in der »Zukunft« publizierte.

230 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 293, Anm. 261.

Der Publizist stellte sich auf die Seite der Patrioten und Nationalisten.<sup>231</sup> Der Herausgeber der »Zukunft« titulierte den Monarchen als „Wilhelm der Friedliche“ und kritisierte seine Schwäche und Friedseligkeit.<sup>232</sup> Hellige meint, daß vor allem imperialistische Motive Harden in seiner Kritik am Kaiser leiteten.<sup>233</sup> Der Journalist befürwortete eine Expansion Deutschlands und schrieb am 1. Juli 1911 sogar: „Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng.“<sup>234</sup> Und der Publizist begann nach der ersten Marokkokrise überdies, einen Präventivkrieg gegen Frankreich gutzuheißen.<sup>235</sup>

„Von der Bejahung des Krieges als Fortsetzung expansiver Politik mit den äußersten Mitteln war es dann nicht mehr weit zu chauvinistischen Forderungen, die Harden - schon Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges - in der »Zukunft« erhob.“<sup>236</sup>

Maximilian Harden galt deswegen als Scharfmacher und Kriegstreiber.<sup>237</sup> Das Prager Tageblatt kommentierte einen Vortrag, den Harden 1913 in Prag über eine kommende Auseinandersetzung zwischen Slaven und Germanen hielt, wie folgt:

„Er ist momentan jedenfalls der geschickteste ‘Kriegsmacher’ und Säbelrassler, wohl auch der Gescheiteste unter jenen alldeutschen Publizisten und Politikern, die... vom deutschen Reich eine möglichst kriegerische Politik fordern.“<sup>238</sup>

Obwohl man Maximilian Harden oberflächlich betrachtet dem »Alldeutschen Verband« zurechnen könnte, gehörte der Herausgeber der »Zukunft« der ultra-nationalen Vereinigung nicht an und vertrat teilweise differente Ansichten.<sup>239</sup> Es überwogen zwischen 1910 und 1914, „namentlich in den außenpolitischen Kommentaren Hardens, dennoch eindeutig reaktionäre Ele-

---

231 Vgl. Greuner, Nachwort, S. 355, Goebel, S. 19f., Weller, »Zukunft«, S. 160 und Young, S. 174f.

232 Wernecke, S. 72.

233 Hellige, Gesellschaft, S. 166.

234 Zitiert nach Wernecke, S. 16.

235 Vgl. zum Beispiel Gottgetreu, S. 228 und Greuner, Nachwort, S. 349.

236 Greuner, Nachwort, S. 330.

237 Lessing schrieb zum Beispiel: „Der rasendste unter allen Kriegshetzern jener Tage war Maximilian Harden. Seine »Zukunft« wandelte sich in das Organ der gierigsten Annexionisten und Alldeutschen.“ Lessing, S. 194.

238 Zitiert nach Wernecke, S. 241, Anm. 71.

239 Vgl. zum »Alldeutschen Verband« Young, S. 174ff.

mente“.<sup>240</sup> Er selber distanzierte sich zwar 1917 von der Unterstellung, ein Kriegstreiber gewesen zu sein,<sup>241</sup> aber es überraschte niemanden, als beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges die »Zukunft« den allgemeinen Enthusiasmus teilte.<sup>242</sup>

### 3.5 Der Erste Weltkrieg und die Weimarer Republik

Maximilian Harden war zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs zu alt, um noch eingezogen zu werden. Er konnte darum weiterhin seine Zeitschrift publizieren.<sup>243</sup> Nur wenige Tage nach Kriegsbeginn verfiel er in einen „nationalen Rausch“ und propagierte in der »Zukunft« weitgehende Kriegsziele.<sup>244</sup> Ein Teil der deutschen Bevölkerung erhoffte sich vom Krieg, daß ihr Vaterland die politische Vorherrschaft in Europa gewinnen würde. Obwohl Harden weder eine „romantische Idee vom Krieg als der Generalreinigung der Zivilisation“ hatte, noch eine militärische Auseinandersetzung als geeignete Lösung für die Weltprobleme ansah, teilte er die aufkommende Kriegsbegeisterung.<sup>245</sup>

Im Unterschied zu der Mehrheit der Deutschen behauptete Harden aber von Anfang an, daß Deutschland nicht das Opfer einer Aggression sei.<sup>246</sup> Die Kriegsschuldfrage stand für ihn nicht im Mittelpunkt. Das Gewinnen des Krieges war die zentrale Angelegenheit in der »Zukunft«. Harden forderte nicht nur die Selbstverteidigung Deutschlands, sondern auch Gebietserweiterungen. Nach den ersten Kriegsmonaten, als Harden Deutschlands Situation als vielversprechend einschätzte, begann er diese Annexionsforderungen zu spezifizieren. Harden verlangte jetzt Gebietserweiterungen auf dem europäi-

---

240 Greuner, Nachwort, S. 354.

241 „In den Ruf, den Krieg gewollt zu haben, bin ich von Unverstand und Bosheit gebracht worden, weil ich laut, gegen gefährliche Zweifel, stets die deutsche Bereitschaft betonte, einen mit Anstand und Nutzen nicht vermeidbaren Krieg zu führen.“ So rechtfertigte sich Harden im Mai 1917 in der »Zukunft«. Zitiert nach Maximilian Harden Brevier. Der Mensch - Der Kritiker - Der Politiker, hrsg. von Elfriede Schmaltz, Berlin 1947, S. 55.

242 Vgl. Young, S. 188ff.

243 Young, S. 199.

244 Eine umfassende Untersuchung zu Hardens politischer Publizistik im Ersten Weltkrieg liefert das bereits genannte Werk von Goebel. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 303.

245 Young, S. 188f.

246 Vgl. zu diesem Absatz Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 303 und Young, S. 191f.

schen Kontinent.<sup>247</sup> Der erste Aufsatz, der seine chauvinistische Überschwenglichkeit dokumentiert, beginnt emphatisch:

„Horchet! Durch die Nacht, Ihr Brüder,  
Welch ein Donnerruf hernieder?  
Stehst Du auf, Germania?  
Ist der Tag der Rache da?“<sup>248</sup>

In den ersten Artikeln äußerte der Publizist praktisch keine Bedenken, warnte aber vor der Unterschätzung der Gegner. Er begann früh, neutrale und „feindliche“ Pressestimmen in der »Zukunft« wiederzugeben, und bereits im November 1914 stellte er erstmals die Frage nach einem Friedensschluß.<sup>249</sup> Maximilian Harden vertrat die Ansicht, daß der Krieg politisch entschieden werden müsse. Er distanzierte sich langsam vom Chauvinismus.<sup>250</sup> Vermutlich hatte er die gewaltige Zerstörungskraft des Krieges zu Beginn unterschätzt.

„Kein Menschenhirn hat solchen Krieg erträumt. Schon waltet ärgerer Schrecken, als die Offenbarung Johannes fürchtbarer Frommheit einbilden wollte. Unschuldige sind, Zehntausende, eingesperrt und ihr Athem wird, wie Gifthauch, von Denen gemieden, die ihnen gestern freundliche Nachbarn waren. Jubel begrüßt die Kunde, daß hundert Jünglinge von kochendem Wasser verbrüht, hundert von Spritzfeuern geblendet, aberhundert zerrissen, erstickt, zerstampft wurden. Jubel des Feindes; des Europäers. Das war noch nicht ...“<sup>251</sup>

So schrieb er Anfang 1915 in der »Zukunft«. Diese Wende brachte ihm zunehmend Schwierigkeiten mit der Zensur.<sup>252</sup> Da seine Zeitschrift häufig im Ausland gelesen wurde, und Harden zunächst Deutschlands Willen zum Krieg proklamiert hatte, schuf er der deutschen Militärführung durch seine zutage tretende Skepsis solche Probleme, daß am 7. November 1914 die

---

247 Vgl. Goebel, S. 39ff., S. 59ff. und Young, S. 192. Vgl. dazu zum Beispiel Harden, *Werdet nicht müde*, in: *Die Zukunft*, Bd. 88, 19. September 1914, S. 251 und S. 256.

248 Zitiert nach Goebel, S. 39.

249 Young, S. 193.

250 Greuner schreibt, daß Harden, nachdem der Vormarsch der deutschen Truppen im September 1914 an der Marne aufgehalten wurde, die Situation realistischer einzuschätzen begann. *Dies., Nachwort*, S. 356. Vgl. dazu Goebel, S. 68ff.

251 Harden, *Die sieben Donner*, in: *Die Zukunft*, Bd. 90, 6. Februar 1915, S. 182.

252 Vgl. zu Hardens Auseinandersetzung mit der Zensur Goebel, S. 130ff. und Rogge, *Publizistik 1912-1922*, S. 303f.

»Zukunft« erstmalig beschlagnahmt wurde.<sup>253</sup> Aber der Herausgeber der Wochenschrift glaubte daran, daß die Bevölkerung ehrlich und umfassend über die Kriegsgeschehnisse informiert werden müsse und druckte darum weiterhin Zitate aus englischen und französischen Zeitungen ab. Damit attackierte er den Optimismus des Großteils der Deutschen und die Zensurbehörde.

Wie stark Maximilian Harden seine Einstellung zum Krieg wandelte, läßt sich auch daran erkennen, daß die „linksradikale Pazifistin“ Hetta Gräfin Treuberg ihn ab Mai 1915 einige Male besuchte und ihn in der pessimistischen Beurteilung des Krieges zu bestärken versuchte.<sup>254</sup> Sie schrieb später über den Publizisten:

„Harden in der »Zukunft« kämpfte einen schweren Kampf. Theodor Wolff versuchte im »Tageblatt« ihm beizustehen, aber für eine Tageszeitung war ja ein Verbot sehr schlimm, und so setzte sich eigentlich nur Harden, dessen Zeitschrift in einem fort verboten, konfisziert oder verwarnt wurde, der Gefahr aus...“<sup>255</sup>

Maximilian Harden näherte sich in seiner Haltung zum Krieg immer stärker der Sozialdemokratie an.<sup>256</sup> Er forderte nun einen „würdigen Frieden“ für Europa, dem Deutschland den Weg weisen müßte. Kein fremdes Volk sollte diskriminiert, und das eigene auch nicht vergöttert werden, schrieb der Publizist im Spätherbst 1915 in seinen Artikeln.

„Das ein Jahr zuvor noch unter nationalistischem Vorzeichen erlebte Gefühl enger Verbundenheit mit dem Schicksal des eigenen Volkes bewirkte angesichts der unerhörten Blutopfer und Zerstörung kultureller Werte ein neues, übernationales politisches Verantwortungsgefühl.“<sup>257</sup>

Young dagegen meint, daß Harden dem Nationalismus nicht abgeschworen hat, sondern weiterhin die Ansicht vertrat, daß Deutschland als wohlhabende, produktive und wachsende Nation das Recht auf Expansion haben müsse.

---

253 Vgl. dazu Young, S. 194f. Rogges Annahme, daß die »Zukunft« schon vor dem 7. November 1914 beschlagnahmt wurde, wird von Young widerlegt. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 303 und S. 333, Anm. 20 und Anm. 21.

254 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 303.

255 Treuberg, S. 93.

256 Vgl. dazu Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 303f. und Young, S. 197f.

257 Greuner, Nachwort, S. 356.

Aber auch Young räumt ein, daß Harden sich, seitdem sich Deutschlands Lage im Krieg verschlechterte, auf die Forderung nach einem Friedensschluß beschränkte.<sup>258</sup>

Obwohl der Herausgeber der »Zukunft« versuchte, in seinen Artikeln alle strittigen Fragen zu umgehen, wurde die Wochenzeitschrift am 23. Dezember 1915 für den Rest des Krieges verboten, und Harden erhielt Redeverbot für den Fall, daß er sein Manuskript keiner Vorzensur unterziehen ließe.<sup>259</sup> Über dieses Verbot im Ersten Weltkrieg, das ihn an den Rand des finanziellen Ruins trieb, schrieb Maximilian Harden an Frank Wedekind:

„In Deutschland lebt sich’s nicht schlecht, wenn man mit ‘Öffentlichkeit’ nichts zu tun hat; mindestens mit regierender Gewalt... Nirgends ist solche Verachtung geistiger Persönlichkeit. Auch nicht so wonnige Hingebung in Knechtschaft. Die Presse duldet jetzt nicht den Knebel: sie lutscht an ihm, wie an Süßstoff. Ich bin 13 Monate in eine Festung gesperrt, mit niederträchtigen Prozessen (6!) zermürbt, nun in hastiger Weise, im Dunkeln, erdrosselt (*Verbot der ‘Zukunft’*) worden. Das sind meine Beziehungen zur Staatsgewalt. Da ist’s nicht immer leicht, Paterjot zu bleiben.“<sup>260</sup>

Das Verbot wurde allerdings am 29. Januar 1916 aufgehoben.<sup>261</sup> Wie schon früher wich Harden auch unter dem Druck der Zensur nicht von seiner Haltung ab. Er wurde, wie gesagt, nicht eingezogen und blieb im Krieg also Betrachter von außen. Er schloß sich auch keinem der exklusiven Kreise an, „die sich zum Zweck der Diskussion von Kriegsthemen gebildet hatten“.<sup>262</sup> Maximilian Harden war dennoch, auch während des Krieges, erstaunlich gut informiert. Seine Quellen waren die gleichen geblieben, zum Beispiel der Industrielle Hugo Stinnes, Albert Ballin, Walther Rathenau, der inzwischen Leiter der Rohstoffabteilung des Kriegsministeriums geworden war, und der Botschafter in London, Karl Max Fürst Lichnowsky. Der Publizist stand außerdem mit dem ehemaligen Kanzler Bülow in Verbindung.

Nach Aufhebung des Verbots versuchte Harden zunächst, heikle Themen zu umgehen. Die Diskussion um einen U-Boot-Krieg veranlaßte ihn allerdings,

---

258 Young, S. 198.

259 Vgl. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 303, Weller, »Zukunft«, S. 234f. und Young, S. 198.

260 Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 51f.

261 Vgl. zu diesem Abschnitt Young, S. 199f.

262 Young, S. 199.

seine „Abstinenz“, die Staatsgeschäfte betreffend, aufzugeben.<sup>263</sup> Vermutlich aufgrund eines kritischen Artikels kam es sogar zu einem Treffen zwischen dem Kanzler, Theobald von Bethmann Hollweg, und dem Publizisten.

„In zweieinhalbstündiger Unterredung versuchte Harden dem Kanzler seine innerste Überzeugung beizubringen, dass nur durch vollständige Verdammung des Ubootes als Kriegsmittel der Frieden zu erreichen, der Abbruch mit Amerika auf die Dauer zu verhindern sei ... Zur Zeit, wo Verdun bereits eine sichtbare Enttäuschung sei..., müsste Deutschland ganz groß, ganz frei sich auf den ethischen Standpunkt stellen, dass es im Kriege bloss den Frieden suche, dass es den Krieg nur als Mittel zum ewigen Frieden betrachte.“<sup>264</sup>

Über das Ergebnis dieses Gesprächs ist nichts bekannt; es gab kein weiteres Treffen.<sup>265</sup> Aber Maximilian Harden trat noch einmal direkt mit der Regierung in Verbindung. Am 22. April 1916, verfaßte der Herausgeber der »Zukunft« einen Brief an den Reichskanzler, in dem er ihn rückhaltlos aufforderte, es auf keinen Fall zum Bruch mit Amerika kommen zu lassen.<sup>266</sup> Dieser Brief ist deswegen so erwähnenswert, weil er einer der wenig beachteten Fälle ist, „in denen der Publizist aus der Sphäre des kritischen Zuschauers in die des handelnden Politikers hinaustrat“.<sup>267</sup>

Die Frage nach der Rolle Amerikas im Ersten Weltkrieg beschäftigte Maximilian Harden in dieser Zeit vordringlich.<sup>268</sup> Im April 1916 erschien in der »Zukunft« ein Beitrag unter dem Titel „Wenn ich Wilson wäre“, der in den USA besondere Beachtung fand.<sup>269</sup> Darin analysierte Harden seine eigene Entwicklung im Krieg und beleuchtete die Situation des amerikanischen Präsidenten. Insgesamt war es ein Appell für einen humanen und gerechten Frieden. Ein zweiter Artikel zu diesem Thema, „Der wahre Wilson“, wurde in

---

263 Vgl. zur U-Boot-Frage Goebel, S. 166ff.

264 Treuberg, S. 95.

265 Vgl. hierzu Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 304f.

266 Vgl. dazu Treuberg, S. 101f.

267 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 305.

268 Vgl. zu diesem Absatz Goebel, S. 199ff., Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 305, Weller, »Zukunft«, S. 238f. und Young, S. 203ff.

269 Harden, Wenn ich Wilson wäre, in: Die Zukunft, Bd. 95, 22. April 1916. Der Artikel wurde auf Beschluß des amerikanischen Senats zum ewigen Gedächtnis in das Goldene Buch des Kongresses eingetragen. Präsident Wilson schickte Harden über einen ehemaligen Publizisten ein Dankschreiben und Fords Friedensgesellschaft ließ den Artikel übersetzen und in Millionen Exemplaren in den USA verteilen. Vgl. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 305.

Übersee ebenfalls positiv aufgenommen und festigte Hardens Popularität in den USA.<sup>270</sup> Der Publizist entwarf in „Wenn ich Wilson wäre“ Waffenstillstandsbedingungen, die mit den späteren „Vierzehn Punkten“ vom amerikanischen Präsidenten in der Hauptsache übereinstimmten. In Deutschland behaupteten Gegner von Harden deshalb bei Kriegsende, er habe die „Vierzehn Punkte“ vorbereitet. Und bereits bei Erscheinen des Artikels reagierten die offiziellen Stellen im Kaiserreich verärgert. Die vom Zensor vorgeschriebenen Grenzen hatte der Herausgeber der »Zukunft« erneut überschritten, und die Ausgabe wurde beschlagnahmt.<sup>271</sup>

Maximilian Harden widmete sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 hauptsächlich allgemeinen und innenpolitischen Themen.<sup>272</sup> Er setzte sich in seiner Zeitung auch mit der Zensur auseinander. Er kritisierte, daß durch die Überwachung die Unabhängigkeit, Selbständigkeit und vor allem die Glaubwürdigkeit des Journalisten in der Öffentlichkeit angegriffen werde.<sup>273</sup> Als die Zensurbehörde am 17. Mai 1916 wieder gegen Harden und seine Zeitschrift vorgehen wollte, antwortete der Publizist dem Leiter in einem Brief:<sup>274</sup>

„Ich habe nun einmal nicht die Fähigkeit, nach einer Vorschrift zu arbeiten. Mein Hirn kann nicht produzieren, wenn es bedenken soll, ob ein Zufallswort da oder dort Anstoß geben könnte. Muß es das, wird mir nicht gestattet, nach meiner Kenntnis, nach Überzeugung, Takt, Völkerpsychologie, auf meine Weise unserer Sache zu dienen, dann, freilich, bleibt mir keine Wahl mehr: ich muß verstummen... Meine Arbeit ist ungemein mühevoll, ist höchst undankbar: ich muß den Landsleuten sagen, was sie nicht gern hören und doch hören müssen.“<sup>275</sup>

In dem Schreiben erklärte er, daß ihn nicht die finanziellen Verluste durch das Verbot und die Konfiszierungen der »Zukunft«, sondern der Vorwurf, er sei „antinationale“, am meisten kränken würde. Er forderte den Frieden, weil er seiner Meinung nach das Beste für Deutschland wäre. Er gab sich und, wie

---

270 Harden, Der wahre Wilson, in: Die Zukunft, Bd. 95, 6. Mai 1916.

271 Young, S. 205.

272 Goebel, S. 209.

273 Le Matin nannte den Publizisten damals „den gezähmten Harden“. Zitiert nach Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 333, Anm. 41.

274 Vgl. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 306f. und Weller, »Zukunft«, S. 242f.

275 Zitiert nach Greuner, S. 308f.

Rogge meint, empfand sich damals wohl auch als deutscher Patriot.<sup>276</sup> Er rechnete sich durch diesen Brief nicht die Möglichkeit aus, von weiteren Verboten oder Konfiszierungen verschont zu bleiben, sondern hielt es für seine Pflicht, seine Vorstellungen von einer Politik im Krieg der Heeresleitung und der Regierung zu erläutern. Aus diesem Grund schickte Harden den Brief in ähnlicher Form auch an den Reichskanzler.

Auch in seinen Artikeln betonte der Publizist immer stärker die Bedeutung der Politik gegenüber dem Militär. Er trat nicht nur für Meinungsfreiheit ein, sondern gelangte zu der Ansicht, daß umfassende innere Reformen notwendig seien. Im Verlauf des Krieges beobachtete Harden, daß die politische Struktur Deutschlands nahezu eine Diktatur des Militärs hervorrief.<sup>277</sup> Er entwickelte, auch unter dem Eindruck der russischen Revolution im Februar 1917, seine Reformansätze zu einer Idee der Demokratisierung Deutschlands weiter.<sup>278</sup> Der Herausgeber der »Zukunft« griff das preußische Dreiklassen-Wahlrecht an, trat sogar zaghaft für das Frauenwahlrecht ein und forderte die Selbstregierung des Volkes unter Einbindung der Monarchie als Institution in die Demokratie.<sup>279</sup> Er entwickelte außerdem ein verschwommenes globales Nachkriegsprogramm, in dem er Vorstellungen von einer internationalen Miliz, der Schaffung eines Völkerbundes und neuer politischer und wirtschaftlicher Bündnisgruppen in den Mittelpunkt stellte.<sup>280</sup>

„Immer enger verknüpfen sich fortan in Hardens Gedankenwelt die Vorstellungen vom Ziel einer Menschheitserlösung durch Friedensgewinn und -sicherung und dazu in Deutschland, als Vorbedingung und Ergebnis, Demokratie und Volksherrschaft.“<sup>281</sup>

Der ehemalige Annexionist beurteilte vor diesem Hintergrund jetzt sogar die Rolle der Kriegesgegner positiv für die Zukunft Deutschlands.

---

276 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 307. Auch Hetta Treuberg schrieb über den Publizisten: „Harden, dessen Liebe zum deutschen Volke, trotz der Konfiszierung des vorigen Artikels, trotz der dauernden Kränkungen, die ihm widerfuhren, stets eine so warme ist...“ Treuberg, S. 103.

277 Young, S. 210.

278 Vgl. Goebel, S. 263ff.

279 Vgl. Harden, Das Recht soll siegen, in: Die Zukunft, Bd. 103, 26. Oktober 1918, S. 55. Außerdem Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 310 und Young, S. 211ff.

280 Greuner, Nachwort, S. 358.

281 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 309.

„Das Ziel der uns feindlichen Völker ist: Demokratie, Selbstbestimmungsrecht jedes zu eigener Lebensform reifen Stammes, redliche, nicht nur den Schein wahrende Minderung der Wehrlast... Sieht Deutschland über diesem Ziel die großen Himmelszeichen der Zeit leuchten, dann ist, da über alles Andere Verständigung leicht möglich würde, der Friede morgen erlangbar. Scheint ihm der Zustand, den eine Menschenmilliarde ersehnt, schmäählich, dann muß es weiterkämpfen, bis eine Gruppe siegt, eine in Ohnmacht sinkt.“<sup>282</sup>

Diese Ausgabe der Wochenschrift wurde beschlagnahmt, und die »Zukunft« wieder für die Dauer des Krieges verboten. Bemühungen von verschiedenen Bekannten des Publizisten, das Verbot aufheben zu lassen, scheiterten.<sup>283</sup> Harden litt sehr unter den Verboten. Er schrieb zum Beispiel an Carl Fürstenberg:

„Lieber Freund!

Ich danke für die freundliche Frage nach meinem Ergehen. Sie werden verstehen, wie hart mich zwiefach die brutale Unterdrückung meiner Zeitschrift nach 24 3/4 Lebensjahren getroffen hat.“<sup>284</sup>

Erst fünf Monate später, am 1. Dezember 1917, konnte die Zeitung wieder erscheinen.<sup>285</sup> Hetta Treuberg vermutet, daß die »Zukunft« verboten wurde, weil Maximilian Harden in ihrem Salon mit Hugo Haase und Eduard Bernstein, zwei Führern der *Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD)*, zusammengetroffen war.<sup>286</sup> Die Gräfin versuchte, den Publizisten für den inhaftierten Reichstagsabgeordneten Karl Liebknecht als Nachfolger zu benennen.

„Aber leider war diese Idee aus formalen Gründen - Partei- oder technischen nennt man es sonst wohl - nicht durchführbar. Noch aus den Zeiten Bebels stand die Partei mit Harden schlecht, und in Deutschland ist noch keine Partei vorhanden, die Aussen- und Innenpolitik

---

282 Harden, Vor dem vierten Thor, in: Die Zukunft, Bd. 99, 30. Juni 1917, S. 354.

283 Weller, »Zukunft«, S. 248f.

284 Zitiert nach Hans Fürstenberg, S. 76. Diese Nachricht hatte der Journalist seinem Freund auf einem Zettel mit dem Aufdruck »Zukunft« und dem Kommentar „Es war einmal“ geschickt.

285 Young, S. 214.

286 Treuberg, S. 166. Die *USPD* hatte sich im April 1917 gegründet und trat, ähnlich wie Harden, für einen „Verständigungsfrieden“ ein.

trennt und die aus aussenpolitischen Gründen innenpolitische Meinungsverschiedenheiten opfert.“<sup>287</sup>

Eine Revision von Hardens Einstellung zu Parteien und Organisationen verband sich mit diesem Treffen aber nicht. Er investierte keine weiteren Mühen in die Verbindung zur *USPD*, sondern blieb unabhängiger Publizist, der keinem Parteicredo verpflichtet war. Aber allein der Plan von Hetta Treuberg zeigt, daß man Maximilian Harden 1917 in bestimmten Kreisen für einen geeigneten Partner der Pazifisten hielt.

Das zweite längere Verbot der »Zukunft« erfolgte fast parallel zur Kanzlerkrise in Deutschland. Am 14. Juli 1917 kam es zur Entlassung von Bethmann Hollweg.

„So sehr Harden mit Bethmanns Entlassung einverstanden war - er mußte doch erkennen, daß die innenpolitische Entwicklung nicht vom Reichstag, sondern von der Obersten Heeresleitung dirigiert wurde... Damit wurde seine Hoffnung auf innenpolitische Reformen einstweilen zunichte gemacht.“<sup>288</sup>

Außenpolitisch beschäftigte Harden vor allem die russische Oktoberrevolution und der dadurch mögliche Sonderfrieden zwischen Deutschland und Rußland.<sup>289</sup> Als er am 1. Dezember 1917 aus für ihn ungeklärten Gründen wieder publizieren durfte,<sup>290</sup> vertrat er unverändert seine bereits bekannten Standpunkte. Er begeisterte sich regelrecht für die Revolution in Rußland und verlangte, in den Verhandlungen mit diesem Land, politische Entscheidungen zu treffen und nicht nach den durch die Oberste Heeresleitung repräsentierten Kriegszielen, wie Macht- und Raumerweiterung oder strategische Sicherung, zu handeln. Maximilian Harden verlangte außerdem, daß die Oberste Heeresleitung keinen politischen Einfluß ausüben sollte. Aber die Geschehnisse entwickelten sich nicht nach seinen Vorstellungen. „Der große Irrtum“ überschrieb Harden den Artikel über den Frieden von Brest-Litowsk.<sup>291</sup> Er lehnte den Friedensschluß als übereilt und zu hart ab. Die Chance für einen vernünftigen Frieden schien ihm vergeblich.

---

287 Treuberg, S. 164.

288 Weller, »Zukunft«, S. 249.

289 Vgl. zu diesem Abschnitt Goebel, S. 209ff., Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 312f., Weller, »Zukunft«, S. 250ff. und Young, S. 215f.

290 Weller, »Zukunft«, S. 249.

291 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 251.

Er versuchte immer wieder, der deutschen Öffentlichkeit und der Regierung pazifistische und demokratische Anschauungen näher zu bringen.<sup>292</sup> „Nicht um die Sicherung der deutschen Macht könne es mehr gehen, sondern um den Bau einer fröhlichen, neuen Menschenwelt“, verkündete er in seiner Wochenschrift.<sup>293</sup> Er sah die Revolution auch in Deutschland kommen und hielt sie unter Umständen für notwendig.<sup>294</sup> Der Publizist verwarf jetzt sogar den vormals gelobten Preußengeist und sprach dem Herrenhaus die Existenzberechtigung ab, wie zum Beispiel in seinem Artikel „Der Wille zur Macht“ vom 10. August 1918.<sup>295</sup>

Das dritte Dauerverbot für die »Zukunft« folgte kurz nach dieser Ausgabe und endete erst am 26. Oktober 1918.<sup>296</sup> In den zwei Monaten des Verbots wurden fast alle entscheidenden Maßnahmen zur Friedensvorbereitung getroffen. Eine parlamentarische Regierung unter Prinz Max von Baden hatte auf Verlangen der Obersten Heeresleitung ein Waffenstillstandsangebot an Wilson gesandt. In der Antwort forderte der amerikanische Präsident die militärische Kapitulation Deutschlands.

Harden, der zwar nicht publizieren konnte, blieb in dieser Zeit keineswegs untätig. Er versuchte, politisch Einfluß zu nehmen, vor allem weil er darum bemüht war, daß eine nach seiner Meinung nach „gute“ Note an Wilson formuliert werden müsse. Über Albert Ballin wurde dem Kaiser ein von Harden verfaßter Brief „über das Außen und Innen unserer Lage“ vorgelegt.<sup>297</sup> Der Journalist schrieb rückblickend über seine Bemühungen:

„Nach seiner Rückkehr schrieb mir Ballin, Wilhelms Scheu vor bitterer Wahrheit und die Geschicklichkeit des allüberwachenden Kabinettschef habe ihn gehindert, bis an den Kern meiner Darstellung vorzudringen... Er bat mich, in dem herbstlich düsteren Deutschland kein Mittel unversucht zu lassen; und am achtzehnten Oktober entschloß ich mich, an den Kaiser, ohne irgendwelche Kurialien der Ehrerbietung, zu telegraphiren: mir schein Pflicht, ihm auszusprechen, was ist. Er ließ sofort antworten, er sei, leider, in den nächsten Tagen nicht frei, doch werde zunächst der Chef seines Civilkabinetts ... mich emp-

---

292 Vgl. dazu auch Greuner, Nachwort, S. 358.

293 Weller, »Zukunft«, S. 252.

294 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 316.

295 Harden, Der Wille zur Macht, in: Die Zukunft, Bd. 102, 10. August 1918, S. 150ff., S. 165ff.

296 Vgl. dazu Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 317f. und Young, S. 217ff.

297 Harden, Nach dreißig Jahren, in: Die Zukunft, Bd. 118, 30. September 1922, S. 238.

fangen. Auch dieser Pflicht glaubte ich mich nicht entziehen zu können; und verbarg, in langem Gespräch, dem Minister Klemens Delbrück, der Nachfolger des Herrn von Berg geworden war, nicht das kleinste Stück schwarzer Sorge... Delbrück...schloß, im Vorraum, die Aussprache mit dem Satz: 'Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß gehandelt werden muß, und Sie dürfen gewiß sein, daß ich dem Kaiser, ... Ihre Worte genau wiederholen werde.' That ers, dann sind auch sie unwirksam verhallt.<sup>298</sup>

Und Maximilian Harden ließ, wie Ballin ihm riet, tatsächlich nichts unversucht, um politisch mitwirken zu können.

„Ich habe die Zurückhaltung, die Selbstachtungbedürfnis mir stets empfahl, in dieser verhängnisvollsten Zeit des deutschen Volkes überwunden und jeder wichtigen Stelle dargestellt, wie ich die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten sehe. Ich habe dem Kanzler geschrieben, daß ich bei Tag und bei Nacht gern bereit sei, in der letzten, verborgensten Hinterstube irgendwie an den Dingen, und sei es nur redaktionell, mitzuwirken... Man hat ungemein artig für höchst werthvolle Anregungen gedankt; und ich bin felsfest überzeugt, daß nichts von Alledem, was ich auszustreuen versuchte, irgendwo Wurzel geschlagen hat.“<sup>299</sup>

Die Offerte an den Kanzler kann als verschlüsselttes Angebot zur Mitarbeit als Minister oder als ähnlich hoher Staatsbeamter betrachtet werden. Keine seiner Bemühungen hatte jedoch Erfolg, und Harden mußte wohl erkennen, daß man ihn nicht an der Regierungsverantwortung beteiligen wollte.

In seinen eindrucksvollen Reden in der Berliner Philharmonie und in den Artikeln nach dem dritten Verbot der »Zukunft« sprach Harden sich gegen die Abdankung des Kaisers aus, denn er solle den Friedensvertrag unterzeichnen und die Verantwortung für sein Handeln tragen.<sup>300</sup> Auch sollten die

---

298 Harden, Nach dreißig Jahren, in: Die Zukunft, Bd. 118, 30. September 1922, S. 238f.

299 Harden, Das Recht soll siegen, in: Die Zukunft, Bd. 103, 26. Oktober 1918, S. 36. Die Passage stammt aus einer Rede von Maximilian Harden, die er am 19. Oktober in der Berliner Philharmonie gehalten hatte, und in diesem Artikel wiedergab. Harden hielt im November noch weitere Reden in der Berliner Philharmonie, die jedesmal sehr gut besucht waren. Weller, »Zukunft«, S. 260f.

300 Greuner meint dagegen, daß Harden seine Forderung, der Kaiser dürfe nicht abdanken, sondern müsse die Kriegsschuld tragen, am 16. Oktober 1918 in der »Zukunft« zurücknahm (vermutlich spricht die Autorin vom 26. Oktober 1918). Richtig ist, daß der Publi-

Generäle ihre Waffenstillstandsbitte vom 5. Oktober mit allen Konsequenzen auf sich nehmen. Er appellierte an die Regierung unter Prinz Max von Baden, auf Wilsons Kapitulationsforderung so zu reagieren, daß der Krieg für immer beendet werde.<sup>301</sup>

In den Artikeln lobte der Journalist die neue Volksregierung überschwänglich und zählte noch einmal die „Gewinne“ der vergangenen Tage auf: Einführung eines dem Reichstag verantwortlichen Kabinetts und zivile Kontrolle der militärischen Ernennungen.<sup>302</sup> Zwar gäbe es noch viel zu tun, aber die ersten großen Schritte zur Demokratie seien schneller als erwartet gemacht worden. „Der Krieg verscharrte die Götzen und schuf auf deutscher Erde dem Volk die Freiheit.“<sup>303</sup> Die Aufsätze waren, laut Rogge, aber vornehmlich „Selbstdarstellungen, Dokumentensammlungen, gewissermaßen Weißbücher der Hardenpolitik“.<sup>304</sup> In ihnen sieht Rogge weitere Hinweise dafür, daß der Publizist seine Bereitschaft und Eignung zur Übernahme eines hohen politischen Amtes bekanntgeben wollte. Und auch Young schreibt, daß Harden in „Kaiserkrise“ seiner politischen Weitsicht ein Denkmal setzen wollte.<sup>305</sup> Außerdem betonte er seine Übereinstimmung mit der Demokratie. Young sieht darin eine Verbindung zu Hardens Bestreben, politisch mehr Einfluß zu gewinnen.<sup>306</sup>

Aber auch nach der Novemberrevolution in Deutschland schaffte Maximilian Harden den Wechsel vom beobachtenden, kritisierenden Journalisten zum handelnden Staatsmann nicht. Am 9. November wurde durch Prinz Max von Baden die Abdankung des Kaiser bekanntgegeben, und Philipp Scheidemann proklamierte die Republik. Am 11. November wurde der Waffenstillstand beschlossen. Der Publizist feierte diese Ereignisse zunächst enthusiastisch. In seinem Artikel vom 16. November, „Gott ist mit uns“, schrieb er:

„Die Stürme, die uns umheulen, die Stämme entwurzeln, die ganze Erdflächen umzupflügen scheinen, von denen Dome und Schlösser

---

zist sich davon distanzierte, daß er die Monarchie weiterhin befürworte. Harden sah deutlich, daß der Kaiser nicht länger zu halten sei. Greuner, Nachwort, S. 359f.

301 Vgl. Greuner, Nachwort, S. 359.

302 Weller, »Zukunft«, S. 260f. Bei den Artikeln handelt es sich um den bereits genannten „Das Recht soll siegen“ und um „Nun wird große Zeit“ (Die Zukunft, Bd. 103, 2. November 1918).

303 Harden, Nun wird große Zeit, in: Die Zukunft, Bd. 103, 2. November 1918, S. 65.

304 Vgl. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 319.

305 Harden, Kaiserkrise, in: Die Zukunft, Bd. 103, 9. November 1918.

306 Young, S. 226f.

dröhnen, sind die Stürme des deutschen Frühlings. Er kommt! Aufrecht, leuchtenden Blickes geht Deutschlands Volk in seinen Lenz.“<sup>307</sup>

Diese Aussage stammte aus seiner zweiten großen Rede in der Berliner Philharmonie am 6. November. Auch zehn Tage später zeigte er sich am selben Ort noch begeistert und optimistisch, aber Skepsis und die ersten Vorbehalte gegen die aktuellen Geschehnisse wurden bereits laut.<sup>308</sup>

Maximilian Harden vermutete, daß nicht wirkliche Begeisterung für die Ideen der Revolution, sondern das Unglück der Kriegsjahre den Umsturz getragen hätten. „Es ist das Leid dieser Stunde: eine Hochstimmung, ernsthaft brünstige Begeisterung ist noch nicht erlangt.“<sup>309</sup> Dennoch blieb er bei seiner Ansicht, daß

„die Revolution nicht Ausweg, Ausflucht, nicht ein Nothwehrmittel war, nein: ein Riesenschritt bergan, ins Hohe und Freie, Glück und Weihe aller nationalen und internationalen Zukunft.“<sup>310</sup>

Er warnte jetzt davor, über die aktuellen Erfolge das Ziel zu vergessen: „Die Revolution muß Mittel zu vernünftiger Neuordnung bleiben und darf nicht Selbstzweck werden.“<sup>311</sup> Und auf ironische Art und Weise kritisierte er in diesem Zusammenhang vor allem die gerade noch gelobte Regierung:

„Demokratie? So viel Ihr wollt. Republik? Mit Wonne. Zertrümmerung aller Feudalgewalt? Abgemacht. Kronen und Szepter, Reichstag und Herrenhaus: Schutt und Moder. Nur, bitte, bitte, greift nicht nach unserem Geld! Seid als Demokraten ungestüm, doch im Sozialisieren hübsch zahm. Wir sehen prächtige Dekorationen, pompöse Wortvorhänge; und hören dann, ‘die Wurzel der Wirthschaft solle unangetastet bleiben’!... Die Tüchtigen, die das Geschäft der Republik leiten, haben noch keine wärmende Flamme hinauszusenden vermocht. Sie verschweigen, im Besitz urkundlicher Beweise, wie, zum Entsetzen,

---

307 Harden, Gott ist mit uns, in: Die Zukunft, Bd. 103, 16. November 1918, S. 171.

308 Greuner vertritt die Meinung, daß Harden die Revolution nie wirklich bejahte, denn dazu sei er zu bürgerlich gewesen. Greuner, Nachwort, S. 360.

309 Harden, Der Götterfunke, in: Die Zukunft, Bd. 103, 23. November 1918, S. 188.

310 Harden, Der Götterfunke, in: Die Zukunft, Bd. 103, 23. November 1918, S. 188.

311 Harden, Der Götterfunke, in: Die Zukunft, Bd. 103, 23. November 1918, S. 189.

schändlich gestern der Zustand war; und sind zu schüchtern, zu nüchtern, die Herrlichkeit von morgen zu malen.“<sup>312</sup>

Diese anfänglichen Vorbehalte gegenüber der Revolution entwickelten sich in den nächsten Monaten zu Feindschaft und Haß, auch gegenüber der Weimarer Republik.<sup>313</sup> Sie erfüllte seine Hoffnung auf eine wirklich demokratische Republik nicht, und so kritisierte er die eigentlich ersehnte Staatsform wie vormals das Kaiserreich. Aus Angst davor, daß die deutsche Republik verflache, kämpfte er wieder gegen alle Seiten: gegen die Reste der Monarchie und des Militärs und nicht zuletzt gegen die neue Regierung.

Harden versuchte aber weiterhin, politisch tätig zu werden. Auch den Vorschlag Emil Ludwigs, aus der »Zukunft« eine Tageszeitung zu machen, verwirklichte er aus diesem Grund nicht. Er antwortete dem Schriftsteller: „Jetzt möchte ich zunächst einmal regieren!“<sup>314</sup> Sein Wunsch, als Delegierter an den Friedensverhandlungen teilzunehmen, erfüllte sich jedoch nicht. Sein größtes Anliegen, „eine Rolle auf der weltpolitischen Bühne zu spielen“, wurde nie wahr.<sup>315</sup> Zu diesem Zweck versuchte der Journalist, sich ein parteipolitisches Forum zu schaffen, was aber nicht gelang. Weller nimmt an, daß Hardens Nonkonformismus ein wesentliches Problem für einen politischen Aufstieg war.<sup>316</sup> Am Ende seiner Karriere als Publizist bestritt Harden diesen Herzenswunsch jedoch, wohl aber nur um die mißglückten Versuche zu vertuschen:

„Ihr (der Deutschen, d. Verf.) Kaiser hat gewollt, ich solle die Friedensverhandlungen führen; Ihr Auswärtiger Minister ist zu mir gekommen, um mich zu bitten, mit nach Versailles zu gehen. Nie habe ich einen Finger gerührt, um dieser oder ähnlicher ‘Ehrung’ teilhaft zu werden. Auch nicht in Ihrer Republik, die siriusfern von meinem Ideal ist.“<sup>317</sup>

---

312 Harden, *Der Götterfunke*, in: *Die Zukunft*, Bd. 103, 23. November 1918, S. 191 und S. 204.

313 Vgl. hierzu Greuner, Nachwort, S. 360, Rogge, *Publizistik 1912-1922*, S. 320f. und Weller, »Zukunft«, S. 267f.

314 Zitiert nach Young, S. 227.

315 Weller, »Zukunft«, S. 268f. und Young, S. 231.

316 Weller, »Zukunft«, S. 268. Zum Beispiel beteiligte Harden sich an den Gründungsverhandlungen der *Deutschen Demokratischen Partei (DDP)* und versuchte, nachdem er die *DDP* wieder verlassen hatte, eine eigene Partei ins Leben zu rufen.

317 Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 79.

Der 9. November 1918 war für Maximilian Harden hauptsächlich Anlaß zu einer generellen Abrechnung mit dem Kaiser gewesen. In „Kaiserkrisis“ hatte der Publizist versucht, unter Anführung von zahlreichen Zitaten und historischen Materialien nachzuweisen, daß die Krise der Monarchie bereits mit der Thronbesteigung Wilhelms II. begonnen hätte. Auch in den folgenden Wochen und Monaten bekämpfte er seinen entmachteten und nicht mehr in Deutschland weilenden Gegner; einen Gegner, der ihm über mehrere Jahrzehnte den Stoff für seine Wochenzeitschrift geliefert hatte. Harden machte den Kaiser jetzt für den Ersten Weltkrieg verantwortlich. Er war von der Kriegsschuld Deutschlands überzeugt, aber nur Kaiser und Regierung hätten dafür die Verantwortung zu tragen, nicht die Masse des Volkes.

„Es entsprach Hardens Anschauung von der Geschichte, in Persönlichkeiten und Individualitäten die Träger des Geschehens zu suchen.“<sup>318</sup>

Ebenso drückte er seine Mißbilligung der Weimarer Republik an einzelnen Personen aus. Maximilian Harden, der immer Kritik an der Sozialdemokratie geübt hatte, wurde jetzt, wo sie die stärkste Regierungspartei war, ihr Feind.<sup>319</sup> Ebert, Scheidemann, Noske und andere Führer der Sozialdemokratie beschimpfte er als ungebildet. Harden wollte vor allem starke und intellektuelle Männer an der Regierung sehen.<sup>320</sup> Zu den Wahlen zur Nationalversammlung äußerte er sich in ähnlicher Weise:

„Auf Amtssesseln brüsten sich die Fergen, die den Schiffbruch verschuldet haben, und für die Nationalversammlung werden fast nur die alten, zerbeulten Puppen, die Invaliden des Reichstagsruhmes zur Wahl gestellt.“<sup>321</sup>

Der Publizist sah in den Angriffen der *Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD)* gegen die Mehrheitssozialisten, Argumentationen, die teilweise mit seinen übereinstimmten. Die Weimarer Republik sei pseudorepublikanisch und inkonsequent. Er wurde auf diesem Weg zum Fürsprecher seiner

---

318 Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 321.

319 Vgl. zu diesem Abschnitt Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 321ff., Weller, »Zukunft«, S. 264f. und Young, S. 229f. und S. 232f.

320 Harden hatte bereits im Jahr 1892 beklagt, daß nach Bismarck keine „Männer von starker persönlicher Autorität“ an der Spitze der Reichsregierung standen. Damals bezog er diese Kritik vornehmlich auf Caprivi. Harden, Fürst Bismarck in Berlin, in: Die Gegenwart, 17. Dezember 1892, S. 387.

321 Harden, Fieberfrost, in: Die Zukunft, Bd. 104, 25. Januar 1919, S. 111.

ehemaligen Gegner.<sup>322</sup> Zusammen mit seiner Haltung zur Kriegsschuldfrage und seinem Eintreten für Wiedergutmachung und Weltverständigung brachte ihm dieser Bewußtseinswandel im Krieg die Ablehnung der Rechtsparteien ein. Harden schrieb zum Beispiel: „Der im August 1914 aufgeflackerte Krieg ist an Havel und Spree beschlossen, entfacht, erklärt, begonnen worden.“<sup>323</sup> Das Schuldbekenntnis würde Deutschland nicht härtere Strafe, sondern mildere Behandlung einbringen. Aus dieser Überzeugung heraus mißbilligte er früh den patriotisch motivierten Kampf gegen den Versailler Friedensvertrag:

„Der aus Kriegsgräuelpflicht ererbte Brauch, alle Schuld und Schmach dem Feind aufzubürden und sich selbst in eines Erzengels Lilienreine zu schauen, darf nicht fortwuchern. Den Preßbotschaftern muß aus der Centrale, endlich, gesagt werden, daß die Zeit vorbei ist, in der sie aus Feindesland nur ihm Ungünstiges melden... Als wäre noch heute keine Aufgabe wichtiger als die, den Volkszorn in Siedegluth aufzuschüren. Beinahe ist schon gelungen. ‘Wortbruch’, ‘Rechtsschwindel’, ‘Lug und Trug’, ‘schamlose Raubsucht’, ‘schändliche Mißhandlung verhungender Kinder und Weiber’: kaum ist noch andere Tonart zu hören.“<sup>324</sup>

Und nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages äußerte sich der Publizist trotz einiger Bedenken insgesamt positiv. Er sah in dem Versailler Vertrag einen Schritt zur „Internationalisierung und Sozialisierung der Menschheit“, einen „ersten Schritt auf dem unvermeidlichen Wege zu den Vereinigten Staaten von Europa“.<sup>325</sup> Der Herausgeber der »Zukunft« gehörte außerdem zu den ersten Warnern vor der Dolchstoßlegende.<sup>326</sup> Viele, die Hardens nationalistische Einstellung in der Vorkriegszeit nicht vergessen hatten, nannten ihn jetzt einen Vaterlandsverräter und Opportunisten.

„Die Leser der »Zukunft« kennen mein Urteil über die kleinen und großen Gegenstände deutscher Politik und werden für eines Augenblickes Dauer ihre Stirn entrunzeln, wenn sie hören, daß irgendein wirres Gefabel mich in den Rang der ‘Hochverräter’, also fast auf die Höhe heute Regierender, hob. Noch heiterer wird sie der ‘Beweis’ stimmen, daß ich nicht immer wie heute dachte..., also in den Troß der

---

322 Goebel, S. 313.

323 Vgl. Harden, Von Rechts wegen, in: Die Zukunft, Bd. 105, 31. Mai 1919, S. 246.

324 Harden, Vor dem Weltgericht, in: Die Zukunft, Bd. 104, 29. März 1919, S. 321.

325 Zitiert nach Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 327.

326 Mann, S. 300.

Konjunkturpolitiker zu reihen sei. Vom ersten Kriegsquartal an ein Gestöber von Beschlagnahmungen, drei Dauerverbote, die Zerstörung des mühsam Geschaffenen und nie, trotz aller Ermunterung, ein Schritt, die wütende Militärgewalt zu sämftigen: Schlauere Konjunkturtünnutzung scheint mir ersinnbar. Richtig ist, daß auch mich das Kriegserlebnis im wesentlichem gewandelt hat (sonst müßte ich mich schämen).<sup>327</sup>

Harden wies die Behauptungen außerdem mit dem Argument zurück, daß er immer polar gedacht habe, was im Nachhinein leicht zu Unterstellungen dieser Art führen könne.<sup>328</sup> Aber allein in seinem „polaren Denken“ kann man den Grund für den Gesinnungswandel nicht sehen. Young und auch Rogge meinen, daß der Publizist aus „ehrlichen Überlegungen und humanen Gefühlen“ dazu kam, den Krieg abzulehnen.<sup>329</sup>

Maximilian Harden ließ sich durch die Vorwürfe in seinem Urteil nicht beirren. Der Publizist schreckte auch nicht davor zurück, konservative Industrielle und Politiker mit Nachsicht zu behandeln oder zu loben, während er gleichzeitig neben Käthe Kollwitz, Leonhard Frank und Albert Einstein an der auf Initiative der *KPD* gegründeten „Arbeiterhilfe Sowjetrußland“ unter Leitung von Klara Zetkin teilnahm.<sup>330</sup>

Maximilian Harden fühlte sich also auch in der Weimarer Republik keiner Partei, Klasse oder Wirtschaftstheorie verbunden. Wie bereits im Kaiserreich erschienen seine Urteile wie Stellungnahmen von Fall zu Fall. Er war nach kurzer Begeisterung zu einem unbarmherzigen Kritiker der Weimarer Republik geworden, aber Wellers Beurteilung fällt dennoch zu einseitig aus:

„‘Der im Grunewald’ wurde nicht nur ein Schlagwort, sondern auch eine präzise Bezeichnung für den, der der Republik den Kampf angesagt hatte, der die neuen Demokraten als Spießbürger oder Überläufer bezeichnete und einsam seine Politik verfolgte, die sich an den Begriffen ‘Menschheit’, ‘Vereinigte Staaten von Europa’ und ‘Sozialismus’ orientierte, die den rechtsradikalen Nationalismus als den Totengräber

---

327 Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 62. Das Zitat stammt aus einem Artikel in der »Zukunft« vom Juli 1919.

328 Vgl. Harden, Vor der Kanzlerrede, in: Die Zukunft, Bd. 106, 26. Juli 1919, S. 104. Zum Wahlausgang vgl. Harden, Wahlvermächtniß, in: Die Zukunft, Bd. 104, 1. Februar 1919.

329 Vgl. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 326 und Young, S. 233.

330 Vgl. Rogge, Publizistik 1912-1922, S. 329.

der Republik brandmarkte, für totale Abrüstung eintrat und für den Frieden.“<sup>331</sup>

So gradlinig war Hardens Publizistik, wie gesagt, nicht, und die Konstante, die sie im Kaiserreich in der Kritik am Kaiser fand, fehlte der »Zukunft« jetzt deutlich.<sup>332</sup>

„Maximilian Harden hat den Deserteur Wilhelm bekämpft... - und es kostete auch damals schon allerhand, die Wahrheit zu sagen: Harden hat seine Festungsstrafe abgesessen. Sein glitzernder Feind war sein eignes Widerspiel: er fiel fast automatisch zusammen, als der nicht mehr war; sein Gleichgewicht war von Stund an gestört, ihm fehlte etwas. Er hat über Ebert die erfreulichsten Sätze geschrieben - ein Er-satz war der nicht.“<sup>333</sup>

Hardens Zeitgenosse, Theodor Lessing, schrieb über den Kampf des Journalisten gegen die neuen Machthaber der Weimarer Republik:

„(D)aran zeigte es sich, wie er doch im Grunde seines Herzens von den befehdeten Prinzen, Fürsten, Königen und ihren Hofstaaten allzu-sehr abhängig gewesen war, ja um ihre Beachtung geworben hatte.“<sup>334</sup>

Maximilian Harden zeigte sich verbittert, enttäuscht und ohne Willen zur Initiative. „Die ihn besuchten, schildern ihn als einen sehr stillen, sehr höflichen, bitterbösen kleinen Marquis im Exil.“<sup>335</sup> Dieser Haltung gab er auch in der »Zukunft« Ausdruck. Für die Leser wurde Hardens Wochenschrift so zu einer „alten Sache“, und sie wendeten sich lebendigeren und moderneren

---

331 Weller, »Zukunft«, S. 80f.

332 „True, with the collapse of the monarchy, and the Kaiser's flight into exile in Holland, Harden's journalistic fight lost a great deal of its substance.“ Gottgetreu, S. 215. Genauso Gustav Hillard, Maximilian Harden. Zum hundersten Geburtstag am 20. Oktober 1961, in: ders., Recht auf Vergangenheit. Essays. Glossen. Veduten, 2. Aufl., Hamburg 1966, S. 191-196, hier S. 194f. Gustav Hillard ist das Pseudonym Gustav Steinbömers. Steinbömer war ein literarisch gebildeter Offizier, der sich später als Schriftsteller betätigte. Er war unter anderem mit Walther Rathenau bekannt. Vgl. Ernst Schulin, Walther Rathenau. Repräsentant, Kritiker und Opfer seiner Zeit, Göttingen, Zürich, Frankfurt am Main 1979, S. 96.

333 Tucholsky, Harden, S. 705. Vgl. auch Lessing, S. 195: „Sie (die »Zukunft«, d. Verf.) hatte nie ein anderes Thema gehabt, als Deutschland zu sagen, was an der kaiserlichen Staatswirtschaft *nicht* sein sollte. Und sie hatte nie für ein anderes Publikum geschrieben als für das nunmehr entmachtete.“

334 Lessing, S. 196.

335 Lessing, S. 197.

Blättern zu, wie zum Beispiel Stefan Großmanns »Tagebuch« oder Siegfried Jacobsohns »Weltbühne«. <sup>336</sup> Die »Zukunft« war praktisch einflußlos und wurde jetzt von Harden ganz allein geschrieben. Die Auflage der Zeitschrift sank nach dem Ersten Weltkrieg stetig, so daß im Jahr 1922 nur noch 343 Personen die »Zukunft« abonnierten, und lediglich weniger als 1000 Exemplare in den freien Verkauf gelangten. <sup>337</sup> Das bedeutete für den Herausgeber, daß er jedes neue Heft mit 20 000 Mark bezuschussen mußte. In einem Artikel aus dem Jahr 1922 gab Harden diese Probleme offen zu:

„Würdest Du, lange, in Verleumdungsturm und Kothgestöber, treu geliebener Leser, auch nur 40 Mark für das Heft zahlen, wenn Dir bewiesen wäre, daß selbst dann kümmerlich schmaler Entgelt höllisch harter Arbeit bliebe? Der Du, eng Wirthschaftender, für kurze Straßenbahnfahrt 8, für einen Morgen-, Mittag-, Nacht-Wisch 6, für zehn Cigaretten 15, für einen sauer aufstoßenden Theaterabend 120 Mark hingiebst: würdest Du? Nur, wenn just nach diesem Heft ernstes Bedürfnis langt. Und ist solches Bedürfnis nicht in (wenigstens) sechs-, acht-, zehntausend Köpfen, dann hat diese niemals und nirgends gelobte, stets nur geschmähte oder verschwiegene Wochenschrift keinen Daseinszweck mehr und mag getrost sterben.“ <sup>338</sup>

Der Publizist stellte sich aber nie die Frage, warum die Leser sich von der »Zukunft« abwendeten. <sup>339</sup> Seine thematische Beschränkung auf die Kritik an Regierung und Republik und auf den Traum vom geeinten Europa war vermutlich der Grund für die sinkenden Abonentenzahlen. Harden gab weder sich selbst noch anderen gegenüber zu, daß er isoliert und einsam geworden war. Das Ende der »Zukunft« war im Verlauf des Jahres 1922 bereits absehbar.

Am 30. September erschien dann die letzte Ausgabe der »Zukunft«. Nach fast dreißig Jahren mußte der sechzigjährige Harden sein Lebenswerk aufgeben. Der Anlaß war ein antisemitisch motiviertes Attentat, welches am 3. Juli desselben Jahres auf den Publizisten verübt worden war. <sup>340</sup> Harden wurde

---

336 Gottgetreu, S. 215.

337 Vgl. hierzu Weller, »Zukunft«, S. 86.

338 Harden, Sonnenfinsternis, in: Die Zukunft, Bd. 118, 2. September 1922, S. 142.

339 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 87.

340 Das Attentat markiert, nicht nur weil es von antisemitischen Kreisen verübt wurde, einen wichtigen Punkt in der Untersuchung von Hardens Haltung zum Judentum. Zum ersten Mal wurde er öffentlich scharf angegriffen, weil er jüdischer Herkunft war, und zum ersten

mit einer Eisenstange niedergeschlagen. Der Herausgeber der »Zukunft« überlebte den Anschlag, aber er erlitt starke Kopfverletzungen. Gesundheitlich geschwächt entschloß er sich dazu, die Zeitschrift zunächst einzustellen. In der letzten Ausgabe rechnete der Journalist noch einmal mit allen Vorwürfen, Unterstellungen und Verleumdungen ab, denen er zeitlebens ausgesetzt war.<sup>341</sup> Er verdeutlichte erneut seinen Kampf gegen die bestehende Presse, und machte sie für alle erfahrenen Schmähungen verantwortlich. Hiermit schloß sich der Wirkungskreis von Maximilian Harden, denn bereits 1892 hatte er mit scharfer Pressekritik seine publizistische Laufbahn begonnen. In der letzten Ausgabe der »Zukunft« beschäftigte ihn außerdem die Erkenntnis, daß er in Vergessenheit geriet und sein jahrzehntelanges Bemühen keine Wirkung hinterließ. Später schrieb er an seine Freundin Elfriede Schmaltz:

„Bedenke, daß der Totschweigebann tatsächlich wirkt: nie werde ich erwähnt, auch in keinem der vielen Bücher über W. II, Bismarck etc. auch nur mit einer Silbe. Nie anders als erbärmliche Schmähungen nach dieser Arbeit von dreißig Jahren. Historiker seufzen in Büchern. Niemand habe gesagt, wie W. II eigentlich war. Niemand! Und so weiter. Man muß das alles erlebt haben, um mein Empfinden zu begreifen. Und habe kein Blatt, für das ich Wichtiges schreiben könnte. Germany!“<sup>342</sup>

Harden war in den Jahren nach dem Attentat pessimistischer als je zuvor, gebärdete sich teilweise menschenfeindlich und scheute die Öffentlichkeit.<sup>343</sup> Er mußte auf ein scheinbar fruchtloses Lebenswerk zurückblicken und lebte einsam und isoliert. Seine Freundschaften und Bekanntschaften waren fast alle wegen seiner Überempfindlichkeit, aus Neid oder Eifersucht zerbrochen. Er litt unter schweren Depressionen. Die politische Entwicklung Deutschlands beunruhigte ihn sehr, und er sah einen neuen Krieg voraus: „Wenns so weiter geht noch vor 1938“.<sup>344</sup>

„Seit 1922 / 23 fühlte er sich in Deutschland seines Lebens nicht mehr sicher. Von den fünf Jahren, die er seiner angegriffenen Gesundheit

---

Mal äußerte er sich ausführlich dazu. Aus diesem Grund wird der Anschlag und der Prozeß gegen die Attentäter in Kapitel 4.5 dieser Arbeit ausführlich behandelt.

341 Vgl. Harden, Nach dreißig Jahren, in: Die Zukunft, Bd. 118, 30. September 1922.

342 Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 12. Der Brief wurde im April 1924 verfaßt.

343 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 95 und Young, S. 259.

344 Zitiert nach Young, S. 263. Harden sah einen Krieg voraus, „in dem der Bombenwurf eines einzigen Fliegers in wenigen Minuten das Leben einer ganzen Stadt töten könnte“. Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 72.

noch abtrotzte, verbrachte er einen großen Teil der Zeit in Kliniken und Sanatorien in Holland und der Schweiz. Aber das Schreiben war ihm zu sehr eigentliche Lebensfunktion geworden, als daß er es hätte aufgeben können.“<sup>345</sup>

Einzelne Versuche, die »Zukunft« oder eine andere Zeitung herauszugeben, scheiterten.<sup>346</sup> Maximilian Harden schrieb aber noch einige Artikel, die in verschiedenen deutschen und ausländischen Zeitungen veröffentlicht wurden. Vornehmlich publizierte er im Amsterdamer »De Telegraaf« und in großen amerikanischen Zeitungen; in Deutschland druckten unter anderem »Das Tagebuch« und »Die Menschheit« gelegentlich Essays des Journalisten. Diese Aufsätze glichen aber eher düsteren Prophezeiungen, sie enthielten keine ehemals typischen Ideen und Vorschläge zur Lösung der Probleme.<sup>347</sup>

Seit 1926 arbeitete Maximilian Harden auch aus gesundheitlichen Gründen nur noch selten. Sein Wunsch, Deutschland zu verlassen und nach Frankreich zu ziehen, erfüllte sich nicht mehr.<sup>348</sup> Am 10. Juli 1927 reiste der Publizist zur Erholung nach Montana-Vermala in die Schweiz. Dort verbrachte er seine letzten Tage. Am 30. Oktober 1927 verstarb Maximilian Harden.

Seine Urne wurde in Berlin beerdigt. Über die Einäscherung im Krematorium in Wilmersdorf schrieb Theodor Lessing:

„Und dann kam die Flamme und verschlang das Bild des Knaben, der einst im Hofe der Schule 'Entscheider der Schlachten' spielte. Und nahm in ihre Sonnentiefe den schönen Jüngling, der einst Herzen und Frauen gewann. Und fraß den Mann, den rastlosen Arbeiter, den in Deutschland mächtigsten durch die Schrift und das Wort. Und fraß die Weisheit und die Schrift. Und Unrecht und Schuld. Und Ruhm und Geschichte.

Etwa fünfzig Ergriffene blickten den schönen, schwindenden Bildern nach. Die meisten waren Juden.“<sup>349</sup>

---

345 Greuner, Nachwort, S. 363.

346 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 96f.

347 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 95 und Young, S. 263f.

348 Vgl. Young, S. 269.

349 Lessing, S. 207.

## 4 Bewußte Distanzierung oder jüdisches Selbstbewußtsein?

„Es ist nun an der Zeit, von dem wunderlichen Standpunkt zu sprechen, den Hardens ‘Zukunft’ gegenüber Juden und Judenfrage einnahm.

Obwohl die besten jüdischen Köpfe jenes Zeitalters an der Zeitschrift mitarbeiteten, so war doch deren Einstellung fast immer ‘antisemitisch’.“<sup>1</sup>

So klar und konstant wie Lessing hier schreibt, war das Meinungsbild in der »Zukunft« nicht. Maximilian Harden thematisierte die Problematik der deutsch-jüdischen Identität selten, obwohl er während seines gesamten Lebens Kontakt zu jüdischen Zeitgenossen pflegte. Seine wenigen Stellungnahmen gaben eben *kein* einheitliches Meinungsbild ab, und dementsprechend widersprüchlich wurde er damals beurteilt. Einige hielten den Publizisten für einen Antisemiten,<sup>2</sup> andere beschimpften ihn als „Isidor Witkowski, die jüdische Literaturbestie“.<sup>3</sup>

Im Folgenden soll versucht werden, zwischen diesen extremen Unterstellungen die tatsächliche Position Hardens zum Judentum und zu seiner jüdischen Herkunft zu rekonstruieren. Die Untersuchung dieser Problematik wird sich größtenteils auf die von Harden in der »Zukunft« vertretenen Auffassungen stützen. Daneben sollen aber auch die wenigen Situationen in Hardens Leben berücksichtigt werden, in denen er mit seiner jüdischen Herkunft konfrontiert wurde.

### 4.1 „Ich bin gar kein Antisemit, sondern ...“

Die erste Untersuchung über Maximilian Hardens Haltung zu seiner jüdischen Herkunft verfaßte Theodor Lessing im Jahr 1930. In seinem Werk

---

1 Wie aus dem Kontext hervorgeht, versteht Lessing unter „antisemitisch“ an dieser Stelle vermutlich eine Bewegung unter den deutschen Juden, „die auf Assimilation, Mischehe und Massentaufe abzielte.“ Lessing, S. 188.

2 Vgl. Greive (Hrsg.), S. 37.

3 Vgl. zum Beispiel den Nekrolog von J. Goebbels im nationalsozialistischen Wochenblatt „Der Angriff“. Auszugsweise zitiert in Young, S. 10.

„Der jüdische Selbsthaß“ untersuchte der Philosoph sechs Lebensgeschichten deutschsprachiger Juden. Sie lösten das Identitätsproblem zwar unterschiedlich, aber waren nach Lessings Theorie alle „jüdische Selbsthasser“. Er wählte auch Maximilian Harden als Beispiel.<sup>4</sup> Der Publizist versuchte in Lessings Augen, seine jüdische Herkunft zu leugnen und sein Deutsch-Sein ständig neu zu beweisen.

Theodor Lessing hatte den elf Jahre älteren Journalisten in jungen Jahren einmal persönlich kennengelernt. Zu dieser Zeit wollte Lessing Dichter werden und wandte sich darum mit einigen Schriften an den von ihm bewunderten Harden. Der Publizist schrieb zurück: „Sie haben im kleinen Finger mehr Talent als ich im ganzen Leibe und allem, was dazu gehört.“<sup>5</sup> Pfingsten 1890 kam es dann zu einer persönlichen Begegnung. Lessing besuchte Harden in Berlin.

„Wir befanden uns - es war ein heller Sommermorgen - in einer bewegten Aussprache über unsere Wege. Sie waren einander verwandt gewesen. Wir hatten eine unglückliche Jugend durchlitten. Haßten Familie und Elternhaus. Standen allein und waren einsam. Wir empfanden unsre Herkunft aus dem Judentume als Druck, als Last und Verpflichtung und wußten doch nichts vom Judentum; hatten nicht einmal einen Buchstaben Hebräisch gelernt. Wir fühlten leidenschaftlich deutsch und verstanden nicht, daß an unsrer Deutschheit auch nur der leiseste Zweifel haften könne.“<sup>6</sup>

Lessings Einschätzung, daß Harden fortwährend versuchte, sich vollkommen zu assimilieren und parallel dazu antisemitische Auffassungen internalisierte, wurde in den wenigen neueren Studien über Hardens Haltung zum Judentum aufgegriffen. Gottgetreu zählt Harden ebenfalls zu der „group of extreme, unflinching ‘Germans by will’ (*Willensdeutsche*) who suffered from their being Jewish“.<sup>7</sup> Hellige bindet die These, daß der Publizist unter „jüdischem Selbsthaß“ litt, in eine umfassende Theorie ein. Da in einer Studie über Maximilian Harden nur fragmentarisch einzelne Stellen seiner Biographie Anhaltspunkte zu seiner jüdischen Identität bieten, stellt Helliges Untersuchung „Zum Sozialverhalten jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne im

---

4 Vgl. Lessing, S. 167-207.

5 Zitiert nach Lessing, S. 167.

6 Lessing, S. 168f.

7 Gottgetreu, S. 238.

Deutschen Kaiserreich und der K.u.K.-Monarchie unter dem Einfluß des Antisemitismus“ einen gewichtigen Beitrag zum Verständnis von Hardens Identität dar.<sup>8</sup> Helliges Theorie ist eine der neuesten zum „jüdischen Selbsthaß“<sup>9</sup> und analysiert zugleich speziell das Selbstverständnis von Harden und Rathenau. Aus diesen Gründen soll die Theorie im Folgenden detailliert, aber zunächst unkommentiert referiert werden.

Hellige untersucht unter sozialpsychologischem Aspekt die Sozialisation verschiedener, aus dem jüdischen Bürgertum stammender Literaten; Zeitgenossen von Maximilian Harden. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß häufig ähnliche Verlaufsformen und Lösungen des Sozialisationskonfliktes auftraten. Obwohl er eine beeindruckende Zahl an Beispielen anführt (Walther Rathenau, Fritz Mauthner, Karl Kraus, Stefan Zweig, Franz Kafka usw.) kann seine Diagnose nicht generell auf jüdische Kaufmanns- und Unternehmersöhne übertragen werden. Keine von den genannten Personen war das Objekt irgendeiner umfassenden Psychoanalyse, so daß Hellige heute nur rekonstruieren und vermuten kann, wie Ödipuskomplex und Generationskonflikt, welche er als generell gegebene Tatsachen voraussetzt, auf die jüdischen Söhne wirkten. Nur unter Beachtung dieser Prämissen kann seine Theorie hier betrachtet und bewertet werden.

Der Generationskonflikt und der Ödipuskomplex nahmen, laut Hellige, bei den Söhnen jüdischer Unternehmer oder Kaufleute häufig einen verschärften Verlauf. Sie wurden durch die antisemitischen Ressentiments in der Gesellschaft verstärkt; das heißt, daß sich die Opposition gegen den Vater mit den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen vermischte. Der Vater-Sohn-Konflikt rief dadurch bei den Söhnen die Identifikation mit den Positionen und Angriffen der gesellschaftlichen Gegner der Väter hervor. Der Vater wurde hauptsächlich als „Jude“ gesehen, von dem der Sohn sich lösen wollte. Intensive Assimilationsbemühungen waren die Folge. Gleichzeitig mußte die junge Generation jedoch die Erfahrung scheiternder Assimilationsversuche machen. So schrieb zum Beispiel Walther Rathenau:

„In den Jugendjahren eines deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die

---

8 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 47-76.

9 Hellige, Gesellschaft, S. 47.

Welt getreten ist und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“<sup>10</sup>

So konnte es bei ihnen zu einem doppelten Selbsthaß kommen: „dem Haß auf die eigene Herkunft und dem Haß auf das eigene Ich, das sie verriet“.<sup>11</sup>

Die Juden waren traditionell besonders stark in „Geldberufen“ vertreten. Durch die Industrialisierung gelangten einige unter ihnen in ökonomische Schlüsselpositionen, wodurch dem Feindbild vom „jüdischen Wucherer“ eine neue Brisanz zukam. Die assimilationswilligen, jüdischen Landsleute suchten, laut Hellige, deshalb verschiedene Möglichkeiten, um sich von diesem Bild des „Geldmenschen“ zu lösen:

„Hinwendung zu Kunst und Literatur (Heine und Börne sind die hervorragendsten Repräsentanten); Anlehnung an die Kapitalismusfeindschaft des konservativen Junkertums, oft verknüpft mit einer »Germanomanie« (der von Harden so verehrte Friedrich Julius Stahl wurde sogar der bedeutendste Theoretiker des preußischen Konservativismus); Rationalisierung des Hasses auf das »Schacher- und Geldjudentum« durch die wissenschaftliche Analyse der kapitalistischen Produktionsweise...; schließlich Ansätze zu einer nationaljüdischen Lösung auf der Grundlage eines utopischen Sozialismus“.<sup>12</sup>

„Jüdischer Selbsthaß“ wird deshalb von Hellige als historisch-spezifischer Begriff definiert, „für den die Überlagerung von Antisemitismus und irrationalen Antikapitalismus konstitutiv ist“ und der aus der Vermischung von Assimilationsstreben und Generationskonflikt seine Dynamik und Stärke bezieht.<sup>13</sup>

Gerade in Berlin, wo die Handels- und Geldgeschäfte überdurchschnittlich häufig von jüdischen Geschäftsmännern betrieben wurden, waren die Angriffe auf die jüdische Minderheit besonders scharf. Die Zugehörigkeit zu dieser Minorität veranlaßte die Söhne häufig, antijüdische und antikapitalistische Meinungen und Verhaltensweisen zu verinnerlichen. Diese Entwicklung wurde noch durch die in den siebziger Jahren einsetzende politische Spaltung in den jüdischen Bürgerfamilien unterstützt. Während die ältere Generation

---

10 Zitiert nach Volkov, Jüdisches Leben und Antisemitismus, S. 186.

11 Hellige, Gesellschaft, S. 47.

12 Hellige, Gesellschaft, S. 48f.

13 Hellige, Gesellschaft, S. 49.

durch die antisemitischen Angriffe, vor allem durch die *Christlich-Soziale Partei* Stoeckers, von ihrer national-liberalen Haltung in eine „freisinnig-fortschrittliche Verteidigungsstellung“ getrieben wurde<sup>14</sup>, orientierten sich die rebellischen Söhne in eine nationalistische, feudalkonservative Richtung oder alternativ in eine sozialdemokratische.

Der Haß gegen den Vater als Antrieb für diese Gesellschaftskritik verhinderte aber meistens eine rationale Auseinandersetzung mit den Problemen der Allgemeinheit. Gemeinsam war der jungen Generation jedoch

„die Auflehnung gegen die moderne kapitalistische »Geschäftswelt« (Banken, Börsen, Handel), deren lebens-, kultur- und triebfeindlichen autoritären Charakter sie in ihren Vätern personifiziert fanden“.<sup>15</sup>

Die jeweilige politische Ausrichtung der Opposition stand aber nicht zwangsläufig fest. Häufig trafen jedoch pathologischer Vater-Sohn-Konflikt und jüdischer Selbsthaß mit einer Identifikation mit der konservativen »feudalen Elite« im Wilhelminischen Kaiserreich zusammen<sup>16</sup>.

Diese Konstellation trifft, laut Hellige, auch auf Maximilian Harden zu. Anhand der wenigen biographischen Dokumente des Publizisten und unter Berücksichtigung von sekundären Symptomen, wie zum Beispiel auffälligen Charakterzügen, versucht Hellige, seine These zu bestätigen.

Ein wesentliches Ereignis stellt dabei der Übertritt Hardens zum Christentum und der damit verbundene Namenswechsel dar. Am 10. September 1881 wurde er auf den Namen Maximilian Felix Ernst Witkowski getauft und erhielt 1887 die Erlaubnis, Harden als Familiennamen zu führen.<sup>17</sup> Über die Gründe für diese Entscheidung und die Inspiration für den gewählten Namen gibt es verschiedene Thesen. Warum legte Harden den Namen „Witkowski“ ab? Und wieso wählte er ausgerechnet „Maximilian Harden“? Die Untersuchung dieser Fragen ist hier von besonderer Bedeutung, da in der Namensgebung auch sein Selbstverständnis, ein Teil seiner Identität ausgedrückt wird. Aber nicht nur für ihn persönlich war dieser Schritt von großer Bedeutung, er wirkte auch nach außen. Später wurde der Publizist häufig als „Isidor Wit-

---

14 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 50.

15 Hellige, Gesellschaft, S. 53.

16 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 47

17 Vgl. den Abschnitt in Kapitel 3.1. Angaben zur Taufe und zum Namenswechsel finden sich bei Young, S. 13 und Gottgetreu, S. 220.

kowski“ bezeichnet und aufgrund seiner Namensänderung angegriffen. Paul Mayer schrieb darüber:

„Was hilft es, Recht zu behalten, ein Psychologe unter Doktrinären zu sein, als fast Einziger unter 60 Millionen politischen Instinkt zu besitzen? Was hilft das Alles, wenn man sich Harden nennt und Witkowski heißt?“<sup>18</sup>

Die wahrscheinlichste Erklärung für die Namenswahl scheint die von Dietrich Stürmer zu sein. Demnach übernahm Felix Ernst den Vornamen von dem berühmten Schauspieler Maximilian Ludwig. Ludwig war damals ein Vorbild für den jungen Schauspieler Harden. Stürmer zitiert für die Wahl des Nachnamens eine Begründung des späteren Publizisten:

„Als blutjunger Mensch nahm ich ihn auch fürs bürgerliche Leben an, weil Freiheitsdrang mich für kurze Zeit zur Bühne trieb und der Wunsch meiner Eltern diesem Trieb widerstrebte. Jünglingsfreude an Hartem und Schätzung des preußischen Reformers Hardenberg bestimmten die Wahl.“<sup>19</sup>

Diese Vermutung wird von Theodor Lessings These unterstützt, wobei der Philosoph jedoch etwas anders argumentiert:

„Der junge Felix sollte nach der Sitte der Zeit einen Theaternamen wählen und schmiedete sich selber den Namen ‘Maximilian Harden’, wobei er wohl an Maximilian Robespierre gedacht haben mag und an die Notwendigkeit, hart zu werden im Kampfe mit dem ruppigen Leben.“<sup>20</sup>

Hellige vertritt die Version von Stürmer ebenfalls und interpretiert den Namenswechsel als Bestätigung für seine These, daß Harden generell „männliche Härte, Stolz und Widerstandskraft“ verehrte.<sup>21</sup> Anhand von Hardens Jugendidealen sieht Hellige diese Einschätzung noch untermauert.

„Equipagenkutscher, Sozialdemokrat oder Verteidiger: das waren die Ideale, denen ich als Junge nachträumte. Die Equipagenkutscher hat-

---

18 Mayer, S. 112.

19 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 45. Hellige verweist allerdings darauf, daß das Zitat nicht verifiziert werden konnte. Hellige, Gesellschaft, S. 214, Anm. 17.

20 Lessing, S. 172.

21 Hellige, Gesellschaft, S. 45.

ten es durch ihre stolzen Pelzkragen mir angetan, in den Sozialdemokraten und in den Verteidigern bewunderte ich die Schützer der Tugend, die Wortführer der Armen und Elenden.“<sup>22</sup>

Diesen Charakterzug, starke Persönlichkeiten zu bewundern, leitet Hellige aus dem verschärften Vater-Sohn-Konflikt ab.<sup>23</sup>

Im Rahmen der geschilderten Theorie beurteilt er auch Hardens Übertritt zum Christentum. Harden lernte seinen Vater bewußt nur noch als psychisch kranken Menschen kennen. Obwohl Arnold Witkowski dadurch keine väterliche Autorität für Felix mehr darstellte, „tyrannisierte“ er die Familie. Hellige meint, daß durch diese Kombination bei Felix eine überdurchschnittlich starke Identifikation mit der Mutter hervorgerufen wurde. Harden verwies in dem Artikel „Bebel und Genossen III“ auf eine Tagebucheintragung von Hebbel, die auch seine Gefühle in Bezug auf die Eltern widerspiegeln würde.<sup>24</sup>

„Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muss sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkt aus mit Recht) in mir ein misstratenes, unbrauchbares wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen liess, als dass sie mich preisgegeben hätte.“<sup>25</sup>

Bei Felix entwickelte sich außerdem der Wunsch, die Mutter zu beschützen. Da sich dieser Wunsch nicht erfüllen konnte, litt er unter Ohnmachts- und Schwächegefühlen. Hellige zieht daraus den Schluß, daß Felix ein Verlangen nach besonders männlichen, Schutz gewährenden Autoritäten aufbaute.

„Dieser Hang zur Identifikation mit positiv besetzten Vaterfiguren war wohl nicht nur in einer durch die massive Unterdrückung verursachten Ichschwäche begründet, sondern zugleich auch in Hardens

---

22 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 45. Das Zitat stammt aus einem Artikel in der Gegenwart aus dem Jahr 1892.

23 Vgl. zu diesem Absatz Hellige, Gesellschaft, S. 44.

24 Vgl. Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 57.

25 Zitiert nach Gottgetreu, S. 217, Anm. 5.

schweren Schuldgefühlen, die sein Haß gegen den schwerkranken Vater trotz des durch ihn erlittenen Unrechts hervorgerufen hatte.“<sup>26</sup>

Bei Harden zeigte sich außerdem ein sehr starkes Geltungsbedürfnis. Er strebte sein Leben lang nach Applaus. Hellige führt diese Eigenart auf die mangelnde Zustimmung und Liebe im Elternhaus zurück. Der jüdische Selbsthaß prägte sich je nach familiären und schulischen Erfahrungen aus und konnte durch spätere Sozialisationsfaktoren durchaus modifiziert werden. Hellige leitet aus den beschriebenen Mängeln in der Familie weiterhin eine Kontaktstörung Hardens gegenüber dem sozialen Umfeld ab. Harden sei überempfindlich, krankhaft eitel und unfähig zu gleichberechtigter Partnerschaft gewesen.<sup>27</sup>

Die familiäre Situation ließ dem Publizisten als Lösung der Identitätsprobleme nur den vollständigen Bruch mit dem Vater und dessen Vorstellungen von Karriere und auch Religion über. Aus diesem „pathologische(n) Ablauf des Vater-Sohn-Konfliktes“ resultierte außerdem Hardens ewige Opposition.<sup>28</sup> Demnach liegt die Begründung für den Religionswechsel in der Rebellion gegen den Vater. Hardens Assimilationsstreben ergab sich also unter anderem aus dem verschärften Generationskonflikt.

Die dauernde oppositionelle Haltung konnte der Publizist aber nur im Schutz der erwähnten positiven Vaterfigur durchhalten. Der Journalist bezog durch eine solche Beziehung seine Stärke und fühlte sich im Gegenzug zu der Verteidigung der väterlichen Freunde verpflichtet. Hellige und auch Gottgetreu sehen in den Freundschaften zu Bismarck und Holstein, die beide deutlich älter als Harden waren, diese Art „Bündnis“ vollzogen.<sup>29</sup>

---

26 Hellige, Gesellschaft, S. 44.

27 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 44. Peter Berglar unterstützt die Annahme, daß Harden „mimosenhaft empfindlich gegen sich selbst“ war. Berglar, Harden und Rathenau, S. 81. Und James Joll schreibt: „(H)is friendships were nearly always uneasy, strained and at the mercy of his neurotic and suspicious temperament.“ Joll, Rathenau and Harden, S. 119.

28 Aus ganz anderen Motiven beurteilte Sturm den Herausgeber der »Zukunft« ebenfalls als Rebellen: „Er ist eine Kämpfernatur und wird ohne Kampf nicht leben können. In seinen Adern pocht semitisches Rebellenblut.“ Sturm, S. 40. Karl Friedrich Sturm war vermutlich jüdischer Herkunft und sah in seiner Würdigung des Publizisten von 1908 verschiedene, für Sturm positiv bewertete Eigenschaften als „jüdisches Erbteil“ an. Er stellte die These auf, daß in „Hardens Brust... norddeutsche Kühle der Reflexion und südliches Temperament“ miteinander kämpfen würden. Vgl. Sturm, S. 27f.

29 Hellige betont, daß die Verehrung Bismarcks typisch für das Assimilationsjudentum zu dieser Zeit war, wobei er Harden als den ausgeprägtesten und besten „Heroisierungskünstler unter den Bismarckianern“ bezeichnet. Hellige, Gesellschaft, S. 124.

„(Harden) was hardly conscious that in the prince who was his elder by forty-six years he had also found a positive father-figure as compensation for what he had failed to experience in his youth.“<sup>30</sup>

Indem Harden die angegriffenen oder gerade gestürzten Personen in Schutz nahm,<sup>31</sup> verarbeitete er seine „kindliche Untreue gegenüber dem eigenen Vater“.<sup>32</sup> Hellige meint, daß in Hardens ewiger Forderung nach starken, charismatischen Führergestalten für die deutsche Regierung, sein typisches Verhältnis zu Autoritäten deutlich wird. Für ihn spielte Harden zeitlebens den „konservativen‘ Rebellen“.<sup>33</sup> Arnold Witkowski galt als Vertreter der „Alt-Achtundvierziger“. Nach der beschriebenen Theorie wurde für Maximilian Harden durch die Opposition gegen den Vater der jüdische, liberale Händler zum schlimmsten Feind des Kaiserreiches.

„Das Judentum in der Kombination mit Liberalismus und Handels- und Geldkapital wurde für ihn zur Wurzel gesellschaftlicher Fehlentwicklungen und Auflösungstendenzen.“<sup>34</sup>

Dieser Selbsthaß in Form „konservative(r) Überanpassung“ und jüdischem Antisemitismus äußerten sich in seiner „zwanghaften Lust am ‘Gegenteilsport’“.<sup>35</sup> Der Publizist ließ, laut Hellige, keine Gelegenheit aus, das Judentum und den Liberalismus zu attackieren. 1893 entgegnete Maximilian Harden jedoch dem Vorwurf, antisemitisch zu sein. In einem Interview von Hermann Bahr sagte er:

„»Ich bin gar kein Antisemit, sondern...«

»Aber sie gelten doch überall dafür.«

»Weil ich gegen den Zwischenhändlergeist, gegen den Börsenpöbel, gegen den fauligen Egoismus der Bourgeoisie bin! Kann ich dafür, daß man da gleich Antisemit heißt? Kann ich dafür, wenn sich das Judentum für solidarisch mit den Wolffs, Leipziguern und Sommerfelds erklärt? Kann ich dafür, daß man gegen den merkantilen Geist nichts sagen darf, ohne gleich unter die Ahlwardts zu zählen? Man schlägt

---

30 Gottgetreu, S. 224.

31 Vgl. dazu auch Mann, S. 298: „Er zog die Entammeten an, die von Akteuren zu Kritikern Gewordenen, die ungerecht Verfolgten.“

32 Hellige, Gesellschaft, S. 44.

33 Hellige, Gesellschaft, S. 45.

34 Hellige, Gesellschaft, S. 46.

35 Hellige, Gesellschaft, S. 79.

das Kapital und - der Jude fühlt sich getroffen. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn in der Meinung des Volkes am Ende Kapital und Jude gar nicht mehr zu trennen sind und ganz vergessen wird, daß gerade bei den besten Söhnen Sems, bei Acosta und Spinoza, bei Börne und Heine, Lassalle und Marx, der 'Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche', wie Börne einmal gesagt hat, zur heftigsten Leidenschaft entbrannte. Die Juden selber machen heute den Antisemitismus, indem sie thöricht genug sind, dem kapitalistischen Schwindel als Schild zu dienen, der alle Hiebe fängt... Und die Tausende von braven, rechtschaffenen, und oft peinlich sauberen Juden... müssen unschuldig dann die Zeche bezahlen."<sup>36</sup>

Es existieren auch gegenteilige Meinungen über Hardens Haltung zum Judentum.<sup>37</sup> Young vertritt zum Beispiel die Ansicht, daß Maximilian Harden sich als christlicher Deutscher verstand. Der Journalist hatte seiner Meinung nach keine Probleme, offen über das Judentum zu sprechen oder zu schreiben. Er wehrte sich auch nicht dagegen, als Jude klassifiziert zu werden, solange man ihm deswegen kein mangelndes Nationalgefühl unterstellte. Maximilian Harden selbst sagte in dem eben zitierten Interview:

„(I)ch wiederhole gern das kluge Wort, das in *L'argent* die sittlich kerngesunde Heldin sagt: *‘Pour moi, les juifs, ce sont des hommes comme les autres. S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis.’* Ich wiederhole es gegen die Antisemiten und gegen die Juden - gegen die Antisemiten, wenn, weil ein Jude gestohlen hat, das Judentum verbrannt werden soll; gegen die Juden, wenn, weil ein Jude gestohlen hat, der Diebstahl geheiligt werden soll.“<sup>38</sup>

Diese unterschiedlichen Einschätzungen von Hardens Haltung zum Judentum resultieren vermutlich aus den differenten Ansätzen und Ansichten der einzelnen Autoren zum Identitätsproblem jüdischer Deutscher - oder deutscher Juden. Die beiden Biographen von Maximilian Harden, Weller und Young, verwerfen die in Walter Franks Hetzschrift „Apostata« Maximilian Harden und das wilhelminische Deutschland“ publizierte Theorie Stürmers zum Namenwechsel des Publizisten.<sup>39</sup> Sie beurteilen die Vermutung fälschlicher-

---

36 Zitiert nach Greive (Hrsg.), S. 37.

37 Vgl. zu dem folgenden Abschnitt Weller, »Zukunft«, S. 22f. und Young, S. 11-20.

38 Zitiert nach Greive (Hrsg.), S. 37.

39 Vgl. zu diesem Absatz Frank, S. 134, Hellige, Gesellschaft, S. 45, S. 214, Anm. 16 und Anm. 17, Weller, »Zukunft«, S. 22 und Young, S. 14.

weise als Spekulation *Franks* und distanzieren sich deshalb davon. Stürmer scheint Harden jedoch wohlwollend betrachtet und in seinen Studien korrekt gearbeitet zu haben, so daß es sich hier höchstwahrscheinlich nicht um eine Fälschung oder Unterstellung handelt.<sup>40</sup>

Weller und Young vertreten die Meinung, daß der junge Schauspieler seinen Nachnamen ebenfalls in Verbindung mit dem Vorbild Ludwig wählte. Diese Version wurde auch 1927 im Berliner Börsen Courier publiziert.

„(Harden) nahm seinem gefeierten Vorbild zu Ehren den Namen MAXIMILIAN an, und von der Rolle, die Ludwig damals in Paul Lindaus oft gespieltem Lustspiel ‘Ein Erfolg’ gab, vom Präsidenten Harden, den gut klingenden Namen ‘Harden’.“<sup>41</sup>

Young verweist darauf, daß Elfriede Schmaltz, Hardens langjährige Freundin, diese Vermutung bestätigte.<sup>42</sup> Damit wird Helliges These, daß Harden diesen Nachnamen wählte, weil er männliche Härte bewunderte, widersprochen.

Weller und Young halten auch die Konversion zum Christentum keineswegs für eine „entschiedene Absage an das Judentum“.<sup>43</sup> Wie Theodor Lessing darstellte, war der Publizist denkbar „unjüdisch“ erzogen worden und hatte in der Schule nur das Christentum kennengelernt.<sup>44</sup> Er sprach kein Wort Hebräisch, als er das Elternhaus verließ. Insgesamt konnte er also keine starke Bindung zum Judentum aufbauen. Maximilian Harden selber hat sich fast nie öffentlich zu seiner Konversion geäußert. Im Jahr 1903 schrieb er allerdings in der »Zukunft«:

„Ehe ich eine Zeile für die Oeffentlichkeit schrieb... hatte ich das gesetzliche Recht erworben, den Namen zu führen, den ich seit den Knabenjahren als Bühnenpseudonym trug; nur diesen Namen; der meines Vaters gebührt mir nicht. Und als sechzehnjähriger Knabe war ich, der nie innere oder äußere Beziehungen zum Glauben Israels gehabt hatte und während der Schulzeit schon nur in den Lehren neutestamentalischer Religion unterwiesen worden war, zum Christentum übergetreten, das dem jungen Sinn die höherer Kultur entsprechende

---

40 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 214, Anm. 17.

41 J.L., Aus Hardens Anfängen, in: Berliner Börsen Courier (Berlin), 4. November 1927.

42 Vgl. Young, S. 14, Anm. 10.

43 Young, S. 15.

44 Vgl. Kapitel 4.1.

Glaubensform schien. Das Alles ist traurig, trauriger noch, als es hier klingt; aber nicht schimpflich.“<sup>45</sup>

Diese Argumentation greifen die beiden Biographen auf und gelangen so zu der Ansicht, daß „(Harden) nicht einem Glauben aus Tradition anhängen (wollte), den er gar nicht kannte“.<sup>46</sup> Der Journalist habe sich also nicht bewußt in die Reihe der Personen, die ihre Konversionen als entschiedene Abkehr vom Judentum und eventuell als Mittel zur vollständigen Assimilation vollzogen, gestellt. 1923 sagte Maximilian Harden in einem Vortrag im Schauspielhaus in Berlin, daß der Übertritt für ihn

„eine Selbstverständlichkeit (war), weil mich der Mythos und das Ethos des Christentum berauscht und begeistert hatten. Ich hatte keinen äußeren Zweck.“<sup>47</sup>

Er lehnte das Judentum ab, weil es nicht seinem Denken, Handeln und Fühlen entsprach. Er sah in der Religion ein „orientalisches Dogma, zu dessen Anhängern Reaktionäre und Unterdrücker gehörten“.<sup>48</sup> In diesem Zusammenhang vertrat Harden sogar die Ansicht, daß „Jesus ganz sicher ein entschlossener Antisemit“ war.<sup>49</sup> Er scheint Fortschritt und Judentum als unvereinbar gesehen zu haben. Dennoch lehnte er sich gegen den Antisemitismus auf. Harden habe zwar konstruktive, berechtigte Kritik am Judentum und an den Juden verstanden und vertreten, aber häufig die Verknüpfung und Verwechslung von Antikapitalismus und Antisemitismus kritisiert. Young zieht in seiner Betrachtung darum folgenden Schluß: „Harden war weder Antisemit noch Apostat im eigentlichen Sinn.“<sup>50</sup>

Damit widersprechen Young und Weller deutlich der These von Hellige. Sie stimmen mit ihm jedoch darin überein, daß Maximilian Harden extrem eitel, überempfindlich, mißtrauisch und eifersüchtig war.<sup>51</sup> Die Beziehungen des Publizisten gestalteten sich auch nach ihren Aussagen schwierig. Kaum jemand genoß seine uneingeschränkte Billigung. Aber die beiden Autoren führen diese Charaktereigenschaften Hardens nicht auf einen Ödipuskomplex

---

45 Harden, Bebel und Genossen III, in: Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903, S. 58f.

46 Weller, »Zukunft«, S. 23. Vgl. dazu Young, S. 18.

47 Zitiert nach Weller, »Zukunft«, S. 23.

48 Young, S. 18.

49 Zitiert nach Young, S. 18.

50 Young, S. 17.

51 Vgl. zu diesem Absatz Weller, »Zukunft«, S. 65f. und Young, S. 142f.

zurück, und sie beurteilen seine Einstellung zum Judentum nicht anhand dieser Kriterien.

Bei der Betrachtung von Hardens Privatleben ergeben sich einige Diskrepanzen zu Helliges These. Zum Beispiel bestand der engste Freundeskreis des Publizisten zum großen Teil aus Personen jüdischer Herkunft.<sup>52</sup> Der bereits erwähnte Walther Rathenau, der Maler Max Liebermann, und der Philosoph Fritz Mauthner seien an dieser Stelle genannt. Hellige zählt jedoch viele von ihnen ebenso zu den „jüdischen Selbsthassern“, so daß die Beziehungen für ihn erklärbar bleiben.<sup>53</sup>

Das Assimilationsstreben Hardens könnte sich in seiner ersten Ehe widerspiegeln. Er heiratete 1888 die evangelische Josefine Joost. Doch in seiner zweiten Ehe war er mit einer Jüdin verheiratet, Selma Frontheim, geborene Aaron. Ob Selma Frontheim zum Christentum konvertierte oder nicht, konnte nicht ermittelt werden. Die einzige Tochter Hardens, Maximiliane, wurde vermutlich zunächst evangelisch getauft. Sie trat aber 1933 demonstrativ zum Judentum über und ließ sich von Leo Baeck mit dem Rechtsanwalt Horowitz trauen. Zwischen 1933 und 1950 lebte sie in Palästina, später in Paris.<sup>54</sup> Inwieweit Maximiliane Horowitz in ihrer Kindheit mit dem Judentum in Berührung kam und ob ihr Vater versuchte, in der Religionsfrage Einfluß auf sie auszuüben, ist ungeklärt. Fest steht jedoch, daß die Mutter von Selma Frontheim jüdisch war, und Maximiliane auch Kontakt zu ihr hatte.<sup>55</sup>

Bei der Untersuchung dieser Anhaltspunkte besteht also eine große Gefahr für Fehlinterpretationen. Um das verschwommene Bild von Hardens Haltung zum Judentum zu konkretisieren, soll im Folgenden die Meinung untersucht werden, die er in der »Zukunft« vertreten hat.

#### **4.2 Hardens Haltung zum Judentum im Spiegel der »Zukunft«**

Die Frage nach Hardens Haltung zum Judentum ließe sich vor allem durch das Studium biographischer Dokumente, wie Tagebücher, Briefe usw. beantworten. Da aber von Maximilian Harden, wie bereits mehrfach betont wurde, kaum derartige Quellen existieren, sollen hier vor allem seine publizierten

---

52 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 66ff. und Young, S. 143f.

53 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 53ff.

54 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 1016.

55 Vgl. Brief Hardens an Rathenau von Weihnachten 1905, in: Hellige (Hrsg.), S. 449.

Texte untersucht werden. Seine Artikel spiegeln vielleicht mehr als bei anderen Schriftstellern seine Persönlichkeit wider, denn die »Zukunft« gilt als „Inkarnation“ des Publizisten. Die Wochenschrift ist fast vollständig *sein* Werk, und Maximilian Harden war als Verleger, Herausgeber und Chefredakteur journalistisch unabhängig. Neben den vertretenen Meinungen bietet auch der außergewöhnliche Stil Hardens Anhaltspunkte für seine Einstellung zum Judentum.<sup>56</sup>

Gottgetreu wertet verschiedene Merkmale dieses Stils, wie zum Beispiel die zahlreichen Zitate deutscher Klassiker, das immense historische Wissen und die veraltete Orthographie, als Hinweise darauf, daß der Publizist auf diese Weise eine Verbundenheit mit deutschen Traditionen erreichen wollte.<sup>57</sup>

Harden zitierte oder imitierte zum Beispiel häufig Luther oder Personen, die ihm als Figuren einer nationalen Renaissance erschienen, wie Bismarck, Nietzsche und Wagner. In der ersten Ausgabe der »Zukunft« schrieb Harden in Anlehnung an Martin Luther beispielsweise: „denn dieser Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen“.<sup>58</sup> Von Nietzsche übernahm der Journalist Vokabeln wie „Philistermoral“, „Herdenvertierung“ und „Lügen des Sozialismus und bellenden Nationalismus“.<sup>59</sup> Viele assimilationswillige Juden, darunter auch Harden, sahen in Nietzsche *den* Denker überhaupt.

„Denn Nietzsche unterschied zwischen den plebejischen Juden, die die Sklavenmoral über die Welt gebracht hätten, und den vornehmen Juden, die von »Jahr zu Jahr mehr sich mit dem besten Adel Europas verschwägern«. Ihnen als der »stärksten, zähesten und reinsten Rasse, die jetzt in Europa lebt«, wies Nietzsche einen hervorragenden Platz in der zukünftigen »Herrenrasse« zu. Damit, aber auch mit seiner massiven Verurteilung der Einwanderung von Ostjuden entsprach er den Wunschvorstellungen jenes »jüdischen Patriziertums«, das als integraler Bestandteil der großbürgerlich-adligen Oberschicht anerkannt sein wollte.“<sup>60</sup>

---

56 Vgl. zu Hardens Stil Kapitel 3.3.

57 Vgl. zu dem Folgenden Gottgetreu, S. 238f. Paul Mayer stimmt Gottgetreu zu, daß Harden sich „gelegentlich in barocke Sprachformen“ zurückgezogen hat. Mayer, S. 111.

58 Harden, Vom Bel zu Babel, in: Die Zukunft, Bd. 1, 1. Oktober 1892, S. 40.

59 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 102.

60 Hellige, Gesellschaft, S. 248, Anm. 13.

Harden beabsichtigte mit den Versuchen, eine linguistische Renaissance zu kreieren, vermutlich seinem Deutsch-Sein eine historische Komponente zu verleihen und es damit zu untermauern.

Maximilian Hardens Assimilationsstreben äußerte sich in der »Zukunft« aber nicht nur durch den Stil, sondern vor allem durch seine Meinungen zu aktuellen, publizistischen Themen. Der Journalist nahm häufig besonders patriotische und nationalistische Haltungen ein, hauptsächlich bis zum Ersten Weltkrieg.<sup>61</sup> Seine Neigung zu extremen Standpunkten rief aber auch ein Interesse für die moralisch extreme Lehre des Judentums hervor. Er beschäftigte sich nicht nur mit der Geschichte der Juden und des Judentums, sondern dokumentierte in der »Zukunft« ebenso die zu dieser Zeit entstehende zionistische Bewegung innerhalb der deutschen Juden und weitere religiöse Fragen. Gemäß seiner Auffassung von Journalismus ließ er verschiedene Autoren in der »Zukunft« zu Wort kommen, von denen einige das Judentum und den Zionismus positiv bewerteten.

Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß der Herausgeber der »Zukunft« gleichermaßen Personen in seiner Wochenschrift publizieren ließ, die mit rassistischen und sozialdarwinistischen Ideologien sympathisierten.<sup>62</sup> Er veröffentlichte solche Artikel unkommentiert. Unter den Autoren befanden sich zum Beispiel Ernst Haeckel, Alexander Tille, Alfred Russell Wallace und Thomas H. Huxley.<sup>63</sup> Maximilian Harden persönlich benutzte eine rassistische Terminologie allerdings sehr selten. Hellige hat dennoch festgestellt, daß in der »Zukunft« der Anteil derartiger Meinungen im Gegensatz zu anderen Zeitschriften, wie der »Gesellschaft« oder der »Neuen Rundschau«, deutlich höher war.

Obwohl also Hardens eigene Meinungen häufig nicht eindeutig waren, und Personen verschiedenster Auffassungen in der »Zukunft« Gelegenheit bekamen, sich zu äußern,<sup>64</sup> wurde Maximilian Harden von den meisten Zeitgenossen als „Verbündeter“ der konservativen und teilweise rassistischen

---

61 Vgl. Kapitel 3.4.

62 Vgl. dazu Hellige, Gesellschaft, S. 112f. Hellige weist zurecht daraufhin, daß die beiden Biographen Hardens, Young und Weller, diese Tatsache verschweigen. Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 259, Anm. 71.

63 Vgl. dazu Hellige, Gesellschaft, S. 112f. Hellige zählt hier eine umfangreiche Reihe von Artikeln aus der »Zukunft« auf, in denen rassistische oder sozialdarwinistische Positionen vertreten wurden.

64 Vgl. dazu den Abschnitt in Kapitel 3.3.

Kreise angesehen. In einem Artikel der »Jüdischen Rundschau« aus dem Jahr 1905 wurde er als der „preußische Junker Isidor Witkowski“ bezeichnet.<sup>65</sup>

Beispielhaft dafür ist auch das Angebot vom *Bund der Landwirte (BdL)* an Harden, die Pressearbeit für ihre Vereinigung zu leiten. Der *BdL* wurde 1893 als zentraler Verband gegen eine agrar-, sozial- und handelspolitische Neuorientierung nach der Entlassung Bismarcks gegründet.<sup>66</sup> Dominiert wurde er von den preußischen Großgrundbesitzern. Maximilian Harden hatte bereits in der »Zukunft« ein Forum für ihre großagrarischen Interessen geschaffen,<sup>67</sup> so daß er noch im Gründungsjahr in das Direktorium ihres wichtigsten publizistischen Organs, der »Deutschen Tageszeitung«, berufen wurde. Als er im Frühjahr 1894 deren Chefredakteur werden sollte, geriet Harden jedoch in einen Gewissenskonflikt: Er zweifelte daran, daß er als Chefredakteur eines Interessenvertretungsorgans weiterhin unabhängiger Journalist sein werde. Diese Bedenken und der Einspruch des Vorsitzenden der *Konservativen Partei*, Freiherr von Hammerstein, waren der Grund dafür, daß der Herausgeber der »Zukunft« nicht an die Spitze der landwirtschaftlichen Verbandspresse trat. Lessing schrieb über diesen Vorgang:

„Stolz war der Augenblick, wo die mächtige konservative Partei, Adel und Landwirtschaft, ihn zur Führung ihrer Presse berief und er mit einem großen Gestus ablehnen konnte, was für andere Literaten der begehrteste Glanz und seit Friedrich Julius Stahls Zeiten für einen Juden unerreichbar war.“<sup>68</sup>

Wie in diesem Fall glichen Maximilian Hardens Meinungen häufig denen von konservativen Organisationen. Er unterstützte zum Beispiel teilweise auch den *Alldeutschen Verband* und galt in der Öffentlichkeit als dessen Sympathisant.<sup>69</sup> Antisemiten, wie Hermann Ahlwardt, Karl Lueger und Adolf Stöcker, wurden von Harden in Schutz genommen.<sup>70</sup> Er würdigte den

---

65 Vgl. Dr. Sandler, Harden, in: Jüdische Rundschau (Berlin), Nr. 2, 13. Januar 1905, S. 14ff. An dieser Stelle sei noch einmal daraufhingewiesen, daß Harden niemals den Vornamen Isidor getragen hat.

66 Vgl. dazu Hellige, Gesellschaft, S. 122f.

67 Vgl. hierzu Kapitel 3.4.

68 Lessing, S. 180.

69 Vgl. zu Hardens konservativer Haltung bis zum Ersten Weltkrieg Kapitel 3.4.

70 Vgl. zu Karl Lueger zum Beispiel Harden, Lueger, in: Köpfe. Zweiter Teil, 24. Aufl., Berlin 1923 (1. Aufl. 1911), S. 439-459.

Nationalökonom Adolph Wagner als den letzten großen Professor nach Treitschke und schrieb über den Hofprediger Stoecker:<sup>71</sup>

„Wer Zeitungen liest, könnte glauben, Stoecker habe sein Leben lang sich nur mit grausamer Judenhetze beschäftigt und sei ein kleiner Kneipendemagoge gewesen. Das ist eine läppische Fälschung, ist eine von hundert Fälschungen, die zwei Jahrzehnte lang diesen außerordentlich begabten Mann verfolgt und zu immer skrupellosem Kampfarten gezwungen haben. Stoecker hat die evangelisch-soziale Bewegung möglich gemacht: Das ist sein unvergängliches Verdienst; und dieses Verdienst bleibt groß und geschichtlich bedeutsam.“<sup>72</sup>

In diesem Artikel prangerte der Herausgeber der Wochenzeitschrift die Vermischung von Antikapitalismus und Antisemitismus an. Seiner Meinung nach bekämpfte Stoecker das Judentum fälschlicherweise stellvertretend für den Kapitalismus.

„(Stoecker) verstand nicht, daß in dem ältesten Händlervolk die typischen Merkmale des Zwischenhändlergeistes sich früher und deutlicher zeigen mußten als in dem Wirthsvolk, dem Seßhaftigkeit und Grundeigenthum, kriegerische und feudale Gewohnheiten das Gewissen stärkten, und er sah die nahe Zeit nicht voraus, wo zwischen jüdischen und christlichen Mobilkapitalisten der Unterschied kaum noch zu merken sein würde. Von den Juden schien alles Unheil zu stammen: der überschwemmende Einfluß der Juden mußte mit Deich und Damm verhindert werden. Kampf ohne Erbarmen. Der neue Hofprediger wurde Antisemit...“

(D)ie liberale Presse, die einzige, die damals mächtig war, hatte rechtzeitig eingesehen, daß der Geist, der unter dem Namen der Judenheit bekämpft wurde, der Geist des Liberalismus der zweiten Epoche war, des Liberalismus, der nicht mehr für politische Freiheiten und Volksrechte focht, sondern für Sankt Manchester und für die Herrlichkeit des Händlerparadieses“.<sup>73</sup>

Ebenso schrieb der Journalist im April 1893 über die Entstehung des Antisemitismus:

---

71 Vgl. zu Wagner Hellige, Gesellschaft, S. 131-134.

72 Harden, Stoecker, in: ders., Köpfe. Erster Teil, 45. Aufl., Berlin 1923 (1. Aufl. 1910), S. 175-193, hier S. 182.

73 Harden, Stoecker, in: ders., Köpfe. Erster Teil, S. 180. Maximilian Harden bediente sich in diesem, wie auch in anderen Aufsätzen, rassistischer Stereotypen über Juden.

„(D)a bei mancher unsauberen Manipulation an der Börse und in der Presse jüdische Hände im Spiel waren, da auch sonst jüdische Elemente sich unangenehm in der Vordergrund schoben, lenkte der ganze Haß der bedrängten Edelleute, Handwerker, Arbeiter und Bauern sich auf das Judenthum, das, weil man irrthümlich ihm die Fehler und unerfreulichen Eigenschaften des ohne greifbare Waare und ohne technische Erfahrung wirthschaftenden reinen Kapitalismus aufbürdete, nun zum ersten Male als eine soziale und sittliche Gefahr erschien.“<sup>74</sup>

Aber die von ihm bemängelte Verwechslung von Antikapitalismus und Antisemitismus praktizierte der Publizist häufig selbst. Vor allem in seiner Pressekritik wird das deutlich. Die Angst vor dem Konzentrationsprozeß und der gewaltigen Kapitalmacht im Berliner Pressewesen wird in Hardens aggressiven Polemiken sichtbar. Er benutzte dabei insbesondere „antisemitische Stereotypen über die verjudete, von Freihandel, Banken und Börsen gelenkte Massenpresse“.<sup>75</sup> Er vertrat die Ansicht, daß die „jüdische Journaille“<sup>76</sup> eigentlich die Geschäfte des Antisemitismus erledige. Andeutungsweise kann man diese Sicht auch in dem Porträt Stoeckers erkennen:

„Man sollte meinen, der Kampf gegen den Semitismus wäre, wenn er aus Ueberzeugung geführt wird, an und für sich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus, Kapitalismus, Junkerthum und Sozialismus; aber die liberale Presse will von solcher Unbefangenheit nichts hören, sie schleudert Jeden, der sich gegen Israel erhebt in den Pfuhl scheusäliger Sünder und ist dann in ihrer Thorheit noch zum Frohlocken bereit, wenn die Führung in diesem Kampf mehr und mehr unsauberen Persönlichkeiten zufällt, die nichts zu verlieren haben und denen kein Bannstrahl deshalb schaden kann. Diese Taktik darf man thöricht nennen... Diese Taktik hat zu den Triumphen des Herrn Ahlwardt und zur Vergottung des starken Lueger geführt“.<sup>77</sup>

Und auch *seine* Kapitalismuskritik äußerte sich besonders oft an jüdischen Unternehmern und Bankern. Harden verfolgte ihre Pleiten und Skandale, wie die Affäre des kleinen Kaufmanns Cohn oder die des Spekulanten Hugo

---

74 Harden, Fürst Bismarck und der Antisemitismus, in: Die Zukunft, Bd. 4, 29. April 1893, S. 198.

75 Hellige, Gesellschaft, S. 116f.

76 Hellige, Gesellschaft, S. 262, Anm. 5 und Anm. 6. Vgl. dazu vor allem die Artikel in der »Zukunft« vom November 1892.

77 Harden, Stoecker, in: Köpfe. Erster Teil, S. 181f.

Loewy.<sup>78</sup> Er gab diesem „Jobber-Regiment“ die Schuld am Erstarken des Antisemitismus und verstand die seiner Meinung nach berechtigte Reaktion der Landwirte und Handwerker. Der Bauer, der „eisern auf der Scholle haust“, sehe die „Händler und Bänker“ in Luxus leben, obwohl „deren Väter oft genug als fremde Hausierer ins Land kamen und in deren kurzer, lückenhafter und mitunter fleckiger Familienchronik auf keinem Blatte ein Opfer für Preußen und Deutschland verzeichnet“ wäre.<sup>79</sup> In gleicher Weise kommentierte er auch den Fall der Brüder Meyer, die in einen Börsenskandal verwickelt waren. Der Publizist machte keinen Hehl daraus, daß die Familie jüdisch war und griff die beiden mehrfach aufgrund ihrer Herkunft an. Ihre Lebenskultur „entlarvte“ er als „modisch lackirte Unkultur wurzelloser Menschen“, und über ihre Charaktere schrieb er: „Als Einzelwesen vielleicht recht gut zu leiden; nur der Typus ist unerfreulich. Heute noch; die Auslese wird ihn bald läutern.“<sup>80</sup>

Diese Verurteilung einzelner Personen stellvertretend für das „jüdische Jobbertum“, die „jüdische Journaille“ oder die „jüdische Plutokratie“ blockierten bei Harden eine rationale Analyse der Gesellschaftsprobleme. Besonders deutlich wird dieses Phänomen in Hardens Einstellung zur Dreyfus-Affäre.<sup>81</sup>

Diese Affäre begann im Dezember 1894. Der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfus, der vorübergehend zum französischen Generalstab abkommandiert war, wurde zu diesem Zeitpunkt angeklagt, weil er angeblich ein Schriftstück mit einer Aufstellung geheimer Dokumente an die deutsche Botschaft in Paris weitergeleitet hätte. Zunächst wurde der Hauptmann zu lebenslanger Verbannung auf den Teufelsinseln verurteilt. Obwohl der Chef des Nachrichtendienstes Picquart den Agenten der französischen Abwehr Major Esterhazy als Urheber des Schriftstücks entlarvte, scheiterten die Bemühungen um eine Revision im Fall Dreyfus. Durch eine Initiative, an der unter anderem Emile Zola beteiligt war, gewann die Dreyfus-Affäre jedoch innenpolitisch an Brisanz, und in einem Revisionsprozeß 1899 wurde das Urteil einstweilen unter Anrechnung „mildernder Umstände“ in eine zehnjährige Haftstrafe umgewandelt. Dieses Verfahren bedeutete, da Dreyfus offensichtlich unschuldig war, einen offenen Rechtsbruch. Kurze Zeit später wurde Dreyfus zwar begnadigt, aber erst 1906 förmlich rehabilitiert.

---

78 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 119, S. 263, Anm. 16.

79 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 119.

80 Harden, Meyers, in: Die Zukunft, Bd. 46, 5. März 1904, S. 358f.

81 Vgl. hierzu Hellige (Hrsg.), S. 310f. Eine ausführliche Darstellung bietet Siegfried Thalheimer (Hrsg.), Die Affäre Dreyfus, München 1986.

Die Affäre um den jüdischen Hauptmann war von antisemitischen Ressentiments geprägt und wurde auch zu einer Auseinandersetzung zwischen Antisemiten und den sogenannten „Dreyfusards“. Maximilian Harden trat in diesem Fall als entschiedener „Anti-Dreyfusard“ auf.<sup>82</sup> Diese Haltung überraschte viele seiner Leser und war bei ihnen sehr unpopulär.<sup>83</sup>

Weller glaubt, daß der Herausgeber der »Zukunft« das „antisemitisch-präfaschistische Element“ des Dreyfus-Falles nicht erkannte, sondern vor allem die Einmischung deutscher Journalisten in eine innenpolitische Affäre Frankreichs ablehnte.<sup>84</sup> Bei der Beurteilung der Angelegenheit ging es Harden weniger um Schuld oder Unschuld, sondern um die Tatsache, daß eine seiner Meinung nach alltägliche Geschichte durch eine vermögende Partei zu einer Staatsaffäre „aufgebauscht“ würde.<sup>85</sup>

„Und wenn um dieses einzigen willen, der einer reichen Judenfamilie angehört, der das nationale Leben zerstörende Kampf fort dauern soll, so erkennen wir daraus nur, wie übermächtig die jüdische Plutokratie geworden ist und wie mit gutem Recht Drumont schon vor Jahrzehnten von der France Juive sprechen konnte.“<sup>86</sup>

Weller übersieht hier allerdings, daß Harden auch die Solidarität und das neue jüdische Selbstverständnis, das bei vielen zeitgenössischen Juden durch den Antisemitismus hervorgerufen wurde, kritisierte und davor warnte, die Assimilation zu gefährden.

„Nur meine ich, daß in Deutschland lebende Juden keine zionistische Sonderpolitik treiben dürfen und daß der Triumph dieser jüdischen Sache für die Juden selbst die allerbösesten Folgen haben wird. Wir wollen doch offen reden: ohne das Geld und die vom Gelde beherrschte Presse wäre es nicht so weit gekommen.“<sup>87</sup>

Auch in den privaten Dokumenten Hardens wird diese Haltung deutlich. Der Publizist schrieb zum Beispiel an Rathenau:

---

82 Joll, Rathenau and Harden, S. 120.

83 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 130.

84 Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 130.

85 „Es handelt sich im Grunde um eine recht alltägliche Geschichte, die nur, weil eine Partei über große Geldmittel verfügte, diesmal weidlich aufgebauscht wurde.“ Harden, Notizbuch, in: Die Zukunft, Bd. 27, 10. Juni 1899, S. 493.

86 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 120. Die Passage stammt aus einem »Zukunft«-Artikel vom 9. Juni 1900.

87 Harden, Die Teufelsinsel, in: Die Zukunft, Bd. 24, 10. September 1898, S. 455.

„(Festung Weichselmünde) Inferno, 13.9.1899.

5660, vier Tage nach Alfreds Verurteilung.

Kol-Nidre-Abend.

So lieber Herr Rathenau, nicht mehr nach dem Geburtstag des anderen Jieden, wird jetzt gerechnet...

Die Dreyfussache nimmt Tollhausformen an. Schade, daß Sie wahrscheinlich nicht die Stenogramme lesen. Der Oberst Jouaust - nicht gedacht soll seiner werden - war geradezu musterhaft. Und Tausende sind auf geringere Indizien verurteilt worden.

Wenn Mercier sich auf der Place de la Concorde beschneiden ließe, könnte er Kaiser werden.“<sup>88</sup>

Offensichtlich erkannte Maximilian Harden das Demagogische am Antisemitismus nicht. Es hatte ihn auch keineswegs verunsichert oder beeindruckt, daß eine Reihe angesehener Literaten, Journalisten usw. für Dreyfus eintraten. Vermutlich reizte dieser Sachverhalt den Publizisten nur zur Opposition. Als Emile Zola für Dreyfus Stellung bezog, griff der Publizist ihn äußerst scharf an. Er unterstellte dem Schriftsteller, lediglich aus Geltungssucht zu handeln. Harden beharrte auf diesem Standpunkt auch nach Beendigung der Affäre.

„Um die Ahnen zu überbieten, bannt er sich selbst in den grauen Zwinger gespenstischer Theorie, predigt den Menschen von 1900 Comte: und ist stets bereit, der Wirkung die Wahrheit zu opfern, deren Streiter er doch sein will... Er wird sechzig Jahre alt, ohne je gegen das thronende Unrecht einen Finger zu rühren; dann, als die Kraft ihm schwindet, schlüpft er ins Heilandskleid, schreibt Evangelien, weiß das Kreuz aber zu meiden. Sah er nie vorher den Übermut der Ämter, des Mächtigen Druck, der Stolzen Mißhandlungen - in einem halben Jahrhundert nie bis zu der Stunde, wo ein reicher Jude ihm unschuldig verurteilt schien?“<sup>89</sup>

---

88 Brief Hardens an Rathenau vom 13. September 1899, in: Hellige (Hrsg.), S. 325. Am 9. September 1899 wurde das Urteil gegen Dreyfus im Revisionsprozeß von Rennes gefällt. In der Verminderung der Strafe sah Harden einen Sieg des Judentums über die französische Militärpartei. Oberst Jouaust war als Präsident des Kriegsgerichtshofes der Leiter im Verfahren gegen Dreyfus.

89 Harden, Zola, in: Köpfe. Erster Teil, S. 383-412, hier S. 409f.

Gottgetreu charakterisiert Hardens Verhaltensweise in der Dreyfus-Affäre als „tendency to cast out the Jewish baby with the antisemitic bath-water“<sup>90</sup> und sieht darin einen weiteren Beweis dafür, daß der Journalist unter jüdischem Selbsthaß litt.<sup>91</sup> Die Dreyfus-Affäre sei kein Einzelfall, sondern exemplarisch für Hardens Mentalität. Gottgetreu vermutet dafür folgendes Motiv:

„Harden’s at times almost hysterical antisemitism probably arose to a considerable extent from his fear that his German patriotism might not be trusted or that he might be reproached with advocating Jewish interests. His patriotism was certainly genuine, but anxiety made him lose all sense of proportion and reality so that patriotism in an anti-semitic garb appeared to him more convincing.“<sup>92</sup>

Auch Theodor Lessing meinte, daß Maximilian Harden nur eine Sache wirklich ernst genommen hat und zwar Deutschland. Wie der Publizist einmal selber formulierte, war das „Wohl des deutschen Menschen“ die letzte Norm seines Lebens.<sup>93</sup> Und nach dieser Regel urteilte Harden, laut Lessing, auch über die Juden und die Judenfrage.

Eine besonders merkwürdige Haltung nahm der Journalist ebenfalls zu Kapitän Ehrhardt ein. Hermann Ehrhardt spielte mit seiner Brigade eine wesentliche Rolle im Kapp-Lüttwitz-Putsch.<sup>94</sup> Am 13. März 1920 versuchten militante Rechtsextremisten um General Ludendorff und Wolfgang Kapp, die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Auslöser war die geplante Auflösung der Marinebrigade Ehrhardt, die daraufhin unter der Führung des Generals Lüttwitz das Regierungsviertel in Berlin besetzte. Kapp wurde zum neuen Reichskanzler ausgerufen und die „alte“ Regierung mußte fliehen, da sich die Reichswehr nicht zu einem Truppeneinsatz gegen die Putschisten bereit erklärte. Der Aufstand scheiterte dennoch am gewerkschaftlichen Aufruf zum Generalstreik, dem sich die Arbeiter in ganz Deutschland spontan anschlossen, und an der Ministerialbürokratie, die sich vorerst weigerte, Kapps Be-

---

90 Gottgetreu, S. 235.

91 „(T)he Dreyfus affair...led Harden to the wildest outburst of Jewish self-hatred.“ Gottgetreu, S. 224.

92 Gottgetreu, S. 236. Zu Hardens Patriotismus vgl. Kapitel 3.4 und 3.5.

93 Zitiert nach Lessing, S. 189.

94 Vgl. dazu Eberhard Kolb, Die Weimarer Republik (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte, Bd. 16), 3. Aufl., München 1993.

fehle auszuführen. Einige Putschisten flohen daraufhin, darunter auch Hermann Ehrhardt.

Ohne den Staatsstreich detailliert zu kommentieren, forderte Maximilian Harden nach dem Ende des Putsches die Einstellung der eingeleiteten Verfahren gegen Ehrhardt und weitere Putschisten. Er hielt Ehrhardt nicht für verantwortlich, da er lediglich ausführendes Organ gewesen sei. Er verurteilte seine Verfolgung und mahnte an, daß das Amnestiegesetz für alle gelten müsse:

„Ich müßte mich schämen, wenn ich für das Recht militärischer Monarchisten zager föchte als für das russisch Rother, die uns den Sowjetstern vom Himmel holen möchten.“<sup>95</sup>

Auch die Rückkehr der Geflohenen nach Deutschland würde seiner Meinung nach keine Gefahr für den Staat darstellen. Ehrhardt war von dieser unerwarteten Hilfe so überrascht, daß er dem Herausgeber der »Zukunft« am 13. April 1921 einen Dankesbrief schrieb:

„All die Kreise, die uns seinerzeit zu der Tat drängten, die uns zujubelten, die ihre Vorteile dadurch gehabt haben, haben uns feig fallen lassen. Nicht ein Mann aus dem rechten Lager ist je in Wort oder Schrift öffentlich oder gar im Reichstag für uns eingetreten. Ich hoffe, daß all diesen jämmerlichen Bürgergestalten beim Lesen Ihrer Zeilen die Schamröte ins Gesicht gestiegen ist.“<sup>96</sup>

Maximilian Harden veröffentlichte den Brief in der »Zukunft« und trat an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich für die Verfolgten ein. Harden verlangte auch für Oberst Bauer die Einstellung des Verfahrens.<sup>97</sup> Max Bauer, der im Ersten Weltkrieg politischer Berater General Ludendorffs und Abteilungschef in der Obersten Heeresleitung gewesen war, hatte im Kapp-Lüttwitz-Putsch mit der 1919 gegründeten „Nationalen Vereinigung“ die zentrale Organisation übernommen. Und auch nach dem Scheitern des Staatsstreiches tätigte Oberst Bauer wichtige Koordinationsaufgaben für die rechtsradikalen Geheimbünde und scheint auch bei ihrer Finanzierung eine wichtige Rolle gespielt zu haben.

---

95 Harden, Die Windblume blüht, in: Die Zukunft, Bd. 113, 9. April 1921, S. 49.

96 Vgl. Harden, Wir sind von gestern, in: Die Zukunft, Bd. 114, 16. Juli 1921, S. 71f.

97 Vgl. dazu Hellige (Hrsg.), S. 882f.

Hellige entdeckte bei seinen Recherchen, daß Maximilian Harden in der Zeit von 1919 bis 1921 zwei politische Schriftstücke für Oberst Bauer redigierte und überraschenderweise sogar dessen Kriegsmemoiren überarbeitete.<sup>98</sup> Dabei zeigen die Korrekturen und Anmerkungen des Publizisten, daß er den Text nicht nur mit Zitaten aus der Literatur, vor allem von Bismarck und Treitschke, anreichte, sondern entgegen seiner eigenen Meinung die „Dolchstoßlegende“ und Bauers Angriffe auf Reichstag, Parteien und Parlamentarismus mit weiteren Argumenten noch verschärfte.<sup>99</sup> Auch für General Ludendorff, dessen Kriegspolitik er allerdings bekämpfte und dessen antisemitischen Äußerungen er verurteilte, trat Harden in seiner Zeitschrift mehrfach ein. Im Sommer des Jahres 1919 traf der Journalist sogar ein- oder zweimal mit Ludendorff zusammen, der zu diesem Zeitpunkt bereits ein heimlicher Anführer der konterrevolutionären Bestrebungen geworden war.<sup>100</sup> Gegenüber Oberst Bauer sagte Harden, „an dem prächtigen Kopf des Feldherrn hätten ihn gewisse Partien an den Fürsten Bismarck erinnert“.<sup>101</sup>

Die Motivation für diese Bewunderung Ludendorffs und der Grund, warum der Herausgeber der »Zukunft« sich mit den Positionen des rechtsextremen Oberst Bauers identifizierte oder überhaupt auseinandersetzte, ist ungeklärt und kaum nachvollziehbar, vor allem da Harden zu Beginn der Weimarer Republik Sympathien für die *USPD* und deren Ideen aufbrachte. Vielleicht spielte hier seine Vorliebe für „Führergestalten“ eine Rolle, oder die „nationalbolschewistische Tendenz“ in Bauers Ideologie veranlaßte Harden zu diesem Kontakt.

„Entscheidendes Gewicht dürfte jedoch Hardens tiefverwurzeltes Faible für ultrakonservative und royalistische Positionen gehabt haben, d.h. jene für das Assimilationsjudentum des Kaiserreichs typische Schwäche gegenüber »trutzigteutschen Siegfriedsnaturen«.“<sup>102</sup>

Diese Begünstigung der Monarchisten und Kapp-Putschisten verschonte Maximilian Harden nicht vor den antisemitischen Übergriffen der „*Organisation Consul*“ (*O.C.*), hinter der sich ausgerechnet Hermann Ehrhardt ver-

---

98 Max Bauer, *Der große Krieg im Feld und in der Heimat*, Tübingen 1921.

99 Vgl. Hellige (Hrsg.), S. 883, S. 920f., Anm. 8.

100 Gegen die Ansicht Wellers und Youngs, daß keine persönliche Verbindung zwischen Ludendorff und Harden bestand, behauptet Hellige, daß sie ein- oder zweimal zusammentrafen. Vgl. Hellige (Hrsg.), S. 882, Weller, S. 431, Anm. 65 und Young, S. 211.

101 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 882.

102 Hellige (Hrsg.), S. 883.

barg. Im Sommer 1922 wurde von der Organisation ein Attentat auf den Herausgeber der »Zukunft« verübt. Dieses Attentat, das Harden schwer verletzt überlebte, zwang den Publizisten zu einer öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus und seiner jüdischen Herkunft und stellt darum einen Kernpunkt dieser Arbeit dar.

Sein langjähriger Freund, der Außenminister Rathenau, war neun Tage zuvor von derselben Organisation ermordet worden. Maximilian Harden erkannte in Rathenaus Schicksal seine eigenen Assimilationsversuche und deren Wirkung. Schon zu Lebzeiten thematisierten die beiden die „Judenfrage“ in ihren Gesprächen, wovon der veröffentlichte Briefwechsel zwischen Harden und Rathenau zeugt. Ihre Freundschaft läßt also einige Schlüsse über Hardens Verhältnis zum Judentum zu und wird darum im folgenden näher untersucht. Zunächst soll eine Skizze vom Leben des späteren Außenministers gezeichnet werden, die sich vor allem auf die Punkte konzentriert, die zum Verständnis der Freundschaft notwendig sind und keineswegs um Vollständigkeit bemüht ist.

### **4.3 Walther Rathenau - eine biographische Skizze**

Walther Rathenau wurde am 29. September 1867 als Sohn des späteren AEG (Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft)-Gründers Emil Rathenau geboren.<sup>103</sup> Walther war das älteste von drei Kindern. Emil Rathenau stammte aus einer wohlhabenden Familie der jüdischen Mittelschicht Berlins. Zum Zeitpunkt von Walthers Geburt leitete er eine Maschinenfabrik in Berlin, von der er sich jedoch in der Gründerkrise 1873 trennen mußte. Durch die väterliche Maschinenfabrik hatte Walther das Arbeitermilieu kennengelernt, denn die Fabrik lag unweit vom Elternhaus und „die Arbeiter und Meister vom berühmten Schläge der alten Berliner Maschinenbauer waren freundlich zu dem kleinen Jungen, der sich unter ihnen herumtrieb, und erklärten ihm manches Werkzeug und Werkstück“, wie Walther Rathenau später selber schrieb.<sup>104</sup> Walthers Mutter stammte aus der wohlhabenden, jüdischen Bankiersfamilie Nachmann aus Frankfurt. Durch sie und vor allem durch die Großmutter mütterlicherseits lernte der Junge aber auch das Milieu des vermögenden, gebildeten Bürgertums im vornehmen Berliner Westen kennen. So waren Walther

---

103 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 29. Vgl. zu dem Abschnitt Schulin, S. 18-23.

104 Zitiert nach Schulin, S. 19.

Rathenaus Kindheitsjahre bestimmt vom Kampf des Vaters gegen den sozialen Abstieg auf der einen Seite und der Zugehörigkeit zum Großbürgertum durch die Verwandtschaft mütterlicherseits auf der anderen.

Aber prägender für Walthers Entwicklung waren die Jugendjahre zwischen seinem neunten und sechzehnten Lebensjahr.<sup>105</sup> Nachdem der Vater die Maschinenfabrik aufgegeben hatte, blieb er acht Jahre lang „Kapitalist im Wartestand“<sup>106</sup> und war als „Erfolgsmensch geschädigt“.<sup>107</sup> Er war ständig unruhig und schmiedete dauernd Pläne. Im Jahr 1881 erwarb Emil Rathenau dann auf der Pariser Weltausstellung die europäischen Patente für die Kohlenfängendglühlampe von Edison und gründete zwei Jahre später die „Edison-Gesellschaft“, die 1887 in „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft“ umbenannt wurde. Walther besuchte zu dieser Zeit das Wilhelm-Gymnasium im Tiergartenviertel. Als er im Jahr 1884 mit 16 Jahren das Abitur absolvierte, war die AEG also gerade erst ein Jahr alt. Das bedeutete, daß Walther sich parallel zu seinem Vater ein Wirkungsfeld suchen mußte und keineswegs in dessen erfolgreiches Lebenswerk hineingeboren wurde. Mit der AEG-Gründung begann für die ganze Familie eine Zeit voller Streß. Emil Rathenau bezog auch Walthers weitere Ausbildung in die Unternehmensplanung ein. So hatte der älteste Sohn durch die Karriere des Vaters zwar eine bessere Ausgangslage für seinen eigenen Aufstieg, andererseits verhinderte diese Situation die Emanzipation vom Vater.

Den Wünschen des Vaters standen Walthers künstlerische Ambitionen gegenüber. Er hatte sich eher mit der Mutter und ihren kulturellen Werten identifizieren können, da er im Vater nur einen „tyrannischen, kunst- und kulturfeindlichen Bourgeois, der nur für sein Unternehmen lebte“,<sup>108</sup> sah. Außerdem hatte Emil Rathenau, den 1871 geborenen, kränklichen Sohn Erich seine gesamte Zuneigung und Hoffnung geschenkt und ihn auch zum Firmennachfolger bestimmt. Aber trotzdem fügte Walther Rathenau sich dem Wunsch des Vaters und studierte von 1885 bis 1889 Naturwissenschaft in Berlin und Straßburg. Schulin sieht einen Grund für diese Entscheidung darin, daß Walther seinen Vater trotz aller Abneigung dennoch bewunderte. Die Sachlichkeit und einfache Lebensführung von Emil Rathenau, die der Sohn mehr preußisch als jüdisch fand, beeindruckten Walther Rathenau. Er versuchte

---

105 Vgl. hierzu Hellige, Gesellschaft, S. 30-33.

106 Hellige, Gesellschaft, S. 29.

107 Schulin, S. 13.

108 Hellige, Gesellschaft, S. 30.

sich auch immer wieder, unter „Protesten und Qualen“<sup>109</sup> vor dem Vater zu bewähren. Joll merkt dazu an, daß Rathenau seine künstlerischen Ambitionen zurückstellte, weil er finanziell unabhängig werden wollte.<sup>110</sup>

Nach dem ersten Studium absolvierte Walther Rathenau noch eine Zusatzausbildung in Chemie und Maschinenbau an der Technischen Hochschule in München, die er 1890 abschloß.<sup>111</sup> Er promovierte in Physik über die Absorption des Lichtes in Metallen.

Während dieser ganzen Ausbildungszeit suchte und schaffte er sich aber immer Freiräume für seine Literatur- und Malstudien. Er entwickelte eine Aversion gegen die eigene Gesellschaftsschicht, gegen die Werte und Normen des Bürgertums. Diese Haltung spiegelt sich in seinem damals verfaßten Drama „Blanche Trocard“ wieder. Rathenau glaubte, die Emanzipation vom Vater und dieser Gesellschaftsschicht nur durch Fluchtversuche zu erreichen, die sich in Gedanken an „physischen oder an ‘sozialen’ Selbstmord“ äußerten.<sup>112</sup> In seinem Drama faßt eine Figur, Berthier, zum Beispiel den Plan, nach Amerika auszuwandern. Vermutlich spielte Rathenau mit ähnlichen Gedanken. Aber gleichzeitig kann man bei ihm noch eine andere Entwicklung verfolgen. Er hatte in Anlehnung an Nietzsche eine Art »Kult der Stärke« entwickelt, so daß er trotz der Ablehnung der bürgerlichen Gesellschaft offenbar zu einem Aufstieg in ihr fest entschlossen war.<sup>113</sup>

Nach der Studienzeit schien die beginnenden Militärzeit, eine solche, vom Vater unabhängige Karriere zu ermöglichen.<sup>114</sup> Walther Rathenau ging 1890 zu den Gardekürassieren nach Berlin. Aber dort konnte er seinen „Herzenswunsch“, Offizier zu werden, nicht realisieren, da er Jude war.<sup>115</sup> Der „Idealberuf der preußischen Gesellschaft“ blieb ihm also aufgrund seiner Religion verwehrt.<sup>116</sup> Rathenau lehnte es allerdings ab, sich seine Karriere mit einem Glaubenswechsel zu erkaufen. Er sah in einer solchen Taufe eine unehren-

---

109 Schulin, S. 21.

110 James Joll, Prophet ohne Wirkung. Eine biographische Skizze, in: Walther Rathenau Tagebuch 1907-1922, hrsg. und kommentiert von Hartmut Pogge-von Strandmann, Düsseldorf 1967, S. 15-53, hier S. 17.

111 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 33f. und Schulin, S. 21f.

112 Hellige, Gesellschaft, S. 31 und S. 34 und Schulin, S. 20.

113 Vgl. dazu Hellige, Gesellschaft, S. 34.

114 Vgl. dazu Hellige, Gesellschaft, S. 34f. und Schulin, S. 22.

115 Schulin, S. 22.

116 Schulin, S. 22.

hafte, »typisch jüdische« Handlungsweise.<sup>117</sup> Das Judentum als Religion scheint ihm aber zu diesem Zeitpunkt nichts mehr bedeutet zu haben. In einigen Briefen an Rabbiner bekannte Rathenau sich später „entschieden zu Christus und zur Botschaft der Evangelien“.<sup>118</sup> Er sah in Christus einen Vertreter des Judentums, der die »jüdischen« Eigenschaften zugunsten einer Art Genialität ablegte. Damit bekannte er sich jedoch nicht zu einer christlichen Kirche.

„Von diesen Auffassungen ausgehend, kann ich der Zugehörigkeit zu kirchlichen Gemeinschaften keine allzuhohe Bedeutung beimessen. Kirche und Religion sind mir nicht identisch.“<sup>119</sup>

Am Ende des Jahre 1891 begann für den resignierten Walther Rathenau die Berufspraxis. Als technischer Beamter blieb er zwei Jahre in der Aluminium-Industrie-AG in Neuhausen in der Schweiz, die mit der AEG eng verbunden war.

„Trotz seines großen Widerwillens gegen die ihm hier abverlangte Tätigkeit war die Identifikation mit den Plänen des Vaters jedoch bereits so stark, daß es ihm auch nicht mehr möglich war, einfach einen Beruf seiner Wahl zu ergreifen.“<sup>120</sup>

Später bezeichnete Rathenau die Zeit als „Hölle der Verzweiflung“, da er sich vollkommen auf das „Mechanische“ reduziert fühlte.<sup>121</sup> Die Hierarchie des Betriebes, der Zwang, sich unterordnen zu müssen, widersprachen Walther Rathenaus Unabhängigkeitsstreben. Er wollte aus dieser Abhängigkeit herauskommen und hielt sich aufgrund seiner Erfahrungen im Betrieb für eine gute Führungspersönlichkeit. So schrieb er zum Beispiel an seinen Bruder:

„Wenn ich längere Zeit mit jemand verkehre, irre ich mich, oder ist es so?; ich glaube dann immer, daß sie sich nach mir transformieren. Sie

---

117 Vgl. Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 458.

118 Max Ruland, Sein Deutschtum und Judentum, in: Walther Rathenau Schriften (= Schriften großer Berliner), hrsg. von A. Hartung, G. Jenne, M. Ruland und E. Schmieder, Berlin 1965, S. 83-88, hier S. 84.

119 Zitiert nach Ruland, S. 104. Das Zitat stammt aus einem Brief Rathenaus an den Rabbiner Dr. Daniel Fink vom 1. Juni 1912.

120 Hellige, Gesellschaft, S. 35.

121 Zitiert nach Schulin, S. 22.

sehen mit meinen Augen und sprechen meine Sprache und haben alle das Gefühl, daß ich durch sie durchsehe.“<sup>122</sup>

Ende des Jahres 1893 erfüllte sich der Wunsch nach einer selbständigen Stellung.<sup>123</sup> Walther Rathenau wurde Leiter einer Tochtergesellschaft der AEG. Als Direktor der Elektrochemischen Werke in Bitterfeld hatte er jedoch von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Trotz verschiedener Rettungsversuche mußte er im Juli 1898 das Bitterfelder Werk an die Konkurrenz verpachten. Dabei half ihm der Bankier Carl Fürstenberg, mit dem Rathenau inzwischen befreundet war. Der Kritiker Alfred Kerr schrieb rückblickend über diese Jahre Rathenaus,

„daß es die schlimmste Zeit seiner frühen Jahre gewesen ist. Und daß die Schlaflosigkeit vorwiegend vom Gedanken an seinen Vater kam. Walther hat einen Teil seines Lebens dem schwer erreichbaren Ziel gewidmet, die Achtung dieses Mannes zu erobern... vielmehr seine Mißachtung zu verringern.“<sup>124</sup>

Den ökonomischen Mißerfolg in seiner Bitterfelder Zeit, der ihn wohl stark verunsicherte, kompensierte Rathenau durch intensive literarische und male-  
rische Betätigung. So nahm er 1895 den ersten Kontakt zu dem Herausgeber der »Zukunft«, Maximilian Harden, auf. In der Wochenschrift war ein Wirtschaftskommentar erschienen, der die Anlaufschwierigkeiten der Elektrochemischen Werke behandelt hatte. Walther Rathenau erwiderte mit einer namentlich gekennzeichneten Gegendarstellung.<sup>125</sup> Ein persönlicher Kontakt zwischen den beiden Männern entstand aber erst Anfang des Jahres 1897. Rathenau schickte an Harden seinen bekannten Artikel „Höre, Israel!“, der unter dem Pseudonym W. Hartenau in der »Zukunft« veröffentlicht wurde.<sup>126</sup> Seit Erscheinen dieses Aufsatzes entwickelte sich der vorhandene Zwiespalt in Walther Rathenau zwischen seinem literarischen und industriellen Schaffen zu einer dauernden Doppeltätigkeit.

---

122 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 37.

123 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 37f. und Schulin, S. 24f.

124 Zitiert nach Hellige, Gesellschaft, S. 38. Sowohl Hellige als auch Schulin unterstützen diese Vermutung Kerrs. Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 38f. und Schulin, S. 25.

125 Walther Rathenau, Elektrochemische Werke, in: Die Zukunft, Bd. 12, 31. August 1895.

126 Der Inhalt des Artikels und auch die Entwicklung der Freundschaft werden im nächsten Kapitel behandelt.

Zunächst soll hier sein Werdegang als Industrieller bis zum Ersten Weltkrieg skizziert werden, da es in diesem Zeitraum wenig zweckmäßig ist, die beiden Betätigungen parallel zu behandeln.<sup>127</sup> In der Mitte des Jahres 1899 trat Walther Rathenau auf Wunsch seines Vaters in das Direktorium der AEG ein. Ein Jahr später folgte ihm sein Bruder Erich. Damit begannen sechzehn Jahre in Walther Rathenaus Leben, in denen er zwar oft die Position wechselte, aber immer Aspirant auf die Nachfolge seines Vaters blieb. Er war sich dieser Nachfolge nie sicher. Bereits nach drei Jahren im Direktorium schied Walther Rathenau wieder aus. Vermutlich tat er diesen Schritt, weil eine von ihm geplante Fusion am Widerstand des Direktoriums scheiterte. Statt dessen nahm Carl Fürstenberg ihn in den Vorstand der Berliner Handels-Gesellschaft (BHG) auf, die als entscheidende Großbank für die AEG fungierte. Somit arbeitete Rathenau im Prinzip immer noch für die AEG und setzte seine Fusionspolitik fort.

Im Januar des Jahres 1903 starb sein Bruder Erich, zu dem Walther Rathenau immer ein besonders gutes Verhältnis gehabt hatte. Walther Rathenau sprang nun für seinen zeitweise geschäftsunfähigen Vater ein. Aus dieser Zusammenarbeit entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis zwischen ihm und seinem Vater, das bis zum Tod von Emil Rathenau nicht mehr gestört wurde. Für die direkte Leitung der AEG schien aber als Nachfolger dennoch nicht Walther Rathenau vorgesehen zu sein, sondern ein langjähriger Mitarbeiter Emil Rathenaus, Felix Deutsch. Walther Rathenau trat jedoch 1904 in den Aufsichtsrat der AEG ein. In den folgenden Jahren nahm er noch weitere Kontrollpositionen in verschiedenen Unternehmen ein, so daß er zu dem Spitznamen „Aufsichtsrathenau“ kam. Neben diesen einzelnen Tätigkeiten fehlte ihm aber eine Hauptaufgabe.

Mit vierzig Jahren gab Walther Rathenau seine Stelle bei der BHG auf und wurde nun amtlich als „Privatmann“ geführt.<sup>128</sup> Er betätigte sich jetzt politisch und hoffte auf eine Anstellung im Staatsdienst. Er begleitete den Staatssekretär im Reichskolonialamt, Bernhard Dernburg, auf dessen monatelangen Reisen nach Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika. Er baute ein gutes Verhältnis zu dem Kanzler Bülow auf. Aber seine Hoffnung auf eine Stellung blieb unerfüllt. Als Bernhard von Bülow 1909 aus dem

---

127 Vgl. zu diesem Abschnitt Schulin, S. 26-30.

128 Vgl. zu dem folgenden Absatz Schulin, S. 31-37.



Walther Rathenau. Zeichnung von Max Liebermann (45x30 cm, Kohle - Kreide), Herbst 1912, Original im Besitz von Anja Hauptmann, Ronco/Schweiz

Amt ausschied, verringerten sich Walther Rathenaus Chancen erneut. Trotz einiger Bemühungen um eine nationalliberale Kandidatur für den Reichstag blieben seine politischen Einstiegsversuche vor dem Ersten Weltkrieg erfolglos.

1912 erkrankte dann Emil Rathenau schwer. Walther Rathenau versuchte daraufhin vergeblich, wieder in das AEG-Direktorium zurückzukehren. Er wurde statt dessen Präsident des Aufsichtsrates. Den Generaldirektorposten Emil Rathenaus übernahm im Jahr 1915 Felix Deutsch, nachdem der AEG-Gründer nach langen Qualen gestorben war. So entstand praktisch eine Doppelherrschaft in dem großen deutschen Elektrokonzern: Felix Deutsch als Generaldirektor und Walther Rathenau als Präsident des Aufsichtsrates.

Walther Rathenau zählte nun, wie auch Ballin und Fürstenberg, zu der Spitzengruppe von Industriellen, die oft als „Kaiserjuden“ bezeichnet wurden und mußte sich verstärkt mit antisemitischen Angriffen auseinandersetzen. So wurde Rathenau sein Ausspruch „Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents“<sup>129</sup> von den Antisemiten als „Beweis“ und „Eingeständnis“ der „internationalen jüdischen Kapitalverschwörung“ ausgelegt. Rathenau hatte damit nur seine Kritik an der Oligarchie zum Ausdruck bringen wollen.

Mit dem Problem der „Judenfrage“, mit dem er also häufig persönlich konfrontiert wurde, beschäftigte sich Rathenau auch in seinen Schriften.<sup>130</sup> Im Folgenden soll nun die Tätigkeit Rathenaus als Schriftsteller beleuchtet werden.<sup>131</sup> Mit „Höre, Israel!“<sup>132</sup> begann eine Zeit, in der er verschiedene Essays schrieb, die jedoch meistens unter einem Pseudonym veröffentlicht wurden.<sup>133</sup> Es waren zeit- und kulturkritische Abhandlungen. Er gelangte so neben seiner Rolle als Mäzen in der Literatur auch zu der Rolle eines angesehenen Essayisten. Diesen „Nebenberuf“ verdankte er auch seinem Mentor Maximilian Harden.<sup>134</sup>

---

129 Zitiert nach Schulin, S. 36.

130 Vgl. zu dem Folgenden Schulin, S. 37-44.

131 Die Malerei blieb für ihn immer eher eine private „Liehaberei“ und soll darum nicht Gegenstand dieses biographischen Überblicks sein.

132 Vgl. dazu Kapitel 4.4.

133 Walther Rathenaus Pseudonyme in der »Zukunft« waren zum Beispiel Walter Michael, Renatus, Ernst Rainer und Ernst Reinhart. Laut Hellige sind diese Namen der Ausdruck der „germanisierenden ‘Anartungstendenz’ des Assimilationsjudentums“. Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 295, Anm. 9.

134 Hellige, Gesellschaft, S. 174.

Seit 1897 schrieb Walther Rathenau einige Essays für die »Zukunft«, in denen er sich stilistisch zunächst eng an Harden orientierte. Im Jahr 1902 veröffentlichte er diese Aufsätze in einem Buch unter dem Titel „Impressionen“. Aufgrund des „Höre, Israel!“-Artikels wirkte das Werk jedoch so provokant, daß Emil Rathenau fast die gesamte Auflage aufkaufen ließ.<sup>135</sup>

Unter einem neuen Pseudonym verfaßte Rathenau nun moralphilosophische Betrachtungen. Dabei zeigt sich ein deutlicher Einfluß Nietzsches. Rathenau beschrieb Geschichte mit dem Mittel der „Rassentheorie“ und sah sie als „Kampf der Klugen gegen die Starken“.<sup>136</sup> In seinen 1903 und 1904 veröffentlichten Essays „Zur Physiologie der Moral“<sup>137</sup> und „Von Schwachheit, Furcht und Zweck“ zeichnete Rathenau ein kulturpessimistisches, dualistisches Weltbild. Auf der einen Seite beschrieb er das Idealbild des „Mutmenschen“, der seiner Vorstellung des preußischen Adels entsprach und für ihn von blonden und langnasigen Typen verkörpert wurde. Dem gegenüber stand der „Furchtmensch“, der mit Verstand, Angst und Gewinnsucht momentan die Welt erobere. Dessen physiognomische Merkmale stellte sich Rathenau in schwarzem Haar und einer negroiden Erscheinung vor. Einem Essay steuerte er sogar entsprechende Zeichnungen bei.<sup>138</sup> Diese Polarität hielt Rathenau auch in seinen weiteren Artikeln aufrecht, wobei er lediglich andere Bezeichnungen für sein Ideal- und Gegenbild benutzte: Zwecklosigkeit und Zweck, Seele und Intellekt, Transzendenz und Wille zur Macht. Max Ruland sieht in diesen Polen Deutschtum und Judentum einander gegenüber gestellt.<sup>139</sup> Tatsächlich sprach Rathenau von einer „Entgermanisierung“ und sah es „als das »unbewußte Ziel« der »gegenwärtigen Welt« an, daß diejenigen Völker, in denen der »germanische Einschlag« in Gestalt von »Gesinnung und Idealismus sich am längsten erhält, die Erde unterjochen und die letzte Aristokratie errichten, eine Aristokratie der Nationen«“.<sup>140</sup> Es gibt durchaus eine persönliche Komponente in Rathenaus Weltanschauung. In Kinderjahren soll er „etwas negroide Gesichtszüge“ gehabt und später mit seiner „fremdartigen,

---

135 Schulin, S. 42.

136 Walther Rathenau (Ernst Reinhart), Von Schwachheit, Furcht und Zweck, in: Die Zukunft, Bd. 49, 12. November 1904, S. 236.

137 Walther Rathenau (Renatus), Zur Physiologie der Moral, in: Die Zukunft, Bd. 44, 5. September 1903.

138 Walther Rathenau (Ernst Reinhart), Von Schwachheit, Furcht und Zweck, in: Die Zukunft, Bd. 49, 12. November 1904, S. 231.

139 Ruland, S. 85.

140 Hellige, Gesellschaft, S. 185.

hochgewachsenen Erscheinung“ an Nordafrikaner oder Araber erinnert haben.<sup>141</sup> Er stand in den Aufsätzen dem „Furchtmenschen“ auch nicht generell ablehnend gegenüber, sondern erkannte gewisse Wesenszüge wohl auch an sich, die er aber unter allen Umständen ablegen und sich dem „Mutmenschen“ „anarten“ wollte.

In seinem Griechenlandurlaub im Jahr 1906 vollzog sich in Rathenaus Denken allerdings eine Wende. Laut Schulin hatte er dort ein „mystisches Erlebnis“, wodurch ihm das „Reich der Seele“ geöffnet wurde.<sup>142</sup> „Transzendenz“ und „Seele“ wurden nun die bestimmenden Vokabeln seiner philosophischen Schriften. Die Welt des deutschen Idealismus wirkte jetzt anstelle des Kulturpessimismus auf ihn ein. Unter diesem Eindruck strebte Walther Rathenau eine positive, konstruktive Tätigkeit an, die er in der Politik suchte. Er entwarf jetzt verschiedene politische Schriften, zum Beispiel nach der Reichstagsauflösung am 13. Dezember 1906 das Manifest „Die neue Ära“.<sup>143</sup> Dieser Artikel wurde nicht in der »Zukunft«, sondern in der »Hannoverschen Nationalliberalen Zeitung« veröffentlicht, und Rathenau zeichnete zum ersten Mal einen politischen Aufsatz mit eigenem Namen. Er hatte sich also von seinem Mentor, Maximilian Harden, entfernt und ging zu selbständiger Schriftstellerei über.

In dieser Zeit verfaßte Walther Rathenau zwei Werke, mit denen er sich als Schriftsteller etablierte.<sup>144</sup> Im Jahr 1912 erschien „Zur Kritik der Zeit“. In diesem Buch beschäftigte er sich noch einmal eingehend mit seiner „Rassentheorie“ und der „Entgermanisierung“ der Welt. Das Werk war eine geschichtsphilosophische Deutung der Gegenwart. Ein Jahr später folgte die Herausgabe von „Zur Mechanik des Geistes“. In diesem Buch versuchte Rathenau, ein Gegenbild zum „Zweckmenschen“ zu zeichnen. Später gab er der Schrift den Titel „Vom Reich der Seele“. Mit dem „Reich der Seele“ bezeichnete er eine Art „Reich Gottes“. Er entwickelte in diesem Werk also eher religiös-sittliche Ideale als praktische Zukunftsvorstellungen.

In den Schriften läßt sich erkennen, daß Walther Rathenaus Liebe in erster Linie den Deutschen galt, ohne ihnen allerdings kritiklos gegenüber zu ste-

---

141 Schulin, S. 43f.

142 Schulin, S. 47.

143 Vgl. Schulin, S. 48.

144 Vgl. Schulin, S. 51-62.

hen.<sup>145</sup> Seine Bewunderung für den „blonden Typus“ und Deutschland brachte er in einem Gedicht aus dem Jahr 1912 deutlich zum Ausdruck:

„An der Gluth der Eichenstämme  
Zündet Fackeln, schwingt die Gluthen!  
Nie mehr, Männer, Knaben, schwört es,  
Darf ein Feind, der Rächer hört es,  
Hochmuthschwellend überfluthen  
Deutscher Grenzen heilige Dämme.  
Flammender Opferbrand,  
Schütze mein Vaterland.“<sup>146</sup>

Rathenau hatte gerade sein Werk „Von kommenden Dingen“ begonnen, als der Erste Weltkrieg ausbrach.<sup>147</sup> In diesem Werk wollte er in drei Teilen, einem ökonomischen, einem ethischen und einem politischen, den praktischen Weg in die Zukunft beschreiben. Er ging dabei weit über den Liberalismus und den Kapitalismus hinaus, gelangte aber nicht zum Sozialismus. Rathenau verstand sich als strengen Antimarxisten. Er sah in der *SPD* und den Gewerkschaften immer einen Feind, obwohl er in „Von kommenden Dingen“ Gesellschaftskritik äußerte, die mit der sozialistischen teilweise übereinstimmte.<sup>148</sup> Er lehnte zum Beispiel die Klassentrennung und das Bildungs- und Besitzmonopol des Bürgertums ab. Obwohl er sich teilweise für die Arbeiter einsetzte, wollte er sie nicht wirklich emanzipieren.

„Mit Kriegsbeginn wurde meine neue Arbeit unterbrochen. Alle Gedanken gehören dem Krieg. Tiefe Bedrückung über das Willkürliche der Ursachen, gedämpfte Hoffnung.“

schrrieb Rathenau im August 1914 in sein Tagebuch.<sup>149</sup> Die schriftstellerische Tätigkeit wurde nun abgelöst durch seine erste Anstellung im Staatsdienst. Walther Rathenau wurde Leiter der Rohstoffabteilung im Kriegsministerium. Dort versuchte er, seine Ideen von einer staatlich gelenkten und kontrollierten, aber dennoch privaten Wirtschaft umzusetzen. Dabei brachte die

---

145 Vgl. Joll, *Prophet*, S. 15f., Rudolf Kallner, Herzl und Rathenau. Wege jüdischer Existenz an der Wende des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1976, S. 292 und Ruland, S. 84f.

146 Walther Rathenau (Herwart Raventhal), 1813. Ein Festgesang zur Jahrhundertfeier, in: *Die Zukunft*, Bd. 81, 26. Oktober 1912, S. 132.

147 Vgl. Schulin, S. 62.

148 Vgl. Joll, *Prophet*, S. 24.

149 Hartmut Pogge-von Strandmann (Hrsg.), *Walther Rathenau Tagebuch 1907-1922*, Düsseldorf 1967, S. 189. Vgl. zu diesem Absatz Schulin, S. 63-72.

Schaffung der Kriegswirtschaftsgesellschaften seine eigentliche organisatorische Erfindungskraft und seine Vorstellung von einer zukünftigen Wirtschaftsform am deutlichsten ans Licht. Nach fast acht Monaten als Leiter der Abteilung beendete er diese Tätigkeit. Er hatte von Anfang an vorgehabt, nur den Aufbau der Kriegswirtschaft zu betreuen. Ausschlaggebend für sein Ausscheiden könnten außerdem die Angriffe von Militärs auf den jüdischen Industriellen im Kriegsministerium und die planwirtschaftliche Richtung, die in der Kriegsrohstoffabteilung langsam eingeschlagen wurde und die Rathenau nicht verantworten wollte, gelten. Als später öffentlich gemacht wurde, daß Rathenau die Leitung der Kriegsrohstoffabteilung innegehabt hatte, wurde es von Antisemiten als „Schande“ bezeichnet, daß ein Jude Deutschland bei der Rohstofforganisation geholfen hätte. Industrielle dagegen nahmen ihm übel, daß er ihre Transaktionen überwacht hatte.<sup>150</sup>

Als Walther Rathenau am 31. März 1915 sein Amt niederlegte, war er sichtlich enttäuscht, daß man ihm nicht ein anderes anbot. Im Januar 1915 war zum Beispiel ein neuer Staatssekretär im Reichsschatzamt eingesetzt worden. Aber nicht Walther Rathenau, sondern der Großbankier Karl Helfferich bekam diese Stelle, was Rathenau ihm besonders neidete. Am 20. Juli 1915 starb dann nach langen Qualen Emil Rathenau. Da Walther Rathenau jedoch den Tod seines Vaters drei Jahre sorgenvoll erwartet hatte, wirkte er nun kaum mehr einschneidend.<sup>151</sup> Der Sohn des AEG-Gründers konzentrierte sich jetzt wieder auf die Fortsetzung seines Werkes „Von kommenden Dingen“. Im März 1917 erschien dann das Buch und wurde für damalige Verhältnisse ein Bestseller. Rathenau machte sich in der Diskussion um Staatswirtschaft oder Gemeinwirtschaft einen Namen. Er veröffentlichte noch weitere Broschüren zu diesem Thema. Seine im Januar 1918 erschienene Schrift „Die neue Wirtschaft“ erreichte einen noch größeren Verbreitungsgrad als sein erster Bestseller. Mit seinen Ideen von einer Mischform zwischen privater und staatlicher Wirtschaft konnte er sich allerdings nicht durchsetzen und rief bei seinen Berufskollegen teilweise Proteste hervor.<sup>152</sup> Sie lehnten seine Ideen als gefährlich und revolutionär ab.

Bis zum Kriegsende erhielt Walther Rathenau keine politische Aufgabe mehr.<sup>153</sup> Für seine gesellschaftliche Position im Deutschen Kaiserreich hatte

---

150 Vgl. Joll, Prophet, S. 32f.

151 Vgl. zu diesem Abschnitt Schulin, S. 73-85.

152 Joll, Prophet, S. 31.

153 Vgl. zu diesem Abschnitt Schulin, S. 85-95.

er während der Kriegsjahre relativ selten Kontakt zu führenden Politikern gehabt. Er hatte allerdings bereits zu Beginn des Krieges versucht, seinen Einfluß auf diesem Gebiet zu steigern. Mit einer außenpolitischen Denkschrift über das deutsch-russische Verhältnis erregte er allerdings beim Kanzler Bethmann Hollweg kein Interesse. Rathenau sandte die Schrift aber auch an Erich Ludendorff. Er besuchte im November 1915 zusammen mit Felix Deutsch auch noch Paul von Hindenburg im Hauptquartier in der Nähe von Wilna. So erarbeitete er sich schließlich eine Art Beraterfunktion bei Ludendorff, der zusammen mit Hindenburg Ende August 1916 die Oberste Heeresleitung übernahm. „Er paßte sich dabei in erschreckendem Grade dem rücksichtslosen militärischen Zweckdenken an.“<sup>154</sup>

Die Bewunderung Rathenaus für den Generalquartiermeister hob aber nicht die Trennung der beiden in Bezug auf Ludendorffs Eroberungspläne im Osten und in der Frage der Wiederaufnahme eines U-Boot-Krieges auf.<sup>155</sup> Rathenau lehnte diese entschieden ab, da er einen Kriegseintritt Amerikas befürchtete. Ludendorff hingegen sprach sich für einen unbeschränkten U-Boot-Krieg aus. Rathenau zeigte sich nun äußerst pessimistisch und kritisch und unterstützte wieder zunehmend den Kanzler. Als dieser auf Drängen der Obersten Heeresleitung am 13. Juli 1917 zurücktreten mußte, und damit der enorme politische Einfluß Ludendorffs und Hindenburgs deutlich wurde, zeigte sich Rathenau noch sorgenvoller. Er ahnte, daß der Krieg noch länger dauern würde und beschäftigte sich dennoch bereits mit dem Wiederaufbau. Im Juli 1918 veröffentlichte er seine Schrift „An Deutschlands Jugend“, in der er seine Lehren aus den bisher erschienenen Büchern der jungen Generation näher bringen wollte, da seine Altersgenossen seine Ideen anscheinend nicht akzeptierten. Schulin bezeichnet diese Publikation als Artikulation einer tiefen Verstörung, die viele Menschen gegen Ende des Weltkrieges ergriff.<sup>156</sup>

Als am 3. Oktober desselben Jahres Prinz Max von Baden zum neuen Kanzler ernannt wurde, und einen Tag später die deutsche Regierung um Waffenstillstand bat, zeigte Rathenau sich nicht wie die meisten Deutschen über die Kriegslage schockiert, sondern enttäuscht von Ludendorff. Rathenau schrieb daraufhin seinen berühmten „Levée-en-masse“-Artikel, in dem er sich gegen

---

154 Schulin, S. 87.

155 Vgl. Joll, Prophet, S. 33ff.

156 Schulin, S. 93.

einen „Frieden der Unterwerfung“ aussprach.<sup>157</sup> „Nicht im Weichen muß man Verhandlungen beginnen, sondern zuerst die Front befestigen“, und über Ludendorff schrieb er: „Wer die Nerven verloren hat, muß ersetzt werden.“<sup>158</sup>

Der Revolution stand Walther Rathenau von Anfang an skeptisch gegenüber.<sup>159</sup> Er befürchtete, daß sie die letzten Pfeiler des alten Systems vernichten würde, bevor etwas Neues entstehen konnte. Denn daran glaubte er fest, daß nach dem Krieg etwas Neues kommen würde. Er engagierte sich während der Revolution für die Organisation der Demobilisierung und für die Verständigung mit den Gewerkschaften, um eine Basis für die Erhaltung der Industrie zu schaffen. Er wollte eine „Bolschewisierung“ abwenden. So war er zum Beispiel am Stinnes-Legien-Abkommen beteiligt, das am 12. November abgeschlossen wurde. Er machte erneut den Versuch eines politischen Einstiegs. Er trat der *DDP* bei. Mit seinem Kurs, zwar eine Sozialisierung zu befürworten, aber nur um den „äußersten Umsturz“ zu vermeiden, wurde er von allen Seiten angegriffen. „Die Alten sahen in mir die Revolution, die Jungen in mir die Reaktion.“<sup>160</sup>

Aber auch nach dem Ersten Weltkrieg erfüllte sich sein Wunsch nach einem politischen Amt zunächst nicht. Er wurde sogar von einem aussichtsreichen Listenplatz der *DDP* zu den Nationalversammlungswahlen gedrängt.

„Rathenau reagierte zunehmend heftig auf die Zurückweisungen und Verunglimpfungen und zeigte dabei eine geradezu erschreckende Verletzbarkeit und Selbstüberschätzung.“<sup>161</sup>

Im Ausland wurde Rathenau ebenfalls angegriffen. Man beschuldigte ihn der Anstiftung zur Deportation belgischer Arbeiter und der Zerstörung der belgischen Industrie.<sup>162</sup> In dieser verbitterten Stimmung mißbilligte er die politische Entwicklung, die schließlich zur Verfassung der Weimarer Republik führte. Er lebte jetzt noch isolierter als bei Kriegsende und widmete sich wieder seiner literarischen Tätigkeit. Im November 1919 beschimpfte Ludendorff Rathenau als Kriegsdefätisten und lieferte ihn damit dem offenen Haß

---

157 Joll, Prophet, S. 42.

158 Walther Rathenau, Ein dunkler Tag, in: Hans Lamm, Walther Rathenau. Denker und Staatsmann (= Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung. Deutsch-jüdisches Gespräch), Hannover 1968, S. 75.

159 Vgl. zu dem Abschnitt Schulin, S. 95-98.

160 Zitiert nach Schulin, S. 97.

161 Schulin, S. 98f.

162 Vgl. hierzu Schulin, S. 99f. und S. 104f.

der nationalistischen Kreise aus. Zugleich aber wurde Rathenau als Republikaner nun glaubhafter.

Als nach dem gescheiterten Kapp-Putsch die Gewerkschaften die Wiederaufnahme der Sozialisierungspolitik verlangten, wurde Rathenau neben 22 weiteren Vertretern der Politik und Industrie in die zweite Sozialisierungskommission berufen.<sup>163</sup> Und seit dem Sommer 1920 beteiligte er sich auch an den Überlegungen zur Reparationspolitik und reiste als Sachverständiger mit auf die Konferenz in Spa. In Spa wurde, wie der damalige Finanzminister Wirth später sagte, „die Erfüllungspolitik geboren“.<sup>164</sup> Daran war Walther Rathenau maßgeblich beteiligt. Hugo Stinnes, der bereits in der Sozialisierungskommission Gegner von Rathenaus Ideen gewesen war, stand ihm und seiner Politik auch in Spa ablehnend gegenüber. Der Industrielle begann nun mit allen demagogischen Mitteln, auch antisemitischen, gegen Walther Rathenau anzugehen.

Im April 1921 wurde die Gesamtsumme der Reparationen, die Deutschland zu leisten hatte, auf 123 Milliarden Goldmark festgesetzt. Unter Androhung militärischer Sanktionen wurde der deutschen Regierung am 5. Mai eine Frist von sechs Tagen zur Erklärung der unbedingten Zahlungsbereitschaft gesetzt. Unter diesen Bedingungen trat das amtierende Kabinett zurück, und daraufhin wurde unter Joseph Wirth ein neues gebildet, das sich zur Erfüllung der Reparationsleistungen bereit erklärte. Der neue Reichskanzler Wirth versprach sich viel von Rathenaus Verhandlungsgeschick, seinem Sachverstand und seinen internationalen Beziehungen und setzte durch, daß er das Wiederaufbauministerium übernahm. Rathenau selbst hatte zuvor noch in einer Zeitung geäußert, daß man diese Reparationsbedingungen nicht unterschreiben solle. Er nahm das Amt aber trotzdem an.

Er trat danach innerhalb eines Tages von allen Aufsichtsratsposten zurück. Mit äußerst pragmatischen und vorsichtigen Vorschlägen leitete er das Wiederaufbauministerium. Das neue Kabinett stand unter der Leitidee der „Erfüllungspolitik“. Das Schlagwort wurde bald von den Gegnern als Schimpfwort benutzt. Tatsächlich erlitt die „Erfüllungspolitik“ Rückschläge, zum Beispiel im Völkerbundsentscheid vom 20. Oktober 1921.<sup>165</sup> Darin wurde der Beschluß gefaßt, das oberschlesische Industriegebiet in eine polnische und eine

---

163 Vgl. zu diesem Absatz Schulin, S. 105-109.

164 Zitiert nach Schulin, S. 109.

165 Vgl. Joll, Prophet, S. 47.

deutsche Hälfte zu teilen. Aus Protest gegen diesen Entschluß trat das gesamte Kabinett Wirth zurück. In der wieder unter Reichskanzler Wirth neu gebildeten Regierung blieb das Wiederaufbauministerium unbesetzt, und Rathenau schied zunächst aus dem Kabinett aus. Unter anderem scheint ein Grund hierfür der Wunsch der *DDP* gewesen zu sein, daß Rathenau wegen der massiven Kritik an seiner Person auf eine Ministeramt verzichten solle. Bei den Freikorps in Oberschlesien wurde zum Beispiel ein Schmählied über den Wiederaufbauminister gesungen: „Schlag tot den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau!“<sup>166</sup>

Aber Rathenau gab seine politischen Aktivitäten keineswegs auf. Er fungierte wahrscheinlich weiterhin als Berater für den Reichskanzler. Vermutlich wurde sein Wiedereinstieg als Außenminister bereits zu dieser Zeit diskutiert. Am 31. Januar 1922 wurde Rathenau dann zum Außenminister ernannt. Er war sich durchaus bewußt, daß die Annahme dieses Amtes den antisemitischen Haß gegen ihn noch schüren und die Gefahr eines Attentats auf ihn erhöhen würde.

„Ich weiß, daß mein Leben ständig bedroht ist. Aber was wollen Sie, dagegen kann man sich nicht schützen, wenn man nicht selbst ein Gefangener werden, sich einschließen oder sich ständig von Polizei bewachen lassen will. Als ich mein Amt übernahm, wußte ich, was ich riskiere. Jetzt heißt es abwarten, wie lange die Sache läuft.“<sup>167</sup>

Rathenau hatte sich schon länger mit den deutsch-russischen Beziehungen beschäftigt und die Verhandlungen zwischen den beiden Ländern verfolgt.<sup>168</sup> Am Rande der wirtschaftspolitischen Konferenz in Genua, die vom 10. April bis zum 19. Mai 1922 stattfand, entstand unter dem Außenminister Rathenau der berühmte Rapallo-Vertrag zwischen Deutschland und der Sowjetunion: das Werk mit dem Walther Rathenau heute noch am häufigsten in Verbindung gebracht wird. In diesem Vertrag verzichteten beide Seiten auf Forderungen aus der Kriegszeit und auf Ersatz von Zivilschäden. Außerdem wurde die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die Meistbegünstigung im Handelsverkehr beschlossen. Rathenau selbst hielt diesen Vertrag für einen Mißerfolg, da er das Vertrauen der westlichen Politiker nicht hatte verlieren

---

166 Zitiert nach Schulin, S. 116.

167 Zitiert nach Schulin, S. 133.

168 Vgl. zu diesem Absatz Joll, Prophet, S. 49ff. und Schulin, S. 119ff.

wollen.<sup>169</sup> Durch diesen Vertrag galt der Außenminister bei den Antisemiten jetzt nicht mehr nur als „Erfüllungspolitiker“, der Deutschland an die „internationalen, kapitalistischen Juden“ ausliefere, sondern auch noch als Anhänger des „schleichenden Bolschewismus“.

Nach der Annahme des Außenministeramtes hatte Rathenau schon über einen möglichen Anschlag geschrieben:

„Ich habe nur kurze Zeit. Wenn sie mir das Leben nehmen, sie nehmen mir nicht viel. Ich bin wie einer, der beim Packen ist.“<sup>170</sup>

Und aus Genua schrieb Rathenau:

„Sie sollten sich um meine Erhaltung keine Sorge machen. Wenn ein unvergeudetes Leben enden soll, so geschieht es nicht aus Willkür, sondern weil es seinen Abschluß gefunden hat. In unserem Leben war alles Gesetz: so waren die Dinge gegeben, so war der Ablauf bestimmt. Nichts war vergeblich, nichts kann weggedacht, nichts geopfert werden. Und wenn Sie aufrichtig prüfen, so finden Sie die Notwendigkeit auch dessen, was Willkür schien.“<sup>171</sup>

Diese ruhige Haltung Rathenaus zeigt, laut Berglar, einen Mann, der „Frieden mit der Welt und mit Gott gemacht“ hatte.<sup>172</sup> Tatsächlich scheint Rathenau trotz der massiven Angriffe auf seine Person zu diesem Zeitpunkt abgeklärt und mit sich im Reinen.<sup>173</sup>

Drei Wochen nach der Konferenz in Genua wurde Walther Rathenau im Reichstag von dem Deutsch-Nationalen Helfferich stark angegriffen. Helfferich schien anzudeuten, daß für den Urheber der „Erfüllungspolitik“, die Deutschland enorm geschädigt hätte, keine Strafe zu hart sei. Einen Tag nach dieser Rede, am 24. Juni 1922, wurde Walther Rathenau von Mitgliedern der *Organisation Consul* ermordet.

„Der tote Rathenau wurde gewürdigt, wie es der lebendige vielleicht gewünscht, aber nie auch nur entfernt erreicht hatte. Sein Tod als Opfer rechtsradikaler Reaktionäre verlieh ihm aber auch eine klare

---

169 Vgl. Joll, *Prophet*, S. 51.

170 Zitiert nach Ruland, S. 88.

171 Zitiert nach Ruland, S. 88.

172 Berglar, *Walther Rathenau*, S. 255.

173 Vgl. Joll, *Prophet*, S. 51.

politische Zielrichtung, die er im Leben bei allem Bemühen nie eindeutig verfolgt hatte.“<sup>174</sup>

#### 4.4 Harden und Rathenau - eine deutsch-jüdische Freundschaft

Am Beginn der Freundschaft zwischen Rathenau und Harden stand der berühmte Aufsatz „Höre, Israel!“. Rathenaus Essay wurde zu einem wesentlichen Dokument in der Debatte um die deutsch-jüdische Identitätsproblematik. In ihrer über zwanzig Jahre dauernden Beziehung thematisierten die beiden immer wieder das Judentum. Und auch nach dem Ende der Freundschaft verband ihre gemeinsame jüdische Herkunft wieder ihre Lebenslinien, wie Harden nach den Attentaten schrieb.<sup>175</sup>

Das Essay „Höre, Israel!“ beginnt mit Rathenaus Bekenntnis zum Judentum. Dann folgt eine „(s)eltsame Vision“,<sup>176</sup> in der Rathenau zunächst die Juden „charakterisiert“. Dabei benutzte er Formulierungen, die „später auch von Goebbels und Streicher kaum überboten“ wurden.<sup>177</sup>

„Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig ausgestaffiert und von heißblütig beweglichem Gebahren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde... In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen -: so leben sie in einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe.“<sup>178</sup>

Im Folgenden fragte Rathenau nach einer Lösung für diese Situation und legte die gesamte Verantwortung, diesen Zustand der Abgeschlossenheit aufzubrechen, in die Hände der Juden.

„Dem Stammesdeutschen ist die Frage so zuwider wie der Gegenstand. Er ist zufrieden, wenn das schwärzliche Volk ihm vom Leibe bleibt. Um ihre Zukunft sich zu kümmern, hat er keine Veranlassung...

---

174 Schulin, S. 136.

175 Vgl. Harden, Zum Schutz der Republik, in: Die Zukunft, Bd. 118, 8./22. Juli 1922, S. 48.

176 Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 454.

177 Kallner, S. 293.

178 Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 454.

Und was thut Israel, um vom Banne befreit zu werden? Weniger als nichts.“<sup>179</sup>

Die Taufe als Lösung dieser Frage lehnte Rathenau strikt ab. Er selber war 1895 aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten, zu der er keine Beziehung gehabt hatte, ließ sich aber anschließend nicht taufen. Er plädierte für eine liberale Geisteshaltung, in der die Kirchen als Institutionen keine Rolle spielen sollten. Er wollte die altertümlichen Glaubensbekenntnisse zugunsten moderner ablegen, sich eine größtmögliche geistige Freiheit erhalten, die aber dennoch »Religion« sein sollte.<sup>180</sup> Für den einzelnen mochte die Konversion zum Christentum bessere Existenzbedingungen schaffen, bei der Gesamtheit sei das jedoch keine Lösung, meinte Rathenau. „Denn würde die Hälfte von ganz Israel bekehrt, so könnte nichts Anderes entstehen als ein leidenschaftlicher ‘Antisemitismus gegen Getaufte’.“<sup>181</sup> Er plädierte stattdessen für eine „bewußte Selbsterziehung“ der Juden,

„eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften, gleichviel ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, daß sie den Landesgenossen verhaßt sind, abgelegt und durch geeignetere ersetzt werden“.<sup>182</sup>

Die „Judenfrage“ war für Rathenau also eine Frage der Erziehung, nicht der Religiosität. Die bereits „angearteten“ Juden, die Rathenau als das jüdische „Patriziat“ bezeichnete,<sup>183</sup> sollten seiner Meinung nach weiter an der Assimilation arbeiten. Damit meinte er, daß sie sich weiter die guten Eigenschaften der Deutschen aneignen und die schlechten, »typisch jüdischen« ablegen sollten. Diese assimilationswilligen Juden waren für ihn Vorbild, vermutlich zählte er sich selber zu dieser Schicht. Dagegen äußerte er sich über das Ostjudentum, die „neureichen“ Juden und die Zionisten in antisemitischer Art

---

179 Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 455.

180 Vgl. dazu Berglar, Walther Rathenau, S. 253ff., Ruland, S. 83 und Schulin, S. 39. Rathenaus Schwester Edith war allerdings zum Christentum übergetreten. Kallner, S. 295.

181 Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 457.

182 Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 457.

183 Walther Rathenau (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897, S. 457.

und Weise. Er warf ihnen insbesondere vor, die Assimilation zu verhindern. Theodor Herzl schrieb später an Rathenau über die Tendenz des Aufsatzes:

„Wenn ich nicht irre, war in dem Artikel gefordert, die Juden sollen sich längere Gliedmaßen und gerade Nasen angewöhnen.“<sup>184</sup>

Wieviel Rathenau zu diesem Zeitpunkt vom Judentum wußte und wie er auf den Antisemitismus seiner Zeit reagierte, ist ungeklärt. Sein Wissen über das Judentum wird als umfangreich eingeschätzt.<sup>185</sup> Später versuchte er sogar, Hebräisch zu lernen, und setzte sich mit dem Chassidismus, der ihm durch Martin Buber näher gebracht wurde, auseinander. Schulin nennt den Artikel „Höre, Israel!“ das „offenste Dokument innerjüdischen Selbsthasses“ und verweist auf die Tatsache, daß der Text später von den Nationalsozialisten genüßlich zitiert wurde.<sup>186</sup> Nachdem Maximilian Harden diesen Artikel erhalten hatte, antwortete er Rathenau:

„Sehr geehrter Herr,

Ihre Sendung brachte mir eine sehr angenehme Überraschung. Es ist mir nicht oft passiert, daß eine so starke schriftstellerische Begabung mir entgegentrat. Ich werde den Aufsatz sehr gern bringen. Geringfügige Änderungen gestatten Sie mir wohl. Daß ich diskret bin, glauben Sie. Auf Wunsch könnten Sie einen Korrekturabzug lesen. Sonst erhalten Sie - eine Weile wirds noch dauern - nach dem Erscheinen Exemplare und Honorar; auch in der Expedition wird man diskret sein.

Ich brauchte Ihnen kaum zu sagen, daß ich mich sehr freuen würde, Sie persönlich kennenzulernen; aber ich sage es doch.

Nun - um Sie nicht warten zu lassen, schreibe ich eilig - noch verbindlichen Dank, auch für den lebenswürdigen Brief, und die Versicherung ausgezeichnetener Hochachtung

Ihres ergebenen Harden“<sup>187</sup>

Durch die Zustimmung zu der Position Rathenaus, die sich in dem Wunsch ausdrückt, den Verfasser des Artikels kennenzulernen, gewinnt Hardens Befürwortung der Assimilation eine neue Qualität.

---

184 Zitiert nach Kallner, S. 291.

185 Vgl. hierzu Berglar, Walther Rathenau, S. 255 und Kallner, S. 296f.

186 Schulin, S. 39.

187 Brief Hardens an Rathenau vom 15. Januar 1897, in: Hellige (Hrsg.), S. 303.

„Although he had dissociated himself from Judaism to an extent which Rathenau never did, and had been formally baptised into the Lutheran Church, he never denied his Jewish origins. On the other hand, he was always ready to denounce the same aspects of the Jewish character as Rathenau attacked in his essay, and he has been called an example of ‘Jewish self-hatred’.“<sup>188</sup>

Harden und Rathenau verband also neben ihrer jüdischen Herkunft auch das daraus resultierende Identitätsproblem.

„What united Harden and Rathenau was their distrust of fathers who were felt to be too dictatorial, the same uneasiness about their Jewish descent, the same dislike of Jewish bourgeoisie and so-called plutocracy, the same longing for the ideal of radiant Germanic figures.“<sup>189</sup>

Am Anfang ihrer Freundschaft stand demnach die „unbewältigte Assimilation“,<sup>190</sup> wie Hellige es ausdrückt. Im Briefwechsel finden sich immer wieder Anspielungen auf die jüdische Herkunft des anderen und generell auf das Judentum.

Die Beziehung beschränkte sich keineswegs darauf, daß Harden die Artikel Rathenaus in der »Zukunft« veröffentlichte, sondern entwickelte sich zu einer fast zehn Jahre ungetrübt dauernden Freundschaft, die sich auf beinahe alle Lebensbereiche erstreckte.<sup>191</sup> Rathenau und Harden empfahlen sich Bücher, Theatervorstellungen und auch Ärzte. Sie diskutierten ihre Meinungen zu Politik, Wirtschaft und Kultur und tauschten ihre Ansichten über die Prominenten dieser Lebensbereiche aus. Ab 1900 wohnten Rathenau und Harden im Berliner Stadtteil Grunewald praktisch als Nachbarn. Carl Fürstenberg, ein gemeinsamer Freund von Rathenau und Harden, faßte ihre Freundschaft wie folgt zusammen:

„Walther und Maxim verbrachten während des Spätherbstes gemeinsame Urlaubswochen in Westerland auf Sylt, steckten im Grunewalder Messelhaus die Köpfe zusammen, machten lange gemeinsame Spa-

---

188 Joll, Rathenau and Harden, S. 119.

189 Gottgetreu, S. 242. Vgl. dazu Berglar, Harden und Rathenau, S. 81.

190 Hellige, Gesellschaft, S. 174.

191 Vgl. hierzu den Briefwechsel zwischen Rathenau und Harden, in: Hellige (Hrsg.), S. 303-772.

ziergänge und besprachen die Dinge der jetzigen und der kommenden Welt.“<sup>192</sup>

Rathenau und Harden reisten nicht nur zusammen nach Sylt, sondern besuchten zum Beispiel im Oktober 1901 gemeinsam Italien.<sup>193</sup>

Diese Freundschaft sollte die beiden Männer ungemein bereichern. Maximilian Harden lernte über Walther Rathenau die Welt der Finanzen und Industrie kennen. Rathenau beriet den Journalisten wiederholt in finanziellen Fragen. Dabei ging es häufig auch um Spekulationen. Harden äußerte sich mehrfach ironisch über seine Aktivitäten an der Börse. Er verfaßte beispielsweise einen Brief auf Jiddisch, weil er sich seiner Meinung nach „wie ein richtiger Jude“ verhielt, wenn er spekulierte.

„Waltherleben, ich bin e geschlagener Mann!! Gestern zu gesund auf Stinnestip gekauft Lux-Dernburger zu 260 und sie sind schon runter und werden gehen noch tiefer, so tief wie singt der selige Fricke im Himmel! Waltherleben, Kopf und Kragen (den letzten reinen) verlier ich nebbich. Waltherleben, sie werden gehen auf 200, auf 200 werden se gehen und ich werde sitzen mit de Papierche und werde verlieren 60 Prozent, was will sagen und schreiben sechstausend Mark. Waltherleben, warum hast de nur gesagt: Verkauf, wie se waren 215, und: Kauf, wie se waren 250? Waltherleben, wann soll ich nu verkaufen? Gehn Se und fragen den dicken Goj (jiddische Bezeichnung für Nichtjuden, gemeint ist Gustav Ahrens, d. Verf.) aus der Schwedlerstraße; er soll machen ein Geseires, daß die Börse noch einmal zu klettern anfängt, e ganz, e ganz, ganz klein bißchen.“<sup>194</sup>

Rathenau half dem Herausgeber der »Zukunft« überdies bei der Reorganisation der Finanzierung der Zeitschrift, als am Ende des Jahres 1904 die Druckerei Hardens bankrott ging.<sup>195</sup> Vermutlich nutzte Harden die Informationen über Wirtschaft und Banken, die er von Rathenau erhielt, auch in den Wirtschaftskommentaren seiner Zeitung. So kommt Joll zu dem Schluß, daß Har-

---

192 Carl Fürstenberg. Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers, niedergeschrieben von Hans Fürstenberg, Wiesbaden 1961, S. 476.

193 Vgl. Brief Hardens an Rathenau vom 2. Oktober 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 359.

194 Brief Hardens an Rathenau vom 21. Juli 1905, in: Hellige (Hrsg.), S. 416.

195 Vgl. zum Beispiel Brief Rathenaus an Harden vom 28. November 1904, in: Hellige (Hrsg.), S. 390.

den den Industriellen nicht wegen der Qualität seiner Beiträge veröffentlichten ließ, sondern weil er aus der Freundschaft zu profitieren hoffte.<sup>196</sup>

Walther Rathenau hingegen fühlte sich durch den Journalisten in seiner Schriftstellerei motiviert. Als Rathenau seine seit 1903 in der »Zukunft« erschienenen Artikel in einem Buch unter dem Titel „Reflexionen“ herausgeben wollte, schrieb er an Harden:

„Lieber Freund, das erste Buch, das von der Presse kommt, gehört Ihnen.

Nicht nur dem Taufpaten fast aller dieser kleinen Kinder, sondern dem ersten Förderer meines literarischen Wollens, dem, der mich in allen schweren Zweifeln bestärkt hat und bestärkt. Vor allem aber dem Freund.

Herzlichst der Ihre

W.“

Somit urteilt Carl Fürstenberg richtig, wenn er schreibt:

„In literarischer Hinsicht war Walther Rathenau eine Entdeckung Hardens gewesen, der ihm die Spalten der »Zukunft« geöffnet und den Weg zur Publizität gebahnt hatte.“<sup>197</sup>

Harden machte den Industriellen mit verschiedenen Literaten bekannt und führte ihn in die Politik ein. In Walther Rathenaus stilistischer wie inhaltlicher Orientierung an seinem Mentor spiegelt sich dieses Verhältnis deutlich wider. Aber Harden half seinem Freund auch bei persönlichen Problemen. Der Publizist zeigte sich besonders verständnisvoll und aufmerksam, als Walther Rathenaus Bruder Erich starb. Er kondolierte der Familie Rathenau auch an jedem folgenden Todestag.<sup>198</sup>

Neben diesen Gemeinsamkeiten gab es aber auch viele Unterschiede in Hardens und Rathenaus Charakter und Denken. Sie stammten aus unterschiedlichen sozialen Milieus und auch ihre Kindheitserfahrungen waren verschiedenartig. Harden hatte eher ein leidenschaftliches Temperament, während Rathenau als „kühl“ beschrieben wird.<sup>199</sup> Die Freundschaft scheint während

---

196 Vgl. Joll, Rathenau and Harden, S. 121.

197 Carl Fürstenberg, S. 476.

198 Vgl. zum Beispiel den Brief Hardens an Rathenau vom 26. August 1906, in: Hellige (Hrsg.), S. 491.

199 Weller, »Zukunft«, S. 76.

ihrer gesamten Dauer unter der Eifersucht und der Überempfindlichkeit Hardens gelitten zu haben. In einem Brief aus dem Jahr 1897 schrieb Harden beispielsweise an Rathenau:

„Sehr geehrter Herr Doktor, es tut mir recht leid, daß Sie Oldenberg (den Nationalökonom Karl Oldenberg, d. Verf.) so von oben herab behandeln.\* (s. umseitig, d. Verf.) Ich gebe ja gern zu, daß Sie oben sind. Aber muß mans auch zeigen? Bitte, schicken Sie mir gütigst die Broschüre (»Deutschland als Industriestaat« von Oldenberg, d. Verf.) zurück; ich muß Waffen gegen Sie sammeln, denn wir wollen raufen...

\* nämlich: weil ich mir denken kann, wie Sie - innerlich - da erst mich behandeln!“<sup>200</sup>

Dieses Mißtrauen zeigte sich bis zum Ende der Freundschaft einmal mehr, einmal weniger penetrant. Hellige vermutet, daß Walther Rathenau und Maximilian Harden unter anderem aufgrund der Mißgunst Hardens gegen einen möglichen Aufstieg seines Freundes kein gemeinsames Zeitungsprojekt geplant haben, obwohl der Herausgeber der »Zukunft« immer wieder über eine Erweiterung seines „Ein-Mann-Betriebes“ nachdachte.<sup>201</sup>

Wie ähnlich ihre Ansichten in den ersten Jahren der Freundschaft dennoch waren, zeigt allein die Tatsache, daß Harden in einem seiner Majestätsbeleidigungsprozesse ein Artikel Rathenaus, der ohne eine Signatur erschienen war, angelastet wurde. Das Mißverständnis konnte im Verlauf des Verfahrens jedoch aufgeklärt werden.<sup>202</sup> Auch in der Dreyfus-Affäre vertraten die beiden Männer eine annähernd gleiche Meinung.<sup>203</sup> Beide polemisierten also gegen die „Dreyfusards“. In der Beurteilung der Schuldfrage, die für Harden eher nebensächlich war, schwankten ihre Ansichten zum Teil. Interessant an dieser Korrespondenz ist die Tatsache, daß Harden Dreyfus gegenüber seinem Freund Rathenau „ihren Alfred“ nannte, womit er vermutlich ausdrücken wollte, daß Dreyfus und Rathenau durch das Judentum verbunden seien.<sup>204</sup> An anderer Stelle äußerte er sich im Zusammenhang mit der Dreyfusaffäre gegenüber seinem Freund folgendermaßen:

---

200 Brief Hardens an Rathenau vom 9. Oktober 1897, in: Hellige (Hrsg.), S. 304.

201 Vgl. Hellige, Gesellschaft, S. 156ff.

202 Vgl. Brief Rathenaus an Harden vom 10. Oktober 1898, in: Hellige (Hrsg.), S. 319f.

203 Vgl. zu Hardens Haltung in der Dreyfus-Affäre den Abschnitt in Kapitel 4.2.

204 „Wird Ihr Alfred denn nun sicher freigesprochen?“ Brief Hardens an Rathenau vom 22. Juni 1899, in: Hellige (Hrsg.), S. 324.

„Alfreds Briefe sind widerwärtig = jüdisch = zärtlich = betulich. Die Kille (Bezeichnung der jüdischen Gemeinde, d. Verf.) schluchzt, ich finde aber, so könnte auch ein alter Zuchthäusler an seine »Lieben« schreiben. Gott, wie rührend sind doch unsere Leut'!“<sup>205</sup>

In diesem Brief scheint Harden sich also zu seiner jüdischen Herkunft und trotz Konversion zu einer unbestimmten, bleibenden Verbindung zum Judentum zu bekennen. Eine derartige Äußerung findet sich aber an keiner weiteren Stelle. Ihre Korrespondenz enthält, wie gesagt, indes eine Reihe ähnlicher Anspielungen auf das Judentum. Harden gratulierte Rathenau etwa zu verschiedenen jüdischen Feiertagen und benutzte in einigen Briefen den jüdischen Kalender.<sup>206</sup> Sie schrieben sich einzelne Worte oder Ausdrücke auf Hebräisch, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß ihre Korrespondenz angereichert mit Zitaten in verschiedensten Sprachen ist. Später tauschten sie sogar Witze über Juden aus.<sup>207</sup> Da Rathenau und Harden jedoch fast eine kodierte Sprache entwickelten, ist eine eindeutige Interpretation dieser Textstellen kaum möglich. Man kann zumindest feststellen, daß sie ihre jüdische Herkunft thematisierten, dabei mit einer gewissen Distanz betrachteten und dafür benutzten, den anderen hochzunehmen.

Aber sie setzten sich auch ernsthaft mit Themen auseinander, die das Judentum betrafen. Eine Rezension Herzls über den anonym veröffentlichten Artikel „Physiologie der Geschäfte“ von Rathenau bildete zum Beispiel den Anlaß für eine Diskussion über den Zionismus.<sup>208</sup> In der Ablehnung dieser Bewegung waren sich Rathenau und Harden einig. Aus seinem journalistischen Selbstverständnis heraus, ließ der Herausgeber der »Zukunft« aber immer wieder Vertreter des Zionismus in seiner Zeitschrift publizieren. Er hatte beispielsweise Theodor Herzl bereits nach dem Erscheinen von Rathenaus „Höre, Israel!“ die Möglichkeit zu einer Erwiderung offeriert, die Herzl aber nicht nutzte.<sup>209</sup>

---

205 Brief Hardens an Rathenau vom 28. August 1898, in: Hellige (Hrsg.), S. 316.

206 Vgl. dazu zum Beispiel Hardens Brief an Rathenau vom 13. September 1899, in Hellige (Hrsg.), S. 325f., seinen Brief an Rathenau vom 14. September 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 357f. und den Brief Hardens an Rathenau vom 18. Mai 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 341f.

207 Vgl. Brief Hardens an Rathenau vom 14. November 1909, in: Hellige (Hrsg.), S. 597 und Brief Rathenaus an Harden vom 27. November 1909, in: Hellige (Hrsg.), S. 597.

208 (Walther Rathenau), Physiologie der Geschäfte, in: Die Zukunft, Bd. 35, 29. Juni 1901. Die Rezension dieses Aufsatzes von Herzl erschien am 27. Juli 1901 in der »Neuen Freien Presse«.

209 Vgl. Gottgetreu, S. 240. Die beiden Journalisten, Harden und Herzl, kannten sich noch aus ihren gemeinsamen Tagen beim »Berliner Tageblatt«.

Als Herzl in der »Neuen Freien Presse« nun den Artikel „Physiologie der Geschäfte“ lobte und Rathenau daraufhin zu dem Begründer des Zionismus Kontakt aufnahm, reagierte Maximilian Harden teilweise eifersüchtig und verärgert. Aus seiner Festungshaft in Weichselmünde schrieb er an Rathenau einen charakteristischen Brief :

„Festung Ach und Weh, 21. 8. 1901

Lieber Allwalter,

Sie sind ein Mordskerl. Nicht nur, weil Sie so unverschämt viel Talent haben, daß einem armen Publizisten angst und bang wird. Sondern, weil Sie mit dem König von Zion verkehren wie frère et... Rindslende. Da gibt man sich alle Mühe, wie erbeten, Ihr Pseudonym, Ano- oder sonstiges Nym, zu wahren; Sie aber, Eitelster aller Gardenkürassiere, gehen hin und affichieren Ihren allerwertesten Namen an den Tempelsäulen der Nebbich (jiddisch: erbarmungswürdig, d. Verf.) Freien Presse. Und über ein kleines werden Sie für dieses »Organ« schreiben. Dann aber: gute Nacht, mein Prinz! Und Engelscharen, mit schwarzen Locken, stehen dir zur Seite! (verändertes Zitat aus Shakespeares »Hamlet«, d. Verf.) Dann haben Sie Ihre »Zukunft« verscherzt. Und mit der A.E.G. (Alte Eklige Geschichte) ists doch bald aus, mom mignon, wenn jetzt auch Ihr jüdisches Herze über Terlinden (Fabrikant, der lange über seinen gewinnlosen Zustand hinweg getäuscht hatte. Sein Name wurde zum Synonym für Schwindelunternehmen, d. Verf.) jauchzt. Als ob ich nicht wüßte, daß Sie ganze Vormittage zur Herstellung falscher Aktien verwenden. Und die Bilanzen, heiliger Gottmercur!<sup>210</sup>

Rathenau antwortete daraufhin seinem Freund:

„Lieber Freund (Im Original auf Hebräisch geschrieben, d. Verf.)

ich vergesse! Ich dachte, ich schrieb an Reb Herzl. Sie müssen wissen: nous avons une correspondance suivie, en hébreux. Er hat mir einen Posten als Zionswächter mit Oberleutnantsrang und Geh. Ober-Chasem angeboten unter der Bedingung, daß ich jeden Schabbes in der N. Fr. Pr. (Neuen Freien Presse, d. Verf.) den Heiland verfluche und zu Pessach ein kleines intimes Diner mit Christkindern à la Béarnaise veranstalte. Ich glaube zwar, es ist nicht sein letztes Wort und denke, wir verständigen uns einfach auf Basis von Peijss und Kaftan.

---

210 Brief Hardens an Rathenau vom 21. August 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 353.

Mein lieber Max, Maxim, Maximus und Maximilian! Ich glaube Sie haben sich geärgert! Wozu?“<sup>211</sup>

Kallner bezeichnet diesen Brief an Harden als „Geschmacklosigkeit“<sup>212</sup> und glaubt, daß Rathenaus Korrespondenz mit Herzl teilweise unaufrichtig war. Tatsächlich widersprechen sich die Briefe Rathenaus an Harden und Herzl.<sup>213</sup> Insgesamt stimmte Rathenau sicherlich eher mit Hardens Meinung überein. Seine Ablehnung des Zionismus und sein Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volk machte er ganz deutlich: „Vertreibt man mich von meinem deutschen Boden, so bleibe ich deutsch, und es ändert sich nichts.“<sup>214</sup>

Trotz dieses intensiven Gedankenaustausches und der schriftstellerischen Hilfeleistung von Harden für Rathenau gab es große Unterschiede im Denken der beiden Männer.<sup>215</sup> Die globale, entwicklungsgeschichtliche Perspektive, die Rathenau in seinen Büchern aufzeigte, widersprachen beispielsweise Hardens „nietzscheanischer Leugnung des Evolutionsgedankens“.<sup>216</sup> Des weiteren steht in Rathenaus Hauptwerken nicht das Individuum im Mittelpunkt, sondern die Bildung eines einheitlichen Gesamtwillens der Gesellschaft. Auch diesen Ansatz teilte der Herausgeber der »Zukunft« nicht. Möglicherweise liegt der Grund für diese Differenzen darin, daß Rathenau den durch die Industrialisierung entstehenden Wandel der Gesellschaft wesentlich intensiver und umfassender verarbeitete als Harden. Ende des Jahres 1906 zeigten sich diese Meinungsverschiedenheiten erstmalig in einem heftigen Streit, der die Freundschaft auf Dauer belasten sollte. „It started with the usual trouble all editors expect: Harden rejected an article by Rathenau.“<sup>217</sup> Rathenau hatte Harden am 14. Dezember 1906 sein Manifest „Die neue Ära“ geschickt und mit folgenden Worten angeboten:

„Können Sie, lieber Freund, dies Stoßgebetein und Manifest brauchen? Aber sehen Sie’s genau durch und drucken Sie’s nur, wenn Sie’s vor Sr. Heiligkeit verantworten können. Lieber castriert als castrniert.“<sup>218</sup>

---

211 Brief Rathenaus an Harden vom 22. August 1901, in: Hellige (Hrsg.), S. 355.

212 Kallner, S. 292.

213 Vgl. dazu Hellige (Hrsg.), S. 350ff.

214 Zitiert nach Ruland, S. 86.

215 Vgl. zu dem folgenden Absatz Hellige, Gesellschaft, S. 173ff.

216 Hellige, Gesellschaft, S. 180.

217 Joll, Rathenau and Harden, S. 122.

218 Brief Rathenaus an Harden vom 14. Dezember 1906, in: Hellige (Hrsg.), S. 505.

Harden war mit der gesellschaftspolitischen Tendenz dieses Artikels nicht einverstanden.<sup>219</sup> Nachdem die beiden Männer mehrfach über den Aufsatz diskutiert hatten, veröffentlichte Harden ihn in der »Zukunft« letzten Endes nicht, jedoch ohne es dem Verfasser mitzuteilen.

„Donnerstag, 20. 12. 1906

Lieber Freund,

Sie haben mir die Entscheidung erspart. 24 Stunden nach Redaktionsschluß der Zkft. und zwei Stunden vor Abgang meines Zuges nach Mülheim fand ich den returnierten Aufsatz. Ich muß Ihnen dankbar sein, denn Sie haben meine politische Jungfräulichkeit bewahrt und weitsichtige Vorsorge getroffen...

Viele Grüße! Ihr WR.<sup>220</sup>

Aus diesen Worten Rathenaus sprechen Enttäuschung und Verbitterung. Er versuchte mit dem Manifest, die „Entrada in öffentliche politische Discussion“<sup>221</sup> zu erreichen, was Harden ihm also verwehrte. Die Emanzipation Rathenaus von seinem Mentor sowohl in der Politik als auch im Journalismus mißbilligte Maximilian Harden. Der Journalist reagierte sofort ungemein scharf. In der eigentlich politischen Kontroverse kamen somit zum ersten Mal auch verdeckte Konkurrenzängste und Hardens Dominanzstreben zum Vorschein.

„Ich glaube, diese Persönlichkeit hoch genug zu schätzen, und habe, als admirateur de la première heure, vielleicht ein kleines Verdienst daran, daß ihr Eigner sie besser schätzen lernte. Aber ich rücke Ihre Grenzen nicht über die Menschen gesetzten hinaus...

Ich habe eine schlechtere Hirnerziehung gehabt als Sie und mein Hirn war auch von Natur aus nicht so stark wie Ihres. Wenn ein einzelner, einsamer, allen Gewalten verfeindeter Mensch aber vierzehn Jahre lang mit wachsender Wirkung sein Glauben schroff, ohne Konzession, ausspricht, wenn schließlich fast alle, die du métier sind, auf diesen einzelnen wenigstens hören und er sagen kann, heute, in den wichtigsten Hauptfragen sei sein Urteil bestätigt worden, dann muß er ein gewisses Talent für seine Sache haben...

---

219 Vgl. zu den politischen Differenzen über „Die neue Ära“ Hellige (Hrsg.), S. 503ff.

220 Brief Rathenaus an Harden vom 20. Dezember 1906, in: Hellige (Hrsg.), S. 507f. Rathenaus Artikel erschien in geänderter Fassung am 12. Februar 1907 im »Hannoverschen Courier«.

221 Brief Rathenaus an Harden vom 16./17. Dezember 1906, in: Hellige (Hrsg.), S. 506.

Anderthalb Jahrzehnte und länger beschäftige ich mich mit diesen Dingen Tag und Nacht, leidenschaftlich, zu leidenschaftlich. Mit Dingen, die Sie, Gott sei Dank, nicht tiefer interessieren. Da müssen wir uns in unseren Arbeitsgebieten, ganz abgesehen von Freundschaft, doch wenigstens gleichstellen. Sie beherrschen die Hauptbezirke der Naturwissenschaft... Noch auf anderem Boden, manchem, sind Sie Meister...

Wenn ich im politischen Revier, nach so langer, so intensiver, so, wirklich, aufzehrender Beschäftigung mein Urteil nicht mehr geschärft, meine Kenntnis nicht reichlicher gemehrt hätte als einer, der in einer leeren Stunde wohl auch mal drüber hindenkt, dann müßte ich ein ungewöhnlich dummer Kerl sein.“<sup>222</sup>

Vorangegangen war diesem Streit bereits eine Phase ihrer Freundschaft, in der Rathenau und Harden sich voneinander entfernt hatten.<sup>223</sup> Der Grund dafür war die Eulenburg-Affäre und Hardens Freundschaft zu Holstein. Rathenau hatte Hardens Stellung zur Hofkamarilla nicht geteilt und seine Vorgehensweise in dem Skandal kritisiert. Die Intimitäten über Eulenberg und Moltke stießen Rathenau ab. Laut Berglar, trübte sich dadurch das Charakterbild, das Rathenau von Harden hatte.<sup>224</sup> Die beiden Freundschaften Hardens blieben voneinander isoliert. Der Publizist scheint aber seine Bekanntschaft mit dem ehemaligen Diplomaten gegenüber Rathenau ausgespielt zu haben. In einem Brief reagierte Rathenau auf Hardens neue Bekanntschaft:

„O Holstein, meerumschlungen, in welche Hände bist Du gefallen! Wärs Du unmidgedeelt geblieben! In welche Tippelskirche bist Du geraten!...

Ich mäßige mich nur, weil Sie mir von Ihrem neuen Freund erzählen müssen, oller Lebbin (Holstein war mit Helene von Lebbin befreundet, d. Verf.). Und hätten Sie nicht »Mikwe - das Foyer« erfunden, so könnte Sie auch die Neugier nicht retten.

Adieu, Schleswig. Betrachten Sie dies als meine Demission.

Herzlichst W.“<sup>225</sup>

---

222 Brief Hardens an Rathenau von Weihnachten 1906, in: Hellige (Hrsg.), S. 510f.

223 Vgl. hierzu Hellige (Hrsg.), S. 489f.

224 Vgl. Berglar, Harden und Rathenau, S. 85.

225 Brief Rathenaus an Harden vom 21. August 1904, in: Hellige (Hrsg.), S. 491. „Tippelkirche“ ist eine Anspielung auf die eine Affäre, in der die Textilfirma Tippelskirch in eine Bestechung verwickelt war.

Maximilian Harden profitierte in der Eulenburg-Affäre mehr von der Freundschaft zu Holstein, der sich in diesen Personalfragen sehr gut auskannte, als von der zu Rathenau. Und auch die Versuche Hardens, Rathenau als Unterstützung oder als Vermittler in den Skandal mit einzubeziehen, mißlangen zumeist. Rathenau hielt sich im großen und ganzen von der Eulenburg-Affäre fern.<sup>226</sup>

Seit diesem ersten Streit 1906 gab es immer wieder Phasen gegenseitiger Abneigung in der Freundschaft zwischen Harden und Rathenau. Der Herausgeber der »Zukunft« war vor allem darauf bedacht, uneingeschränkt geehrt zu werden. Er war sehr egozentrisch, bei Auseinandersetzungen schnell in seinem Stolz und seiner Eitelkeit gekränkt. Berglar meint, daß Harden in einer Freundschaft von seinen Vertrauten die „totale Unterwerfung“ forderte.<sup>227</sup> Rathenau seinerseits war ebenfalls stolz und litt auch unter Eifersucht. Laut Berglar kompensierte er diese Gefühle jedoch nicht in Gehässigkeiten nach außen.<sup>228</sup> Die Erwartung aus ihrer Freundschaft einen gewissen Nutzen zu ziehen, war ihnen wohl gemeinsam. Rathenau scheint nach der Differenz mit dem Publizisten, die Grenzen ihrer Freundschaft deutlicher gesehen zu haben. Er schrieb im April 1908 an Harden:

„Unsere Freundschaft besteht seit mehr als einem Dutzend Jahre(n). Ich bin mir voll, und dankbar, bewußt, was sie für mich bedeutet hat, und glaube, daß sie uns beiden fruchtbar gewesen ist. Wir sind nicht mehr in einem Alter, wo man neue Freundschaften schließt... Deshalb, Maxim, müssen wir unser Leben lang zusammenhalten... Nur zwei Dinge sind mir unmöglich, ich erwähne sie, obwohl ich weiß, daß in ruhiger Stimmung Sie nie von mir sie verlangten und verlangen werden: ich kann niemandes Parteigänger sein, und ich werde mich vor keinem Menschen, auch vor Ihnen nicht, fürchten.“<sup>229</sup>

Nach dem Ende der Eulenburg-Affäre und nach dem Tod von Friedrich von Holstein schien die Freundschaft zwischen Maximilian Harden und Walther Rathenau wieder ihre vertraute und unvoreingenommene Form anzunehmen.

---

226 „Lieber Freund, ich werde es einzurichten suchen, daß ich mich zur Verfügung der Schergen halte... Am Mittwoch, Lieber, dispensieren Sie mich. Ich kann Ihnen nichts nutzen, und alles ist mir gegen den Strich: Rechtsanwälte in Funktion, Prozesse, Personalien, Beratungen.“ Brief Rathenaus an Harden vom 16. Juli 1906, in: Hellige (Hrsg.), S. 488.

227 Berglar, Harden und Rathenau, S. 92.

228 Vgl. Berglar, Harden und Rathenau, S. 89.

229 Brief Rathenaus an Harden vom 18. April 1908, in: Hellige (Hrsg.), S. 549f.

Dieser äußere Eindruck täuschte aber. Seit Weihnachten 1906 vollzog sich eine schubweise Trennung. 1912 kam es zu einem zweiten heftigen Streit. Hintergrund dieser Auseinandersetzung war das Verhältnis der beiden Männer zu Lili Deutsch, der Frau des Generaldirektors der AEG Felix Deutsch. Etwa seit 1906 hatte Rathenau zu ihr eine intime Beziehung aufgebaut, die allerdings von Anfang an durch gesellschaftliche und geschäftliche Rücksichten der beiden gehemmt war. Harden seinerseits drängte sich sofort in diese Beziehung hinein und überhäufte Lili Deutsch mit Zuneigungsbekundungen.<sup>230</sup> In einer Stimmung der Empörung über Rathenau händigte Lili Deutsch dem Herausgeber der »Zukunft« einen Brief Rathenaus aus, in dem dieser sich über Harden beschwerte. Als Rathenau davon erfuhr, notierte er am 13. April 1912 in sein Tagebuch:

„Mittwoch erfuhr ich, daß Lili Deutsch in leidenschaftlicher Erbitterung Harden einen meiner Briefe von 1908 ausgeliefert hat, der sich unfreundlich äußert. Donnerstag vormittag Aussprache mit Harden. Am Nachmittag schickt er mir den Brief. Er ist vom 22. 3. und spricht über jenen furchtbaren Artikel gegen Dernburg, der meine Politik verurteilte und gefährdete. Die Schärfe des Briefes ist somit erklärlich aus der Erregung des Moments. Um so entsetzlicher die kühle Berechnung der Auslieferung. Ich schrieb einen langen, sehr versöhnlichen und herzlichen Brief an Harden und reiste nach Frankfurt. Am 13. bei Heimkehr fand ich die Antwort, ebenfalls versöhnlich, aber mit Erwähnung unerfreulichster Einzelheiten, die zwischen Lili Deutsch und Harden der Auslieferung vorangingen. Ich war außerstande, nochmals zu antworten.“<sup>231</sup>

Zunächst konnten die beiden genannten versöhnlichen Briefe die Freundschaft noch einmal retten. Aber das Mißtrauen und die Eifersucht zwischen den beiden Männern wuchs dennoch. Als am Ende des Jahres 1912 die Diskussion um die Nachfolge Emil Rathenaus in der AEG ausbrach, kritisierte

---

230 Diese Einschätzung ergibt sich aus einem Interview zwischen Harry Graf Kessler und Lili Deutsch. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß es sich um eine vorherrschend Harden-feindliche Ex post-Darstellung handelt. Sie selber hat Harden verschiedene Gunstbeweise geschickt. Man kann also davon ausgehen, daß es zwischen Harden, Rathenau und Lili Deutsch eine komplizierte Dreiecksbeziehung gab. Vgl. Hellige (Hrsg.), S. 545, Anm. 2 und S. 809ff.

231 Pogge-von Strandmann (Hrsg.), S. 162f. Die Angriffe Hardens im Jahr 1908 auf den kolonialpolitischen Kurs von Dernburg hatten auch Rathenaus Reise nach Ostafrika und seine Denkschrift dazu betroffen. Vgl. dazu Hellige (Hrsg.), S. 546ff.

Rathenau den Publizisten, weil er sich offenbar auf die Seite von Felix Deutsch stellen würde. Der Ton ihrer Korrespondenz wurde nun merklich bitterer, teilweise boshaft. Am 29. Dezember 1912 schrieb Rathenau an seinen langjährigen Freund Harden:

„Nach einer sorgenvollen Nacht und wiederholtem Lesen Ihres Briefes darf ich mir von einem erneuten Anruf nichts mehr versprechen. Die verletzende Härte Ihrer Worte kann nichts anderes bedeuten als den Wunsch, unsere Freundschaft zu beenden. Schweren Herzens füge ich mich. Wir waren achtzehn Jahre verbunden, und ich gedenke dieser Zeit gern, dankbar und mit Herzlichkeit. Leben Sie wohl Maxim. Das Jahr 1913, das Ihnen alles Gute und Glückbringende schenken möge, wird uns getrennt finden.“<sup>232</sup>

Ihre Auseinandersetzung führten Rathenau und Harden aber auch nach dieser offiziellen Beendigung ihrer Freundschaft weiter, so daß es Anfang des Jahres 1913 sogar zu einer Duellforderung Rathenaus an Harden kam, auf die der Publizist jedoch nicht einging. Danach folgten nur noch nüchterne Briefe und später förmliche Telegramme zu Feiertagen. Vor allem nach dem Ersten Weltkrieg wuchs Hardens Neid auf Rathenau, der jetzt in verschiedene politische Ämter aufstieg. Harden und seine Zeitschrift hingegen gerieten zunehmend in Vergessenheit. Nachdem Harden sich bei seinem ehemaligen Freund beschwert hatte, daß dieser keine Artikel mehr für die »Zukunft« schreiben würde, veröffentlichte Rathenau erneut einige Essays in dem Wochenblatt.

„This final period of collaboration, as might have been expected from the previous pattern of the relationship, left behind renewed suspicions between Rathenau and Harden.“<sup>233</sup>

Da ihre Ansichten über den Krieg, sein Ende und die Weimarer Republik zu gegensätzlich waren, konnte diese Zusammenarbeit die alte Verbindung nicht wiederherstellen, sondern trug nur zu weiterer Entfremdung der beiden Männer bei. Rathenau bat in einem Brief aus dem Jahr 1918 vergebens darum, nicht als „Gegner - wenn auch befreundete - zu sterben“.<sup>234</sup> Zwei Jahre später wurde statt einer Versöhnung die endgültige Trennung herbeigeführt. Der Anlaß war ein Artikel Rathenaus in der »Vossischen Zeitung«, in dem er sich

---

232 Brief Rathenaus an Harden vom 29. Dezember 1912, in: Hellige (Hrsg.), S. 688.

233 Joll, Rathenau and Harden, S. 130.

234 Brief Rathenaus an Harden vom 8. Oktober 1918, in: Hellige (Hrsg.), S. 750.

positiv über den Reichspräsidenten Ebert äußerte.<sup>235</sup> Harden sah in diesen Äußerungen einen schamlosen Opportunismus. Auch dieser Streit war von Hardens Eitelkeiten geprägt. Rathenau schrieb in dem letzten erhaltenen Brief an Harden:

„Zwar lehnen Sie es ab, meine Frage zu beantworten: die Doppel-  
frage, ob Sie sich das Bestimmungsrecht über fortlaufende politische  
Gespräche und das Recht der Rüge vorbehalten. Dennoch ist in Ihrem  
Brief die letzte Hälfte - und damit die Ganzheit der Frage entschieden;  
denn sie fügen Ihren Ausführungen als Nachschrift eine heftige Rüge  
bei...

Die Rüge zeigt aber, daß Sie auf dem Doppelanspruch bestehen. So-  
mit stellen Sie unserem Verkehr Bedingungen, nicht ich, der ich da-  
nach frage. Sie wissen aber, daß ich auch in tiefster Freundschaft  
diese Bedingungen nicht annehmen kann...

Meine Gesinnung bleibt Ihnen erhalten, es bedarf keiner 25 Jahre um  
sie zu bekräftigen. Sie werden mich jederzeit in der Freundschaft und  
Zuneigung wiederfinden, in der Sie mich verlassen.“<sup>236</sup>

Maximilian Harden griff seinen ehemaligen Freund danach in der »Zukunft«  
hart und unerbittlich an. „Harden used his knowledge to accuse Rathenau of  
varity and worldly ambition.“<sup>237</sup> Und auch über den Tod von Walther Rathe-  
nau hinaus kritisierte Harden ihn, Berglar spricht sogar von „Haß“ und Ver-  
nichtungswünschen.<sup>238</sup> Aber in diesen Wünschen lag, laut Kessler, „bis zu-  
letzt noch etwas Sehnsucht nach Wiederaussöhnung“.<sup>239</sup> 1923 schrieb Har-  
den rückblickend über sein Verhältnis zu Rathenau: „Unser beider Lebensli-  
nien waren nicht trennbar.“<sup>240</sup>

---

235 Der Artikel hieß „Was wird werden?“ und erschien am 4. Februar 1920 in der »Vossischen Zeitung«.

236 Brief Rathenaus an Harden vom 26. April 1920, in: Hellige (Hrsg.), S. 762.

237 Joll, Rathenau and Harden, S. 131.

238 Berglar, Harden und Rathenau, S. 92.

239 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 765.

240 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 765. Das Zitat stammt aus Hardens Schrift „Stinnes“, die aber nur in Frankreich erschien.

#### 4.5 „In der Mördergrube“ - die Attentate auf Rathenau und Harden

Am 24. Juni 1922 verübten Rechtsradikale auf den Außenminister der Weimarer Republik, Walther Rathenau, ein Attentat.<sup>241</sup> Rathenau war in seinem offenen Wagen von seinem Haus im Grunewald auf dem Weg in das Auswärtige Amt, als ihn ein anderes Fahrzeug überholte. Die Insassen schossen auf den 54 Jahre alten Politiker und warfen eine Handgranate in den Wagen. Walther Rathenau starb kurz nach dem Anschlag. Auf dieses Attentat folgten Massendemonstrationen der Gewerkschaften, eine pompöse Trauerfeier im Reichstag und eine Reihe weiterer Ehrungen. „Es war staatlich verordnete Trauer und Trauer von Rathenaus Freunden und Verehrern, keineswegs allgemeine.“<sup>242</sup>

Das Attentat war von Mitgliedern der *Organisation Consul (O.C.)* verübt worden. Nach wochenlanger Flucht und Verfolgung wurden am 17. Juli 1922 zwei der Täter von der Polizei gestellt, wobei sie allerdings umkamen. Ein Täter wurde von der Polizei erschossen, der andere tötete sich selbst. Über ihre Beerdigung schrieb Harden:

„ »Die Särge der auf dem saalecker Friedhof in ein gemeinsames Grab Beigesetzten waren reich mit Blumen geschmückt. Offiziere der Brigade Ehrhardt hatten einen großen Lorbeerkranz mit schwarz-weiß-roter Schleife gestiftet. Abgeordnete aus studentischen Verbänden, Offiziere der Kaiserlichen Marine und Hochschüler des Technikums Sulza hatten die Särge an das Grab getragen.« So begräbt Alldeutschland seine Meuchelmörder.“<sup>243</sup>

Die beiden 24 und 26 Jahre alten Männer hatten vier Tage vor dem Anschlag den Plan gemeinsam mit weiteren Mitgliedern der *O.C.* „ausgeheckt“, von denen dreizehn festgenommen wurden. Darunter war auch der 21jährigen Student Ernst Werner Techow, der das Auto gefahren hatte, und sein 16 Jahre alter Bruder Hans-Gerd. Gegen sie wurde im Herbst 1922 prozessiert, wobei allerdings nicht ans Licht kam, in welchem Umfang die *O.C.* an dem Anschlag beteiligt war oder welche und wieviele Personen sich hinter ihr verbargen. Ernst Werner Techow wurde als Komplize zu 15 Jahren Zuchthaus

---

241 Vgl. hierzu zum Beispiel Berglar, Walther Rathenau, S. 19f. und Schulin, S. 135ff.

242 Schulin, S. 137.

243 Harden, Tönt die Glocke Grabgesang, in: Die Zukunft, Bd. 118, 29. Juli/5. August 1922, S. 75.

verurteilt. Gegen die anderen Mittäter ergingen Urteile zwischen vier und acht Jahren Zuchthaus.<sup>244</sup>

Maximilian Harden hatte seinen ehemaligen Freund vor dem Attentat scharf angegriffen, besonders als dieser Außenminister wurde. Er nannte ihn „Allerkenner“, „Gottheitverklärer“ und „Rathenauwirth“, weil er glaubte, daß Rathenau der eigentlicher Leiter in Wirths „klerikal-sozialistischem Wachsfigurenkabinett“ sei.<sup>245</sup> Seinen Artikel über den Rapallo-Vertrag nannte Harden „Die Riesendummheit“. Er behauptete, daß dieser Vertrag Deutschland nur schaden würde.

„Verzicht auf alle Entschädigungen, auch von Eigenthums- und Rechtsverlust Privater; Deutsche, die in Rußland willkürlich eingesperrt, ihres Ernährers, ihres Besitzes beraubt, deren russische Aktien, Anleihscheine, Pfandbriefe entwerthet wurden, haben nichts mehr zu fordern.“<sup>246</sup>

Als Walther Rathenau ermordet wurde, zog Harden diese Vorwürfe keinesfalls zurück, er schwächte sie auch nicht ab, sondern verstärkte sie noch. Der Nachruf für seinen ehemaligen Freund war die grausamste Kritik, wie Joll schreibt.<sup>247</sup> In dem Artikel „In der Mördergrube“ warf er dem Außenminister vor, daß er die antisemitischen Bewegungen selber unterstützt hätte, daß er die Republik eigentlich abgelehnt und nur nach Ehrungen und Ämtern gestrebt hätte. Er nannte ihn einen „Germanenvergötter“ und „Preußenanbeter“.<sup>248</sup>

„Niemand irrte Niedertracht toller als in der Schandthat, die am Johannistag den Leib des Ministers Rathenau zerfetzt hat. Dieser Mann war im Innersten nie Republikaner, nie auch nur Demokrat... Er hätte, er hat jede Versöhnung der Monarchisten, jede Sozietät mit ihnen begünstigt; hat den armen Kapp... als legitimen 'Herrn Reichskanzler' begrüßt; und in der immerhin beträchtlichen Zeitspanne seiner Ministerschaft, die ja fast Kanzlerschaft war, nichts, nicht das Allergeringste zu Anpflanzung, Kräftigung republikanischen Geistes, zu Entwaffnung der solchem Geist toffeindlichen Mächte gethan. Laut hätte er... das Preußenlied angestimmt, wenn er von den 'blonden Herren', dem

---

244 Vgl. Kallner, S. 418f.

245 Zitiert nach Young, S. 248.

246 Harden, Die Riesendummheit, in: Die Zukunft, Bd. 117, 22. April 1922, S. 103.

247 Vgl. Joll, Rathenau and Harden, S. 131.

248 Harden, In der Mördergrube, in: Die Zukunft, Bd. 118, 1. Juli 1922, S. 4.

‘aristokratischen Volk’ als ebenbürtiger, gleichberechtigter Gefährte anerkannt worden wäre. Und Diesen, der Euch in wankender Welt ein Hort sein wollte und konnte, habt Ihr, dummen Schufte, gemeuchelt.

Aber er war Jude und durfte schon deshalb sich nicht ‘in die Vertretung deutscher Belange erfrechen’.<sup>249</sup>

Im Anschluß an dieses „Porträt“ druckte der Publizist noch einmal Rathenaus Artikel „Höre, Israel!“ ab, diesmal unter der Überschrift „Judensauhatz“. Den ehemals gelobten Aufsatz zerriß Harden nun regelrecht.

„Wo steckt, in welchem Pfuhl oder Koben, die Judensau? Von Lagarde, Wagner, Treitschke kam nicht so hartes Urtheil...

Der so zu Israel sprach, hätte von Nathans Weisheitziel, ganz nur Jude zu scheinen, mit Naserümpfen sich abgewandt und die Ernennung zum Germanen als höchste Ehrenqualität auf den schon damals kahlen Beduinenschädel gehäuft.“<sup>250</sup>

Harden ignorierte hier vollkommen den Wandel in Rathenaus Denken, der sich auch in seiner Einstellung zum Judentum widerspiegelte. In seiner Schrift „Über Staat und Judentum“ von 1911 hatte Rathenau nicht mehr nur die mangelnde Selbsterziehung der Juden für den Antisemitismus verantwortlich gemacht, wie noch in „Höre, Israel!“, sondern gleichermaßen auch den Staat und seine Haltung zum Judentum.<sup>251</sup> Er distanzierte sich mit dieser Abhandlung von „Höre, Israel!“. Über die damals geäußerten Ansichten schrieb er später:

„Der Judenaufsatz war als Mahnung gedacht; in der unglücklichsten Stimmung meiner trübsten Zeit wurde er zur Anklage... Heute verstehe ich die Anklage kaum mehr.“<sup>252</sup>

1911 forderte Rathenau, das jüdische Bürgertum am Staat und an der Regierung zu beteiligen.

„Sie aber werden nicht leugnen können, daß Handel und Industrie, die entscheidenden Faktoren unserer Wirtschaft, auf dem Bürgertum und nicht zum mindesten dem jüdischen Bürgertum beruhen. Und deshalb

---

249 Harden, In der Mördergrube, in: Die Zukunft, Bd. 118, 1. Juli 1922, S. 1-4.

250 Harden, In der Mördergrube, in: Die Zukunft, Bd. 118, 1. Juli 1922, S. 11f.

251 Vgl. Berglar, Walther Rathenau, S. 251.

252 Zitiert nach Ruland, S. 85.

können Sie den Elementen, die die Wirtschaft erhalten, auf die Dauer nicht die Mitwirkung an der Verwaltung versagen.“<sup>253</sup>

Nannte er in dieser Schrift das Unrecht gegen die Juden „nicht das größte“, so schrieb Rathenau 1913 in dem Artikel „Eumenidenopfer“, es sei zwar nicht das größte, aber das „reifste Unrecht unserer Zeit“.<sup>254</sup> Dabei brachte er die Diskriminierung der Juden immer wieder in Verbindung mit der mangelnden Beteiligung des Bürgertums an Staat und Regierung.

Obwohl Harden diese Entwicklung Rathenaus ignorierte, kann der Nekrolog von Harden insgesamt nicht nur als blanke Aggression oder verletzende Polemik gegen den Außenminister verstanden werden.<sup>255</sup> Vermutlich setzte der Herausgeber der »Zukunft« sich auf diese, wenn auch sehr ungewöhnliche, Art und Weise mit Rathenaus Schicksal stellvertretend für sein eigenes auseinander; mit anderen Worten mit dem Schicksal der Assimilation als Weg zur Lösung der deutsch-jüdischen Identitätsproblematik.

„By shooting one poisoned arrow after the other at the murdered man, Harden was basically raging against his own self. Like lightning overcame him the insight that their attempt at identification with Germanness (*Deutschtum*) had ended in catastrophe for them both.“<sup>256</sup>

Sein im krassen Widerspruch zu dem vernichtenden Nekrolog stehender Brief an Rathenaus Mutter unterstützt diese These. Rathenaus Nichte, Ursula von Mangoldt, erzählte später über dieses Beileidsschreiben:

„Nach Rathenaus Tod kondolierte Harden meiner Großmutter in einem erschütternden Brief, die alte Dame schenkte ihm als Andenken Walthers goldene Uhr.“<sup>257</sup>

Deutlich zum Vorschein kam die veränderte Haltung Hardens zur Assimilation dann nach dem Attentat auf ihn selbst. Nur neun Tage nach dem Anschlag auf Walther Rathenau, am 3. Juli 1922, wurde Maximilian Harden auf

---

253 Zitiert nach Schulin, S. 52.

254 Zitiert nach Schulin, S. 53.

255 Vgl. Hellige (Hrsg.), S. 881.

256 Gottgetreu, S. 244.

257 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 922.

offener Straße von einem Mann mit einer Eisenstange niedergeschlagen.<sup>258</sup> Der Publizist kam gegen 20 Uhr von der Post und hatte sich die »Temps« gekauft, um im Gehen den Leitartikel zu überfliegen. Er war auf dem Weg nach Hause. Als er sich in der Dachsbergstraße befand, hörte er hastige Schritte und Sekunden später wurde ihm achtmal auf den Kopf geschlagen. Harden schrie: „Mörder! Schurke! Hundsföttischer Schuft!“<sup>259</sup> und verjagte damit vermutlich den Attentäter. Nachbarn eilten aufgrund der Rufe herbei, verbanden dem Publizisten notdürftig die Wunden am Kopf und brachten ihn nach Hause. Ein erfahrener Arzt, Professor Moritz Borchardt, untersuchte ihn und konnte ihn in seiner Klinik sofort operieren. Vermutlich überlebte Maximilian Harden nur deshalb das schwere Attentat.

Wie sich herausstellte, waren zwei Männer an dem Anschlag beteiligt gewesen. Ein Kassenbote konnte den Komplizen des Täters beschreiben, so daß die Polizei ihn kurze Zeit später festnehmen konnte. Sein Name war Herbert Weichardt, er war 22 Jahre alt, stammte aus Oldenburg und war Landwirtschaftsgehilfe. Im Verhör gestand er auch den Namen des flüchtigen Angreifers: Walter Ankermann. Ankermann kam ebenfalls aus Oldenburg. Er war 30 Jahre alt, ehemaliger Oberleutnant. Zum Zeitpunkt des Attentats war er arbeitslos. Beide Täter waren in rechtsextremen und nationalistischen Vereinen aktiv. Die Untersuchungen ergaben, daß die beiden durch einen Mittelsmann an diesen „Auftrag“ gekommen waren.

Durch die Aussagen von Weichardt konnte am 4. Juli auch Albert Wilhelm Grenz verhaftet werden. Nachdem er zunächst alles leugnete, gestand auch er seine Beteiligung an dem Attentat. Der Buchhändler aus Oldenburg hatte aus München im März 1922 einen anonymen Brief erhalten, mit der Anfrage, ob er nicht zwei junge Männer kenne, die alles für ihr Vaterland tun würden. Unterzeichnet war das Schreiben mit einem Femestern, dem Symbol rechtsextremer Kreise, wie zum Beispiel auch der *O. C. Grenz*, der durch seine gleichermaßen rege Vereinstätigkeit viele Rechtsradikale kennengelernt hatte, wandte sich an Weichardt und Ankermann.<sup>260</sup> Die beiden signalisierten ihr „Interesse“. Grenz erhielt nun die Weisung, in Frankfurt am Main einen post-

---

258 Zu dem Verlauf und den Planungen des Attentats vgl. Weller, »Zukunft«, S. 82-86 und Young, S. 249-253.

259 Harden, Zum Schutz der Republik, in: Die Zukunft, Bd. 118, 8./22. Juli 1922, S. 49.

260 Als Beispiele für die Verbände, in denen Grenz Mitglied war, seien hier nur der „Stahlhelm“, der „Deutsch-völkische Schutz- und Trutzbund“ und der „Deutsche Herold“ genannt. Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 82f. und B.Z. am Mittag (Berlin), 13. Dezember 1922, S. 1f., hier S. 2.

lagernden Brief abzuholen. Darin befanden sich 23 000 oder 25 000 Mark, ein Zettel mit dem Namen „Maximilian Harden“ und ein weiterer Zettel mit Verhaltensregeln. Den Attentätern wurde außerdem eine Anstellung im bayrischen Staatsdienst in Aussicht gestellt. Grenz gab Ankermann, der als Täter bestimmt worden war, 10 000 Mark, Weichardt bekam 7000 und den Rest behielt Grenz für sich.

Weichardt und Ankermann reisten daraufhin nach Berlin, um die Lebensgewohnheiten des Publizisten zu studieren. Statt dessen verpraßten die beiden aber ihr Geld in Bars und Bordellen. Sie forderten bei Grenz mehr Geld ein. Anfang April erhielten sie weitere 8000 Mark. Grenz hatte wieder anonym aus München 10 000 Mark bekommen, 2000 behielt er als Vermittlungsgebühr. Die beiden Attentäter verließen danach erst einmal Berlin, kehrten aber am 12. Juni zurück. Von nun an observierten sie Hardens Haus im Grunewald und prägten sich seine Angewohnheiten ein. Am 3. Juli beschlossen sie dann, den Auftrag auszuführen, wohl auch weil aus München die Weisung kam, daß es weiteres Geld erst nach Erledigung der Arbeit gäbe. Sie verfolgten Harden bereits ab 15.30 Uhr, um ihn dann fast fünf Stunden später niederzuschlagen.

Maximilian Harden zweifelte nicht daran, daß hinter dem Attentat die *O.C.* stand. Nach dem Attentat auf Walther Rathenau hatte auch Harden ernsthaft um sein Leben gefürchtet. Ein Jahr nachdem er Hermann Ehrhardt in Schutz genommen und dafür seinen Dank empfangen hatte, hatte der Publizist sich also von dem Kapitän und seiner Organisation bedroht gefühlt. Am 3. Juli, kurz vor dem Attentat, gab Harden bei der Post einen Brief auf, in dem er an einen amerikanischen Freund schrieb, daß „nach diesem ersten Irrthum der Mörderbande... ihre feige Bestialität nun wohl mich hinstrecken“<sup>261</sup> werde. Und nach dem Anschlag druckte der Herausgeber der »Zukunft« Ehrhardts Dankesbrief erneut ab und kommentierte verbittert: „(U)nd ich habe den Dank vom Hause Ehrhardt empfangen.“<sup>262</sup>

Harden hatte in seinem Leben häufig Drohungen erhalten, aber seit Kriegsende wurde er öffentlich von Antisemiten angegriffen. So rief ein gewisser Friedrich Thimme in einer Broschüre aus dem Jahr 1919 dazu auf, Harden „aus der Gemeinschaft der Deutschen für immer auszustoßen“.<sup>263</sup> Und im

---

261 Harden, Zum Schutz der Republik, in: Die Zukunft, Bd. 118, 8./22. Juli 1922, S. 48.

262 Harden, Wirthshaus zum Sterbebett, in: Die Zukunft, Bd. 118, 19./26. August 1922, S. 107.

263 Zitiert nach Young, S. 250.

Jahr 1921 forderte Alfred Rosenberg im »Völkischen Beobachter«, „die Professoren Einstein und Förster, Herrn Hellmuth von Gerlach und Harden... schnell niederzuschießen“.<sup>264</sup> Den aufkommenden Antisemitismus hatte der Herausgeber der »Zukunft« schon nach den Morden an Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Hugo Haase u.v.m. scharf kritisiert.

„Daß unter den Martyrern so viele Juden sind, ehrt Israel; zeugt von Heldenthum, das höher als erzwungenes oder von Ehrgeiz erpreßtes gelten müßte, und sollte von Denen bedacht werden, die ringsum nur jüdische Schieber, Spieler, Schacherer, Schmocks riechen... Vae Germaniae, wenn sie vom Haß auf diese Juden sich so vergiften ließe wie das versumpfende Rom von der Wuth auf die jüdischen Christusbe-  
kennner.“<sup>265</sup>

Das Attentat brachte Harden zu der Einsicht, daß das Assimilationsstreben deutscher Juden vergebens sei. Er erkannte, daß der verstärkte Antisemitismus seine vollständige Integration verhindern würde. Durch den Anschlag auf sein Leben und besonders durch den Prozeß gegen seine Attentäter mußte Harden nun erfahren, daß die Erkenntnis über Rathenaus Schicksal ebenso für seine Person galt. Im Gerichtssaal wurde er vom Ankläger zum Angeklagten.

„Die wunderliche Lage war diese: Ein Jude, der sein Leben lang deutsch zu fühlen glaubte und für Millionen als Vertreter Deutschlands gegolten hatte, mußte sich zu schlimmer Letzt als Jude verteidigen und die Sache des Judentums führen vor einem Gericht aus getauften Juden, die um ihrer Erfolgs- und Machtzwecke willen die trübe Sache eines deutschvölkischen Mordkomplotts zu ihrer eigenen Sache machten.“<sup>266</sup>

Harden hatte sich von Anfang an keine Illusionen über den Prozeß gemacht.

„Wer unseren Noske..., wer Erzberger, Rathenau, Seeckt oder Lewald ... antastet, kommt vor den Staatsgerichtshof und kann zu Tod, Zuchthaus, Bettelarmuth verurtheilt werden. Wer Einstein, Förster, Harden, Kautsky, Heinrich Mann, den Zeichner Groß, den Grafen Keßler, den Künstler-Kommunisten Pfemfert, den Satiriker Tucholsky mit Verleumderjauche angespritzt, mit Revolver oder Eisenstange hinterrücks

---

264 Harden, Am Krebswendekreis, in: Die Zukunft, Bd. 113, 18. Juni 1921, S. 323.

265 Harden, Kraftlose Götzen, in: Die Zukunft, Bd. 107, 22. November 1919, S. 233.

266 Lessing, S. 201.

überfallen oder gar nur öffentlich zu Ermordung dieser Leute aufgefordert hat, kommt vor ein kleinbürgerliches Schwurgericht, vor eine Strafkammer mit Monarchistenmehrheit: und darf (wenn nicht auf Freispruch, so doch) allermindestens auf Zuerkennung 'völkischen Ehrennotwehrrechtes', also erheblich mildernde Umstände, rechnen.“<sup>267</sup>

Am 12. Dezember 1922 wurde im Schwurgericht des Landgerichtes III in Berlin Moabit der Prozeß gegen Herbert Weichardt und Albert Grenz eröffnet.<sup>268</sup> Zur selben Zeit wurde im Gerichtsgebäude noch ein Verfahren gegen einen Betrüger, Max Klante, geführt. Für Harden, dessen Bekanntheitsgrad als Publizist bereits stark gesunken war, und den Anschlag interessierte sich anscheinend das Gerichtssaalpublikum kaum, die meisten Besucher beobachteten den Klante-Prozeß.<sup>269</sup> Diese Tatsache spiegelt sich auch in der Berichterstattung der Presse wider. Der Herausgeber der »Zukunft« war empört und fühlte sich wohl auch in seinem Stolz gekränkt. In einem Brief an seine Freundin Elfriede Schmaltz schrieb er bereits am 19. Juli:

„Zeitungen!! Existiert nicht Fall Harden. Zwanzigmal, von Bernhard-Voss (Georg Bernhard, Chefredakteur der »Vossischen Zeitung«, d. Verf.) etc., las ich ungefähr: Ob Ermordung Rathenaus wohl der letzte »der letzte dunkle Plan der Gesellschaft«... Man muß, nach Verlust eines Eimers voll Blut, hier liegen und überall lesen, daß dieser kleine »Überfall« gar nicht mitzählt. Daß Publikum sichs gefallen läßt! Stelle Dir vor, daß es TW (Theodor Wolff, d. Verf.) oder G.B. (Georg Bernhard, d. Verf.) gewesen wäre“<sup>270</sup>

Theodor Lessing geht noch einen Schritt weiter und behauptet:

„Und man ließ es (das Attentat, d. Verf.) geschehen?... Nein! Man jubelte, man jauchzte! Man sah in der abgefeymten Tat eine Ehrentat im Dienst des Vaterlandes.“<sup>271</sup>

---

267 Harden, Augustalia, in: Die Zukunft, Bd. 118, 12. August 1922, S. 91.

268 Vgl. zum Prozeßverlauf Weller, »Zukunft«, S. 88-94 und Young, S. 251-256.

269 „Merkwürdigerweise ist aber der Andrang des Publikums ziemlich gering. Bei Beginn der Verhandlung ist der für Zuhörer bestimmte Raum des Saales nur halb besetzt. Die meisten 'Kriminalstudenten', die sich sonst zu den Verhandlungen drängen, ziehen vorläufig den im Saale eine Etappe tiefer verhandelten Klante-Prozeß vor.“ B.Z. am Mittag (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1f., hier S. 2.

270 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 894.

271 Lessing, S. 199.

Der Prozeß wurde von dem vorsitzenden Richter, Dr. Rippner, geleitet. Er war der Sohn eines Rabbiners und führte zum ersten Mal einen Strafprozeß. Kurt Tucholsky schrieb über ihn und sein Verhalten im Prozeß:

„Verteidigt wurden die Angeklagten von zwei Rechtsanwälten und dem Vorsitzenden. Der Mann ist Jude. In seinem Unterbewußtsein schlummert der Wunsch nach ‘Objektivität’, diese grauenhafte Angst vor der ‘Parteilichkeit’. Dieser Herr Rippner war weder in repräsentativer noch in menschlicher Hinsicht den Anforderungen dieser klaren und einfachen Verhandlung gewachsen. Er versagte nicht nur. Er verdarb Alles.“<sup>272</sup>

Unter den Geschworenen waren keine Personen jüdischer Herkunft, da die Anwälte der Verteidigung Befangenheit befürchteten und Juden ablehnten.<sup>273</sup> Die Staatsanwälte machten ihrerseits von diesem Recht keinen Gebrauch. Die Geschworenen stammten alle aus dem Kleinbürgertum, teilweise Handwerker, Bürogehilfen oder ähnliches, und kannten Maximilian Harden vermutlich nur vom Hörensagen.<sup>274</sup> Die beiden Anwälte der Verteidigung, Schiff und Bloch, waren getaufte Juden. Theodor Lessing beschrieb sie, als „Vertreter jenes glatten Assimilantentums, das in ewiger Scheu lebt, noch immer nicht deutsch, noch immer nicht christlich genug zu wirken“.<sup>275</sup> Harden trat mit seinem Rechtsbeistand, Fritz Grünspach, als Nebenkläger auf.

Weichardt wurde des Mordversuchs, Grenz der Anstiftung dazu angeklagt. Die Voruntersuchung hatte bereits stichhaltige Beweise und Aussagen für diese Anklagepunkte erbracht.<sup>276</sup> Die Verteidigung basierte auf zwei Punkten. Erstens: Harden sollte als verachtenswerte Person dargestellt werden. Zweitens: Obwohl die beiden Angeklagten in den polizeilichen Vernehmungen mehrfach von Mord gesprochen hatten, wollte die Verteidigung beweisen, daß Mord gar nicht das Ziel des Attentats gewesen sei. Der Publizist

---

272 Tucholsky, Prozeß Harden, in: Die Weltbühne (Berlin), 18. Jg., Nr. 51, 21. Dezember 1922, S. 638-645, hier S. 641.

273 „Auf der Geschworenenliste lehnten die Verteidiger alle jüdisch klingenden Namen ab.“ 8-Uhr-Abendblatt, 12. Dezember 1922, S. 2f., hier S. 2.

274 Vgl. dazu B.Z. am Mittag (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1f., hier S. 2 und Tucholsky, Prozeß, S. 644.

275 Lessing, S. 201.

276 „Sie sind, soweit es sich um den Tatbestand der Anklage handelt - versuchter Mord und Anstiftung - schon in der Voruntersuchung in solchem Umfang geständig gewesen, daß eine Widerrufung des Geständnisses nicht mehr in Frage kommen kann.“ B.Z. am Mittag (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1.

hatte nach dem Attentat eine Zeitlang zur Erholung in der Schweiz verbracht, war gesundheitlich bei Prozeßbeginn aber immer noch stark beeinträchtigt. Er wohnte am ersten der drei Verhandlungstage den Vernehmungen deshalb nur kurz bei und ging statt dessen in den Fluren auf und ab, um sich dennoch zur Verfügung zu halten.<sup>277</sup>

Die beiden Angeklagten wurden vernommen.<sup>278</sup> Dabei konnte Grenz Maximilian Harden ohne Einspruch des Gerichts sogar Isidor Witkowski nennen. Stefan Großmann faßte im »8-Uhr-Abendblatt« die Umstände der Vernehmung wie folgt zusammen:

„Die Behandlung der Angeklagten ist überraschend höflich. Als Herr Grenz, der Anwerber zum Morde, sich erlaubt, Harden einen ‘Schmierfink’ zu nennen, wird er vom Vorsitzenden nicht einmal sanft gerügt. Kein psychologisch scharfes Verhör, keine energische Kontrastierung der Gegensätze in der Verantwortung von gestern und heute! Kein Wunder, daß die Angeklagten mit heiterem Gottvertrauen dreinschauen. Sie sind frohe Tatmenschen und werden als solche behandelt.“<sup>279</sup>

Grenz und Weichardt leugneten am zweiten Verhandlungstag, daß sie jemals von Mord gesprochen hätten. Sie wollten Harden angeblich nur einen „Denkzettel“ verpassen.<sup>280</sup> Harden wurde von der Verteidigung außerdem als Schädling dargestellt. Langsam entwickelte sich das Verfahren zu einem Prozeß gegen das Opfer.<sup>281</sup> Zunächst wollten die Angeklagten und der Nebenkläger Zeugen für und gegen die Meinung, Harden sei ein Schädling, benennen. Die Verteidigung sah Theodor Wolff vor, Hardens ehemaligen Kollegen beim »Berliner Tageblatt«.<sup>282</sup> Der Richter versuchte jedoch, das Verfahren abzukürzen, indem er als wahr annehmen wollte, daß „Harden... von einem Teil der deutschen Bevölkerung als politischer Schädling angesehen

---

277 Vgl. B.Z. am Mittag (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 2.

278 Die Vernehmung ist im »8-Uhr-Abendblatt« und im »Vorwärts« erschienen. Vgl. Vorwärts (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1f., 8-Uhr-Abendblatt (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 2f. und 13. Dezember 1922, S. 2f.

279 Stefan Großmann, Die Mordverschwörung gegen Harden. Bilder vom Attentatsprozeß, in: 8-Uhr-Abendblatt (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 2.

280 Golo Mann übernimmt die Argumentation der Angeklagten und zweifelt ebenfalls daran, daß die Attentäter Harden töten wollten. Mann, S. 302.

281 Vgl. dazu unter anderem Lessing, S. 200.

282 Vgl. dazu Young, S. 253.

(würde)“.<sup>283</sup> Der Publizist wollte dagegen Einspruch erheben, aber ihm wurde das Wort nicht erteilt. Daraufhin verließ er aus Protest den Gerichtssaal.

Weder der Oberstaatsanwalt, noch der vorsitzende Richter versuchten, die Widersprüche in den Aussagen der Angeklagten oder die Hintergründe des Attentats zu klären. Ob die *O.C.* als Auftrag- und Geldgeber fungierte, wurde nicht thematisiert. Die Quelle der mysteriösen Briefe aus München, die Grenz wahrscheinlich kannte, wurde nicht erfragt. Nicht die „primitivsten Fragen“ wurden gestellt. Tucholsky äußerte sich entsetzt über diese Art des Verfahrens:

„Die Atmosphäre im Saal war die eines freundlichen Fünf-Uhr-Tees. Die Angeklagten machten auch nach den fünfzehn Stunden des dritten Tages keineswegs einen ermüdeten Eindruck - sie hatten auch gar keine Veranlassung dazu. Man hatte mit ihnen geplaudert; und nett geplaudert. Keine Vorhaltungen, keine Bedrängungen, kein böses Wort - nichts...

Der Vorsitzende hatte in seinen heftigsten Momenten etwas von einem Oberlehrer, der einem Jungen nachweisen will, daß er eine Fensterscheibe kaputt geschlagen habe...

Einen Situationsplan des Tatorts hatten sie. Einen Verhandlungsplan hatten sie nicht. Ich habe so etwas von Prozeß überhaupt noch nicht erlebt.“

„Das ist keine schlechte Justiz. Das ist keine mangelhafte Justiz. Das ist überhaupt keine Justiz.“<sup>284</sup>

Dagegen mußte Maximilian Harden in den Verhören „drei Tage lang beleidigende, in zynisch-antisemitischer Manier vorgebrachte Befragungen über sich ergehen lassen“<sup>285</sup>.

Das Urteil bestätigte Hardens schlimmste Befürchtungen. Albert Grenz und Herbert Weichardt wurden nicht des vorsätzlichen Tötungsversuches, beziehungsweise der Beihilfe dazu schuldig gesprochen, sondern wegen „Beihilfe zur gefährlichen Körperverletzung“ verurteilt. Der Schuldspruch für Grenz

---

283 B.Z. am Mittag (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1.

284 Tucholsky, Prozeß, S. 641 und S. 645.

285 Greuner, Nachwort, S. 328.

lautete vier Jahre und neun Monate Gefängnis und für Weichardt zwei Jahre und neun Monate.<sup>286</sup> Harden schrieb über dieses Urteil und den Prozeß:

„Jeder Feind Deutschlands kann und wird sich fortan auf die programmatische Erklärung des treudeutschen Grenz berufen, er werde auf dem gewählten Wege weiterschreiten und wisse sich mit mindestens 50 Prozent des deutschen Volkes in Gefühlsgemeinschaft. Diese Erklärung durfte der Anstifter eines Mordversuches... im Gerichtssaal der deutschen Republik abgeben. Hier ist ein Markstein.“<sup>287</sup>

Der Publizist warnte vor der Festigung dieses Glaubens und erklärte, daß er alles ihm Mögliche dagegen tun werde. Er, der ursprünglich nicht vorgehabt hatte, in dem Verfahren zu sprechen, hatte sich wahrscheinlich aufgrund dieser Umstände dazu entschlossen, am dritten Tag des Prozesses eine Rede zu halten.

„Ich habe viel erlebt, viel auch in diesem Gebäude; aber was ich hier seit drei Tagen erlebe, ist für mein Empfinden, für mein Gefühl vom Recht etwas Unfaßbares...

Ich verstehe, daß man diese jungen Männer verteidigt. Daß man sie aber so, wie hier versucht wird, verteidigt, daß man einen Menschen, der ihr Opfer geworden ist, der blutend um Mitternacht, bis an die Füße in Blut getaucht, in ein Krankenauto gestopft wird, der aus seiner Tätigkeit herausgerissen wird, der das Werk von dreißig Lebensjahren für lange Zeit aufgeben muß, der ungeheure materielle Verluste von der Sache hat, daß man den Mann noch schlecht zu machen sucht, das ist mir - neu. Bis heute früh war ich entschlossen - weil ich es unerträglich finde, weil ich es ungeheuerlich finde -, zurückzutreten und zu sagen: es gibt ein Stenogramm dieser Verhandlungen, und das genügt, das Urteil spricht die Welt! Ich habe das nicht getan, weil ich heute früh einen Brief bekommen habe von einem Politiker von europäischem Ruf, der mir gesagt hat: »Wo ich auch hinkomme im neutralen Ausland, überall sagt man mir: *Ihr Deutschen geht zugrunde durch eure Solidarität mit euren Mördern!*«<sup>288</sup>

---

286 Der Revisionsantrag, den Harden und der Staatsanwalt gestellt hatten, wurde am 15. März 1923 vom zweiten Strafsenat kostenpflichtig abgelehnt. Vgl. Weller, »Zukunft«, S. 93.

287 Harden, Harden über das Urteil, in: B.Z. am Mittag, 14. Dezember 1922, S. 3.

288 Hauptteil der Rede Maximilian Hardens vor den Geschworenen, in: Harden, Köpfe. Porträts, Briefe und Dokumente, hrsg. von Hans-Jürgen Fröhlich, Hamburg 1963, S. 244-252, hier S. 244-246.

Tucholsky nannte diesen Vortrag „die stärkste Rede, die wohl jemals in Moabit gehalten worden ist“.<sup>289</sup> Maximilian Harden sprach vom Rechtsstaat, wie er ihn sich vorstellen würde, von fair play und Anstand. Er rollte noch einmal die Ereignisse der letzten Jahre auf und umriß in wenigen Worten seine Einstellung als deutscher Publizist und Politiker. Dann kam er auf die Umstände des Attentats und der Verhandlung zu sprechen. Er warnte vor den Folgen, die eine derartige Rechtsprechung für die Republik haben würde. Er erkannte und kritisierte, daß er aufgrund seiner jüdischen Herkunft vom Opfer zum Angeklagten gemacht werde.

„Es ist Gegenstand der Beweisaufnahme gewesen, was hier gegen mich gesagt worden ist. Es kann doch nicht so sein: man hat das Recht, mich mit Dreck anzuspritzen, und ich soll darauf nicht antworten dürfen! Oder glauben Sie, hier so nebenbei über mich richten zu können? - Ich habe ja nichts dagegen, man klage mich an, ich sei Hochverräter, oder ich weiß nicht was sonst noch. Ich bin bereit, mich darüber zu unterhalten; aber hier so nebenbei soll das auch noch getan werden? - Es ist ein Schimpfwort gegen mich hier gefallen; das ist nicht mal gerügt worden. Und es war das einzige harte Wort, das hier von irgendeiner Seite gegen irgendeinen Beteiligten fiel. Gemietete Mordversucher werden gestreichelt, und ihr Opfer soll in Kot gesudelt werden. Das ist deutsche Justiz! Ist festgestellt worden, ob im Gesetz steht: Wer einen Menschen tötet, dem soll das und das geschehen? Setzen Sie doch das Gesetz durch: Wer einen Schädling tötet, der ist frei! oder: Wer einen Juden tötet, der bekommt eine Prämie!“<sup>290</sup>

Er appellierte an die Staats- und Rechtshoheit der Republik, daß eine Tat unabhängig vom Opfer bestraft werden müsse. Die entscheidende Frage sei jetzt:

„Soll weiter das fortwirken an Terror, was wir jetzt haben, oder sind irgendwo Grenzen gesteckt?... Der Kern der ganzen Geschichte ist doch der: Wenn diese beiden Blumenstock und Veilchenfeld hießen und wenn der, der überfallen wurde, einen urgermanischen treudeutschen Namen hätte..., glauben Sie, daß es dann ganz genauso wäre? Ich glaube es nicht.“<sup>291</sup>

---

289 Tucholsky, Prozeß, S. 643. Vgl. zur Rede Fröhlich (Hrsg.), S. 244-252 oder Greuner (Hrsg.), S. 314-324.

290 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 246.

291 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 247.

Maximilian Harden wandte seine ganze Redekunst auf, um vor dem Antisemitismus zu warnen. Er erläuterte noch einmal die Umstände seines Religions- und Namenswechsels. Er hätte sich keine Vorteile verschaffen wollen, sondern hatte nie eine enge Bindung zum Judentum. Er wäre nicht konvertiert, wenn zu diesem Zeitpunkt der Antisemitismus bereits so stark gewesen wäre. Und er habe den Namen keineswegs geändert, „um durch eine Art von Mimikry (s)ich etwa germanenähnlich zu machen“.<sup>292</sup> Viele Prominente haben ebenfalls den Namen geändert, keinem wurde es vorgehalten. „Mein Namenwechsel scheint aber ein Verbrechen zu sein, das niemals verjährt.“<sup>293</sup>

Der Publizist wies charakteristische Parallelen zwischen dem jüdischen und deutschen Volk auf und führte Beispiele hyperpatriotischer Juden an. Er dementierte die Unterstellung, daß Juden immer Revolutionäre gewesen seien. Die Juden hätten niemals Unheil über Deutschland gebracht, dazu seien sie zahlenmäßig gar nicht stark genug vertreten. Ganz im Gegenteil: Viele wirtschaftliche, politische und wissenschaftliche Erfindungen für Deutschland wurden von Juden gemacht. „Trotz alledem: der Antisemitismus sieht in den Juden die gefährlichen Feinde Deutschlands.“<sup>294</sup> Erstaunlich hellsichtig warnte Harden vor den künftigen Konsequenzen des Antisemitismus.

„Soll das so weitergehen? Wollen Sie, daß man in der Welt sagt, man hat nicht übertrieben, wenn man Deutschland ein wildes Land nennt? Der ehemalige Kaiser, den ich immer nach meiner Kraft bekämpft habe, er hat doch niemals versucht, mich ermorden zu lassen, noch hat er ein Gesetz gemacht, wonach seine Gegner vor ein besonderes Gericht kamen und die eines Attentats gegen andere, gegen Bürger zweiter Klasse, Angeklagten vor ein anderes Gericht. Muß das denn jetzt geschehen? Dann sorgen Sie dafür, daß Menschen, die als Juden geboren sind, den gelben Fleck bekommen und keine Zeitschriften, keine Bücher herausgeben dürfen. Machen Sie meinerwegen solche Gesetze gegen die Juden. Aber Sie können doch nicht den Terror aufrichten! Sehen Sie denn nicht, wie weit dieser Terror reicht? Daß ein freier Geist sich in diesem Land seines Lebens nicht mehr sicher fühlt? Wollen wir warten, bis sich der Terror auch im Gerichtssaal einnistet?“<sup>295</sup>

---

292 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 248.

293 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 248.

294 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 249.

295 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 249f.

Dann geschah etwas für Maximilian Harden sehr Ungewöhnliches. Er appellierte an den Richter und die Geschworenen, in ihrem Urteil nicht die zu bestätigen, die schon heute „Schlechtes von uns sagen“.<sup>296</sup> Aber er berichtigte sich:

„Nein, ich bin im Ausdruck entgleist und will sagen, nicht von uns, sondern von Ihnen. Wenn Sie mich, weil ich als Judenknabe auf die Welt gekommen bin, nicht haben wollen, dann nicht! Ich habe auch Rathenau oft gesagt: Warum schreiben und sagen Sie immer »Wir« Deutsche? Man will die Juden doch nicht zu den Deutschen rechnen. Ich liebe den deutschen Menschen, aber ich dränge mich ihm nicht auf. Die Art, wie er seine Rechtsgeschäfte ordnet, mag er vor sich, vor seinen Kindern und vor dem, was ich das Weltgewissen genannt habe, verantworten. Was daraus entsteht, ist seine Sache. Zwar ist der Mordversuch von den Angeklagten schriftlich und mündlich zugestanden, zwar hat Ihre Behörde ihn plakatiert; wollen Sie ihn jetzt aber leugnen, wollen Sie diese Mietlinge der Mördergenossenschaft freisprechen und auf dem Prytaneion, zu Belohnung für patriotische Tat, speisen: tun Sie's! Mir wird es nicht schaden.“<sup>297</sup>

Maximilian Harden, der in jungen Jahren zum Christentum konvertiert war, weil er nie eine enge Bindung zum Judentum hatte, war immer ein bedingungsloser Vertreter der Assimilation gewesen. Nun mußte er die selbe Erfahrung machen, die schon viele assimilationswillige Juden vor ihm gemacht hatten: Er wurde von außen als Jude betrachtet und als Jude angegriffen. Obwohl der Herausgeber der »Zukunft« im Ausland immer als fanatischer Deutscher, als Patriot gegolten hatte, hatte er sich in Deutschland als „jüdischer Schmarotzer“ verteidigen müssen. Und er reagierte ebenso wie viele der assimilierten Juden - er solidarisierte sich zum ersten Mal in seinem Leben mit dem Judentum.

„Hier begünstigte ein deutscher Gerichtshof, in welchem getaufte Juden sitzen, die Mörder eines andern getauften Juden, weil diese Mörder versichern, daß sie im Namen und aus dem Geiste deutscher Gesinnung morden wollten. Und indem die einen sich äußerst 'deutsch'

---

296 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 252.

297 Zitiert nach Fröhlich (Hrsg.), S. 252.

gebärden, treiben sie den andern, der bis dahin womöglich noch 'deutscher' gewesen war, nun wieder ins 'Judesein' zurück...<sup>298</sup>

Der Herausgeber der »Zukunft« machte in seiner Rede den eigenen Fall zum jüdischen überhaupt. Golo Mann, der überspitzt unterstellt, daß Harden dazu „im Grunde kein Recht hatte“, erkennt dennoch, daß der Publizist „sich, zum ersten Mal, mit der Tragödie des deutschen Judentums identifizierte“.<sup>299</sup> Für Maximilian Harden waren Deutsch-Sein und Jüdisch-Sein wahrscheinlich nie vereinbar gewesen. Er hatte immer nur deutsch sein wollen. Nun erkannte er jedoch die Erfolglosigkeit seines Assimilationsstrebens und distanzierte sich plötzlich von seiner bis dahin gepflegten deutschen Identität.<sup>300</sup> „Harden became fully aware that for him, too, there was and could be no escape from the magic circle drawn for him by his origin.“<sup>301</sup> Dabei machte er sogar noch den Versuch, seine Vergangenheit zu verklären. Es läßt sich nämlich nicht nachweisen, daß er tatsächlich zu Walther Rathenau gesagt hat: „Warum schreiben und sagen Sie immer »Wir« Deutsche?“, vielmehr finden sich in ihrem Briefwechsel gegenteilige Stellungnahmen Hardens.<sup>302</sup>

In einem Vortrag, den er kurz nach dem Ende des Prozesses, am 3. Januar 1923, hielt, gelangte der Publizist zu einer realistischeren Einschätzung seiner vergangenen Haltung. Er übte an dieser Stelle Selbstkritik hinsichtlich seines Verhaltens in der „Judenfrage“ und erläuterte das Schicksal des jüdischen Volkes:

„Gerechtigkeit sollte aber auch werden darin, daß man nicht auf den plumpen Kniff reinfällt, heute nun wieder in den Zentralpunkt des deutschen Lebens die ewige Judenfrage zu stellen. Ich habe sicherlich viel Falsches in meinem Leben gemacht... Aber ich bin niemals ein

---

298 Lessing, S. 204. An anderer Stelle schreibt Lessing: „(D)ieser in weiten Kreisen des Volkes schwelende Haß drängte ihn auf *die* Seite, die er abgelehnt und auf der er nie heimisch gewesen war.“ Lessing, S. 200.

299 Mann, S. 302.

300 Theodor Lessing berichtet von dieser Einsicht Hardens. Lessing traf nach dem Attentat noch einmal mit ihm zusammen. Der Publizist erinnerte sich an ihr erstes Treffen und an ihre Debatte über das „Schicksalslos als Deutsche und Juden“. Lessing erzählt darüber: „Er habe mir, dem Schwankenden, die strenge Forderung gestellt: Deutsch schlechthin! Da sei ich gequält aufgesprungen und habe ihm ein Zitat zugerufen, - sein erstaunliches Gedächtnis kannte es noch nach 36 Jahren: 'Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.' (Womit dereinst die Schale gefüllt war, davon wird sie den Duft lange bewahren.)“ Laut Lessing vertrat Harden jetzt auch diese Ansicht. Lessing, S. 205f.

301 Gottgetreu, S. 244.

302 Vgl. dazu Kapitel 4.4.

Verteidiger jüdischen Dünkels, oder Frevels gar, gewesen. Niemals. Im Gegenteil. Ich habe vielleicht eher zu viel nach der anderen Seite in meiner Jugend gesündigt...

Glauben Sie nicht, daß dies ein furchtbares Schicksal ist? So verfolgt, so immer wieder zum Prügelknaben, zum Sühnbock der Völker gemacht zu werden? Fühlen Sie nicht, wenn in der Matthäus-Passion die Worte kommen: »Sein Blut kommt über uns und unsere Kinder« - fühlen Sie nicht, daß hier die Summe nationaler und geschichtlicher und sozialer Plage, einer ewigen Zusammenpferchung, des Zwanges, sich durch Jahrhunderte hindurch dem *Erwerb* hinzugeben, gewisse Eigenschaften züchten mußten? Glauben Sie, daß es pädagogisch, daß es vernünftig, daß es edel und klug... sei, immerfort, in jeder Not zu rufen: »Jude!« Ja, noch mehr als das: fühlen Sie nicht am deutschen Volkskörper gerade jetzt die furchtbare Schädigung, die schon dadurch entsteht, daß *nur ein paar Jahre lang* eine Nation in der Welt zum Schreckbild, zum Greuelbild gemacht wird?<sup>303</sup>

In den Jahren nach dem Prozeß gegen Grenz und Weichardt hielt der Herausgeber der »Zukunft« sich vorwiegend in der Schweiz und den Niederlanden auf. Kurz vor seinem Tod hegte er den Wunsch, Deutschland für immer zu verlassen und nach Frankreich umzusiedeln.<sup>304</sup> Ein Grund dafür scheint in seiner Angst vor weiteren antisemitischen Übergriffen zu liegen. Er schrieb im Februar 1925 aus den Niederlanden an seine Freundin: „Immer wieder zupft mich der Gedanke, doch nach Berlin zu gehen, und dann kommt wieder die Scheu vor der Möglichkeit organisierter Infamie“.<sup>305</sup>

Der Journalist, der kein Vertrauen in die deutsche Justiz mehr hatte, weigerte sich im Jahr 1924, an dem Gerichtsprozeß gegen den inzwischen gefaßten Ankermann teilzunehmen. Schon über die Fahndung nach dem Täter und die auf seine Ergreifung ausgesetzte Belohnung hatte Harden sich im Jahr 1922 äußerst enttäuscht gezeigt.

„Muß ich den Schreibfehler berichtigen, der mich im vorigen Heft sagen ließ, auf die Ergreifung des Offiziers und Eisenkreuzritters, der mich hinterrücks ermorden wollte, seien 700 Dollar gesetzt? Nur 70

---

303 Zitiert nach Hellige (Hrsg.), S. 923, Anm. 34.

304 Vgl. dazu Kapitel 3.5.

305 Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 8.

sinds; die Reichsregierung weiß an rechter Stelle zu sparen. Lieb Ankermann, magst ruhig sein...“<sup>306</sup>

Als Harden am 17. April 1924 die Ladung zum Prozeß gegen Walter Ankermann erhielt, schrieb er einen offenen Brief an den zuständigen Gerichtshof. Er begründete darin, warum er nicht zum Verfahren erscheinen werde.<sup>307</sup> Zunächst beschrieb er noch einmal aus seiner Sicht den Ablauf des Gerichtsverfahrens gegen Weichardt und Grenz, und erklärte dann, er habe beschlossen, „vor völligem Wandel des kriminalpolitischen Ethos in Deutschland niemals wieder freiwillig vor ein deutsches Gericht zu treten“.<sup>308</sup> Außerdem würde sein Gesundheitszustand „die Erregung und (besonders) den Ekel, der durch neue Verhandlung bewirkt würde“, nicht überstehen.<sup>309</sup> Er distanzierte sich von Deutschland, insbesondere von der Republik.

„Ist ein Gebild, das weder Leben noch Eigentum der ihm Steuernden schützt, das nur nimmt, Parasiten züchtet und der armen Nation die Verachtung des Erdkreises erwirbt, noch ernsthaft ein Staat zu nennen? Muß ich, um dem Ruf dieses ‘Staates’, der offiziell zweierlei ‘Recht’, eines für die Scheidemänner, eines für uns, die misera contribuens gens gelten läßt, zu folgen, noch einmal mein Leben, meinen Kraftrest, aufs Spiel setzen, und ‘geschützt’ von einer Polizei, deren vor antisemitischem Angriff schlotternder Leiter ‘für Harden nichts übrig hat’, die Rachsucht der Mördercentrale abermals auf mich lenken? Um zu erleben, daß nun auch der biedere Eisenkruzritter... den Zorn seines völkischen Edelherzens gegen mich austobt?“<sup>310</sup>

Unter Berücksichtigung dieser Aspekte kommt Hellige sogar zu dem Schluß, daß Harden mit seiner Gerichtsrede den „Austritt aus dieser Gesellschaft“ erklärte und zu einem der „ersten jüdischen Emigranten im Nachkriegsdeutschland“ wurde.<sup>311</sup> Bis zu dem Anschlag hatte der er sich nur als Deutscher, nicht aber als Jude verstanden. Nun drängte ihm der antisemitische Angriff eine jüdische Identität auf. Ob er in seiner Rede im Prozeß gegen seine

306 Harden, Sonnenfinsternis, in: Die Zukunft, Bd. 118, 2. September 1922, S. 138.

307 Vgl. Frank, S. 318-324.

308 Zitiert nach Frank, S. 321.

309 Zitiert nach Frank, S. 321.

310 Zitiert nach Frank, S. 323f. Der erwähnte Leiter der Polizei konnte nicht namentlich ermittelt werden. Auf Philipp Scheidemann war am 4. Juni 1922 ein Blausäureattentat verübt worden, dem er jedoch knapp entkommen konnte. Der Täter wurde zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt. Vgl. Schulin, S. 134.

311 Hellige (Hrsg.), S. 885.

Attentäter aber tatsächlich zum Judentum zurückkehrte, wie Hellige und Lessing vermuten, bleibt unklar. In seinen letzten fünf Lebensjahren hat der Herausgeber der »Zukunft« sich so gut wie nie mehr zu der Identitätsproblematik deutscher Juden geäußert. Seine letzten Artikel sind pessimistische Prophezeiungen über die Zukunft Deutschlands, aus denen aber immer noch das Interesse und Bemühen um sein Heimatland sprechen. So bleiben die „Beweise“ für Hardens Solidarisierung und Identifizierung mit dem Judentum nach 1922 lediglich Indizien.

Die Religionsfrage hat vermutlich in dem Leben des Publizisten keine zentrale Rolle eingenommen. Nur in wenigen Essays und privaten Schriften setzte er sich damit auseinander. Er verlangte eine konsequente Einstellung. Ostern 1917 schrieb er an seine Freundin, Elfriede Schmaltz:

„Groß ist, wer bis ans bitterste Ende die Lehre lebt; klein, wer’s weder mit den Sabbathwächtern noch mit den Kündern neuen Geistes verderben will, am Tag behaglich im Sanhedrin sitzt und nachts zu dem Geächteten schleicht, eines Feuers Kraft in sich trinken, auf eines anderen ein nahrhaftes Süsschen und Gemüse kochen möchte.“<sup>312</sup>

Maximilian Harden starb als vollkommen vereinsamter Mensch fünf Jahre nach dem auf ihn verübten Attentat, am 30. Oktober 1927, in Montana-Ver-mala in der Schweiz. In verschiedenen Zeitungen wurde er zwar als einflußreicher und vielseitiger Publizist gewürdigt, aber die meisten Kritiker konnten sich in ihrem Nachruf zu keiner klaren Charakteristik des Herausgebers der »Zukunft« entschließen. Zweifellos war Harden einer der größten deutschen Publizisten. Tucholsky widmete ihm den vielleicht angemessensten Nekrolog. Er begann mit den Worten:

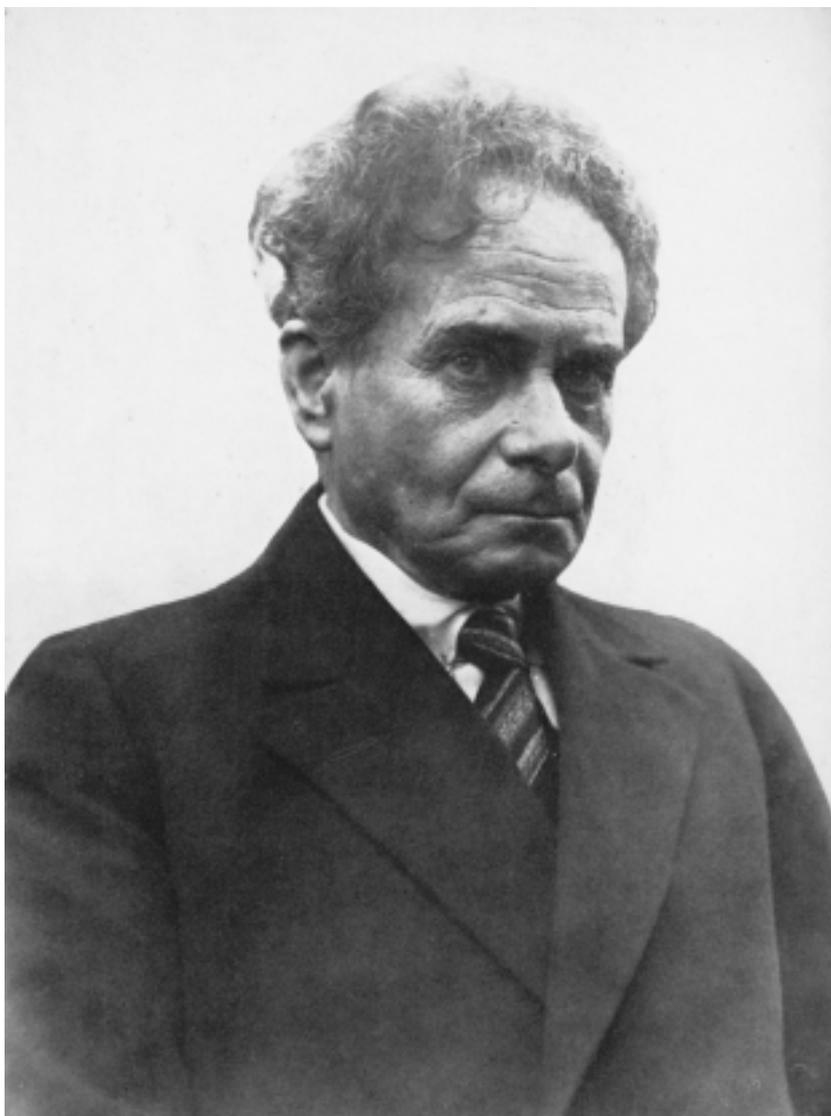
„Maximilian Harden ist tot. Es ziemt sich auf das Grab dieses großen Schriftstellers einen Kranz zu legen. Aus welchen Blumen - ?

S. J. (Siegfried Jacobsohn, d. Verf.) pflegte, wenn von Harden die Rede war, zu sagen: ‘Dem schreibe ich einmal meinen schönsten Nekrolog - !’... Diesen Nekrolog nun hat er nicht schreiben dürfen. Ich glaube, daß wir damit eine der besten Charakteristiken Maximilian Hardens verloren haben - niemand hat das Zwiespältige, das in diesem Essayisten war, so gut erkannt wie sein Freundfeind S. J. Aus welchen Blumen sei der Kranz - ?“<sup>313</sup>

---

312 Zitiert nach Schmaltz (Hrsg.), S. 7.

313 Tucholsky, Harden, S. 704.



*Internationale Bildagentur, Oberengstringen bei Zürich*

Man kann die Frage nach Hardens Haltung zum Judentum nicht beantworten, ohne seinen differenzierten und häufig widersprüchlichen Charakter zu berücksichtigen. Dieses Zwiespältige darzustellen, ist bis heute kaum gelungen. Aber indem man den Publizisten aus einer »pro«-Haltung, wie zum Beispiel Uwe Weller, oder aus einer »contra«-Position, wie zum Beispiel Golo Mann, betrachtet, wird man Maximilian Harden nicht gerecht. Sein Denken war polar. Dennoch war er in seinem Handeln äußerst konsequent und nahm in fast allen Fragen eine extreme und oft oppositionelle Haltung ein, ebenso in der Frage seiner Identität. Daß sich aber dieser Charakter vollkommen aus einem verschärften Ödipuskomplex ableiten läßt, wie Hellige es vertritt, und sich daraus wiederum ergibt, daß Maximilian Harden ein „jüdischer Selbsthasser“ war, scheint nicht plausibel.

Über Maximilian Harden, den bedeutendsten Journalisten des Kaiserreiches, ist bislang wenig veröffentlicht worden. Gerade in der Frage nach seiner Identität gibt es noch Forschungsbedarf. Eine umfassende Analyse seiner Artikel und der unveröffentlichten Korrespondenz Hardens mit verschiedenen Zeitgenossen könnte eventuell eine tiefere Einsicht in seine Haltung zum Judentum ermöglichen.

# Literatur- und Quellenverzeichnis

## a) Quellenverzeichnis

### I. Chronologisches Verzeichnis der Artikel Maximilian Hardens aus der »Zukunft« (Berlin):

Vom Bel zu Babel, in:	Die Zukunft, Bd. 1, 1. Oktober 1892
König Phaeton, in:	Die Zukunft, Bd. 1, 15. Oktober 1892
Die rothen Primadonnen, in:	Die Zukunft, Bd. 1, 26. November 1892
Monarchenerziehung, in:	Die Zukunft, Bd. 1, 31. Dezember 1892
Der Politiker Taine, in:	Die Zukunft, Bd. 4, 8. April 1893
Fürst Bismarck und der Antisemitismus, in:	Die Zukunft, Bd. 4, 29. April 1893
Die vierte Monarchie, in:	Die Zukunft, Bd. 5, 7. Oktober 1893
Kamarilla, in:	Die Zukunft, Bd. 15, 9. Mai 1896
Pudelmajestät, in:	Die Zukunft, Bd. 23, 18. Juni 1898
Großvaters Uhr, in:	Die Zukunft, Bd. 24, 13. August 1898
Die Teufelsinsel, in:	Die Zukunft, Bd. 24, 10. September 1898
Notizbuch, in:	Die Zukunft, Bd. 26, 4. März 1899
Notizbuch, in:	Die Zukunft, Bd. 27, 10. Juni 1899
Die Rotte Bebel, in:	Die Zukunft, Bd. 29, 21. Oktober 1899
Kampf mit dem Drachen, in:	Die Zukunft, Bd. 32, 11. August 1900
Trianon, in:	Die Zukunft, Bd. 44, 19. September 1903
Bebel und Genossen II, in:	Die Zukunft, Bd. 45, 3. Oktober 1903
Bebel und Genossen III, in:	Die Zukunft, Bd. 45, 10. Oktober 1903
Meyers, in:	Die Zukunft, Bd. 46, 5. März 1904
Herr von Holstein, in:	Die Zukunft, Bd. 55, 23. Juni 1906

Praeludium, in:	Die Zukunft, Bd. 57, 17. November 1906
Dies irae, in:	Die Zukunft, Bd. 57, 24. November 1906
Monte Carlino, in:	Die Zukunft, Bd. 59, 13. April 1907
Roulette, in:	Die Zukunft, Bd. 59, 27. April 1907
Gegen den Kaiser, in:	Die Zukunft, Bd. 65, 7. November 1908
Gegen den Kaiser III, in:	Die Zukunft, Bd. 65, 21. November 1908
Werdet nicht müde, in:	Die Zukunft, Bd. 88, 19. September 1914
Die sieben Donner, in:	Die Zukunft, Bd. 90, 6. Februar 1915
Wenn ich Wilson wäre, in:	Die Zukunft, Bd. 95, 22. April 1916
Der wahre Wilson, in:	Die Zukunft, Bd. 95, 6. Mai 1916
Vor dem vierten Thor, in:	Die Zukunft, Bd. 99, 30. Juni 1917
Der Wille zur Macht, in:	Die Zukunft, Bd. 102, 10. August 1918
Das Recht soll siegen, in:	Die Zukunft, Bd. 103, 26. Oktober 1918
Nun wird große Zeit, in:	Die Zukunft, Bd. 103, 2. November 1918
Kaiserkrise, in:	Die Zukunft, Bd. 103, 9. November 1918
Gott ist mit uns, in:	Die Zukunft, Bd. 103, 16. November 1918
Der Götterfunke, in:	Die Zukunft, Bd. 103, 23. November 1918
Fieberfrost, in:	Die Zukunft, Bd. 104, 25. Januar 1919
Wahlvermächtniß, in:	Die Zukunft, Bd. 104, 1. Februar 1919
Vor dem Weltgericht, in:	Die Zukunft, Bd. 104, 29. März 1919
Von Rechts wegen, in:	Die Zukunft, Bd. 105, 31. Mai 1919
Vor der Kanzlerrede, in:	Die Zukunft, Bd. 106, 26. Juli 1919
Kraftlose Götzen, in:	Die Zukunft, Bd. 107, 22. November 1919
Die Windblume blüht, in:	Die Zukunft, Bd. 113, 9. April 1921
Am Krebswendekreis, in:	Die Zukunft, Bd. 113, 18. Juni 1921
Wir sind von gestern, in:	Die Zukunft, Bd. 114, 16. Juli 1921

Harden, Die Riesendummheit, in:	Die Zukunft, Bd. 117, 22. April 1922
In der Mördergrube, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 1. Juli 1922
Zum Schutz der Republik, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 8./22. Juli 1922
Tönt die Glocke Grabgesang, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 29. Juli/5. August 1922
Augustalia, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 12. August 1922
Wirthshaus zum Sterbebett, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 19./26. August 1922
Sonnenfinsternis, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 2. September 1922
Nach dreißig Jahren, in:	Die Zukunft, Bd. 118, 30. September 1922

## **II. Chronologisches Verzeichnis weiterer Artikel Maximilian Hardens:**

Berliner Tageblatt, 21. Januar 1889

Die Nation, 16. Februar 1889

Phrasien, in: Die Gegenwart, 20. Juli 1890

Fürst Bismarck in Berlin, in: Die Gegenwart, 17. Dezember 1892

Harden über das Urteil, in: B.Z. am Mittag (Berlin), 14. Dezember  
1922

## **III. Bücher und in Büchern veröffentlichte Aufsätze von Maximilian Harden:**

*Apostata*, Berlin 1892

Die Begründung der »Zukunft«, in: O. Häring (Hrsg.), Georg Stilke. Denkschrift und Arbeitsbericht, Berlin 1922, S.102-109

Kaiserpanorama. Literarische und politische Publizistik, hrsg. von Ruth Greumer, Berlin 1983

*Köpfe. Erster Teil*, 45. Aufl., Berlin 1923 (1. Aufl. 1910)

*Köpfe. Zweiter Teil*, 24. Aufl., Berlin 1923 (1. Aufl. 1911)

*Köpfe. Dritter Teil. Prozesse*, 18. Aufl., Berlin 1923, (1. Auflage 1913)

*Köpfe. Porträts, Briefe und Dokumente*, hrsg. von Hans-Jürgen *Fröhlich*, Hamburg 1963

Maximilian Harden Brevier. *Der Mensch - Der Kritiker - Der Politiker*, hrsg. von Elfriede *Schmaltz*, Berlin 1947

#### **IV. Zeitgenössische Literatur**

BAHR, Hermann: *Der Antisemitismus ein internationales Interview*, hrsg. von H. *Greive*, Königstein / Ts. 1979 (1. Aufl. Berlin 1894)

BAUER, Max: *Der große Krieg im Feld und in der Heimat*, Tübingen 1921

B.Z. am Mittag (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1f.

B.Z. am Mittag (Berlin), 13. Dezember 1922, S. 1f.

GOLDSTEIN, Moritz: *Deutsch-Jüdischer Parnaß*, in: *Der Kunstwart*, Bd. 25 (1912), Nr. 11, S. 281-294

GROßMANN, Stefan: *Die Mordverschwörung gegen Harden. Bilder vom Attentatsprozeß*, in: *8-Uhr-Abendblatt* (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 2

HOLSTEIN, Friedrich: *Ein Brief*, in: *Die Zukunft* (Berlin), Bd. 56, 18. August 1906

KERR, Alfred: *Es sei, wie es wolle. Es war doch schön!*, Berlin 1928

L., J.: *Aus Hardens Anfängen*, in: *Berliner Börsen Courier* (Berlin), 4. November 1927

LESSING, Theodor: *Der jüdische Selbsthaß*, Berlin 1930 (Reprint München 1984)

MAYER, Paul: *Maximilian Harden*, in: *Gustav Krojanker* (Hrsg.), *Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller*, Berlin 1922, S. 101-112

MÜHSAM, Erich: *Maximilian Harden*, in: *Hanns Heinz Ewers* (Hrsg.), *Führer durch die moderne Literatur*, Berlin o.J.

SANDLER, Dr.: *Harden*, in: *Jüdische Rundschau* (Berlin), Nr. 2, 13. Januar 1905

- STURM, Karl Friedrich: Maximilian Harden. Beiträge zur Kenntnis und Würdigung eines deutschen Publizisten, Leipzig 1908
- TREUBERG, Hetta Gräfin: Zwischen Politik und Diplomatie. Memoiren, hrsg. von Marie-Joseph Bopp, Straßburg 1921
- TUCHOLSKY, Kurt: Maximilian *Harden*, in: Die Weltbühne. Wochenschrift für Politik - Kunst - Wirtschaft (Berlin), 23. Jg., Nr. 45, 8. November 1927, S. 704-707
- Ders.: *Prozeß* Harden, in: Die Weltbühne. Wochenschrift für Politik - Kunst - Wirtschaft (Berlin), 18. Jg., Nr. 51, 21. Dezember 1922, S. 638-645
- Walther Rathenau - Maximilian Harden. Briefwechsel 1897-1920 (= Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. 6), hrsg. von Hans Dieter *Hellige*, München 1983
- RATHENAU, Walther: Ein dunkler Tag, in: Hans Lamm, Walther Rathenau. Denker und Staatsmann (= Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung. Deutsch-jüdisches Gespräch), Hannover 1968
- Ders.: Elektrochemische Werke, in: Die Zukunft, Bd. 12, 31. August 1895
- Ders. (W. Hartenau), Höre, Israel!, in: Die Zukunft, Bd. 18, 6. März 1897
- Ders. (anonym), Physiologie der Geschäfte, in: Die Zukunft, Bd. 35, 29. Juni 1901
- Ders. (Renus), Zur Physiologie der Moral, in: Die Zukunft, Bd. 44, 5. September 1903
- Ders. (Ernst Reinhart), Von Schwachheit, Furcht und Zweck, in: Die Zukunft, Bd. 49, 12. November 1904
- Ders. (Herwart Raventhal), 1813. Ein Festgesang zur Jahrhundertfeier, in: Die Zukunft, Bd. 81, 26. Oktober 1912
- Vorwärts (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 1f.
- 8-Uhr-Abendblatt (Berlin), 12. Dezember 1922, S. 2f.
- 8-Uhr-Abendblatt (Berlin), 13. Dezember 1922, S. 2f.

**b) Literaturverzeichnis**

- BERGLAR, Peter: *Harden und Rathenau*. Zur Problematik ihrer Freundschaft. In: Historische Zeitschrift, Bd. 209, München 1969, S. 75-94
- Ders.: *Walther Rathenau*. Ein Leben zwischen Philosophie und Politik, Graz, Wien, Köln 1987
- CARMELY, Klara Pomeranz: Das Identitätsproblem jüdischer Autoren im deutschen Sprachraum (= Monographien Literaturwissenschaft, Bd. 50), Königstein / Ts. 1981
- FRANK, Walter: »Höre Israel!«. Studien zur modernen Judenfrage, 2. Aufl., Hamburg 1942
- FÜRSTENBERG, Carl: Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers, niedergeschrieben von Hans Fürstenberg, Wiesbaden 1961
- FÜRSTENBERG, Hans: Erinnerungen. Mein Weg als Bankier und Carl Fürstenbergs Altersjahre, Wiesbaden 1965
- GOEBEL, Hans Joachim: Maximilian Harden als politischer Publizist im Ersten Weltkrieg (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 85), Bern 1977
- GOTTGETREU, Erich: Maximilian Harden: Ways and Errors of a Publicist. In: Leo Baeck Institut Year Book VII (1962), London, Jerusalem, New York. S. 215-246
- GREUNER, Ruth (Hrsg.): Maximilian Harden. Kaiserpanorama. Literarische und politische Publizistik, Berlin 1983
- Dies.: *Nachwort*. In: dies. (Hrsg.), s.o., S. 327-365.
- HAACKE, Wilmont: Die politische Zeitschrift 1665-1965, Bd. I, Stuttgart 1968
- HELLIGE, Hans Dieter: Rathenau und Harden in der *Gesellschaft* des Deutschen Kaiserreichs. Eine sozialgeschichtlich-biographische Studie zur Entstehung neokonservativer Positionen bei Unternehmern und Intellektuellen. In: ders. (Hrsg.), Walther Rathenau. Maximilian Harden. Briefwechsel 1897-1920 (= Walther Rathenau-Gesamtausgabe, Bd. 6), München 1983, S. 16-299
- HILLARD, Gustav: Maximilian Harden. Zum hundersten Geburtstage am 20. Oktober 1961. In: ders., Recht auf Vergangenheit. Essays. Glossen. Veduten, 2. Aufl., Hamburg 1966. S. 191-196

- JOLL, James: *Rathenau and Harden: A Footnote to the History of Willhelmine Germany*. In: M. Gilbert (Hrsg.). *A Century of Conflict 1850-1950. Essays for A. J. P. Taylor*, London 1966, S. 115-132
- Ders.: *Prophet ohne Wirkung. Eine biographische Skizze*. In: Walther Rathenau Tagebuch 1907-1922, hrsg. und kommentiert von Hartmut Pogge-von Strandmann, Düsseldorf 1967, S. 15 - 53
- KALLNER, Rudolf: *Herzl und Rathenau. Wege jüdischer Existenz an der Wende des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1976
- KOLB, Eberhard: *Die Weimarer Republik (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte, Bd. 16)*. 3. Aufl., München 1993
- MANN, Golo: *Geschichte und Geschichten*, Frankfurt am Main 1961
- MAURER, Trude: *Die Entwicklung der jüdischen Minderheit in Deutschland (1780-1933). Neuere Forschungen und offene Fragen (= Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 4)*, Tübingen 1992
- Dies.: *Die Juden in der Weimarer Republik*. In: D. Blasius, *Zerbrochene Geschichte*, Frankfurt am Main 1991, S. 102-120.
- POGGE-VON STRANDMANN, Hartmut (Hrsg.): *Walther Rathenau Tagebuch 1907-1922*, Düsseldorf 1967
- RICHARZ, Monika (Hrsg.): *Jüdisches Leben in Deutschland. Band 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich*, Stuttgart 1979
- RÖHL, John C.G.: *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München 1987
- ROGGE, Helmuth: *Aus Maximilian Hardens politischer Publizistik 1912-1922*. In: *Publizistik. Zeitschrift für Wissenschaft von Presse · Rundfunk · Film · Rhetorik · Öffentlichkeitsarbeit · Werbung · Meinungsbildung*, 6. Jg., Bremen 1961, S. 301-337
- Ders.: *Holstein und Harden. Politisch-publizistisches Zusammenspiel zweier Außenseiter des Wilhelminischen Reichs*, München 1959
- RULAND, Max: *Sein Deutschtum und Judentum*. In: *Walther Rathenau Schriften (= Schriften großer Berliner)*, hrsg. von A. Harttung, G. Jenne, M. Ruland und E. Schmieder, Berlin 1965
- SARTRE, Jean-Paul: *Betrachtungen zur Judenfrage. Drei Essays*, Frankfurt a.M., Berlin 1970.

- SCHULIN, Ernst: Walther Rathenau. Repräsentant, Kritiker und Opfer seiner Zeit, Göttingen, Zürich, Frankfurt am Main 1979
- STRIESOW, Jan: Die Deutschnationale Volkspartei und die Völkisch-Radikalen 1918-1922, Frankfurt am Main 1981
- THALHEIMER, Siegfried (Hrsg.): Die Affäre Dreyfus, München 1986
- TOURY, Jacob: Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum. In: H. Lieb-schütz, A. Paucker (Hrsg.), Das Judentum in der deutschen Umwelt, Tübingen 1977
- VOLKOV, Shulamit: Die *Juden in Deutschland 1780-1918* (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 16), München 1994
- Dies.: *Jüdisches Leben und Antisemitismus* im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990
- WELLER, B. Uwe: Karl Kraus und Maximilian Harden. In: Publizistik. Zeitschrift für Wissenschaft von Presse · Rundfunk · Film · Rhetorik · Öffentlichkeitsarbeit · Werbung · Meinungsbildung, 13. Jg., Konstanz 1968, S. 44-53
- Ders.: Maximilian Harden und die »Zukunft« (= Studien zur Publizistik. Bremer Reihe. Deutsche Presseforschung, Bd. 13), Bremen 1970.
- WERNECKE, Klaus: Der Wille zur Weltgeltung. Außenpolitik und Öffentlichkeit im Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Düsseldorf 1970
- WINKLER, Heinrich August: Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus. In: B. Martin, E. Schulin (Hrsg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981, S. 271-289
- YOUNG, Harry F.: Maximilian Harden. Censor Germaniae. Ein Publizist im Widerstreit von 1892 bis 1927 (= Dialog der Gesellschaft. Schriftenreihe für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Nr. 6), Münster 1971
- ZMARZLIK, Hans-Günther: Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich 1871-1918. In: B. Martin, E. Schulin (Hrsg.), Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981, S. 249-270

## Anhang 1

Maximilian Harden:

In der Mördergrube  
Wo das Gesindel mittrinkt<sup>(1)</sup>

Niemals irrte Niedertracht toller als in der Schandthat, die am Johannistag den Leib des Ministers Rathenau zersetzt hat. Dieser Mann war im Innersten nie Republikaner, nie auch nur Demokrat. Der bitterste Schmerz seines Lebens war, daß er, trotz eifrigster Dienstleistung im Gardekürassierregiment, nicht ins Offiziersexamen zugelassen worden war; und diese Wunde vernarbte erst spät, unter mühsam errungenen hohen Preußenorden, so hohen, wie nur Generale, Minister und Günstlinge sie erhielten, und die er in stolzer Wonne trug. Von der Stunde an, da er den Staatssekretär Podbielski überredet hatte, ihn im Reichspostamt vor dem Kaiser über Elektrotechnik sprechen zu lassen, warb er, wie zuvor und danach, um einen bunten Schwarm kleinerer Mächte und mit demselben Erfolg blendender Gaben, vielzungigen Geistes und klug verwertheten Wissens, um Wilhelm; und strebte; seit ihm der launische Imperator, schon zwei Jahre vor dem Krieg, mählich entglitt. In den Glanz der künftigen Sonne zu gelangen. Als er vom Kronfiskus den Edelsitz Freienwalde kaufte, bedang er das Recht, ihn auch fortan königliches Schloß zu nennen; machte ein Paretz, einem Luise-Museum Ähnliches daraus und erzählte strahlend, in diesen Räumen habe ihm der Herr von Oldenburg aus Januschau gesagt, im Grunde sei ihr politisches Wollen durchaus vereinbar. Sprach der gescheite Junker so, dann hatte sein Birschblick richtig gesehen. Dem Doktor Rathenau graute vor der „Masse“. Er verachtete das Gewimmel deutschen Volkes von gestern und heute, konnte sich in dessen Verhöhnung oft selbst kaum genügen; bewunderte aber (ohne Inbrunst, freilich, die seiner Wesenskühle stets siriusfern blieb) die „kleine Zahl blonder Herren“, die, wie in Hellas, die Größe der Nation geschaffen und; so lange sie ungehemmt schalteten, dem Verfall gewehrt hatten. Er schrieb: „Macht und Ideen sind noch niemals von anderen als aristokratischen Völ-

---

(1) Aus „Die Zukunft“, Berlin, XXX.Jahrgang. 1. Juli 1922. Nr. 40.

kern in die Welt gesetzt worden.“ Schrieb 1913 preußisch-patriotische Verse, die er mich hier zu veröffentlichen bat. Nannte „kriegerische Auflehnung das einzige Mittel gegen friedliche (kommerzielle) Unterjochung“; und war drum Jahre lang für Präventivkrieg. Bis in den Hochsommer 18 verkündete er, wie immer eigensinnig taub gegen Tatsachen, triumphalen Endsieg der deutschen Waffen, der (das sah der weltkundige Kopf hoher Industriekultur) wirtschaftlich aber ohne Ertrag bleiben müsse, weil England, gar Amerika nicht in Handelsverkehr mit dem Sieger zu zwingen sei. Im Oktober rief er zur Fortführung des Krieges, die nur in ein ungeheures Cannae, nur in Vernichtung Hunderttausender durch die vom Feind gehäuften Giftgase und Tanks münden konnte. Er schwelgte in Verherrlichung des reinen, blonden, von semitischer und slawischer Christenschwacheit freien Germanenthumes, dem allein auch die edelste Blüte des Griechengeistes und alles aus Frankreichs Kulturleistung noch Wahrenswerthe zu danken sei, und verehrte in dem Kernpreußen das letzte Bleibsel dieser ohne Gewissensschwindel schöpferischen Herrenmacht. Bis in kindhaft Spielerisches tröpfelte diese sehnsüchtig staunende Verehrung; und schwoll oben in einen Strom Jahre lang blinder Bewunderung des Generals Ludendorff, in dem er nicht nur den ragenden Kriegstechniker, nein, den größten Feldherrn und Staatsorganisator Deutschlands, sein in Fleisch und Blut erstandenes Preußenideal sah. Im Kriegsministerium, wo er, in dem Wahn, der Privatindustrie werde der Krieg aller Betriebe eng einschränken, mit klugem Eifer dem möllendorffschen Plan der Rohstoffsicherung den lange lebensfähigen Körper schuf, witterte er ein besonderes, in den Mauern nistendes urpreußisches „Genie“, pries es laut; und zweifelte an dessen ungeschwächter Fittichkraft erst, als er sein Mühen von der Heeresleitung nicht mit weithin hörbarem Dank anerkannt, mit dem Eisenkreuz am weiß-schwarzen Bande zu schlecht gelohnt fand. Sein scharfer Praktikerverstand und die stete Furcht, auf die „falsche“ Seite zu setzen, in ein Boot zu steigen, das kentern müsse, ließ ihn, spät, erkennen, daß Demokratie nothwendig, Republik fürs Nächste unvermeidbar geworden sei; und in ihren Dienst nun seine ungemainen, von der Monarchie, trotz allem Werben, verschmähten Kräfte zu stellen, ward seines Strebens Ziel, hinter dem er, im Befehlen Seligkeit empfindend, sogar den Groll gegen „dieses Volk“ vergaß. Doch tausendmal lieber als einer Republik wäre er eines Kaisers Minister gewesen. Der Drang des Hirnes, in dem das Eigenbedürfnis persönlichen Wollens und Deutschlands Schicksal zu einem Begriffe verwachsen war, zog ihn nach rechts, nie linkwärts. Wehrpflicht, vernünftig modernisierte Drillung in Waffenhandwerk dünkte ihn

unentbehrlich. Was hier Revolution hieß, schreckte, ekelte ihn als Gräuel und sein anezogener „goethischer Ordnungssinn“ bangte noch hinter Wächter, Panzerthür, Diener vor ernsterem Umsturzversuch, der nach den „Ausbeutervillen“ das Staatsgefüge zertrümmern werde. Die Hoffnung auf einst sühnende Rache an Polen und Franzosen (seit dem Scheitern seines ersten Diplomatenversuches, in Sachen Marokko-Mannesmann, blickte er aus zornigem, also nicht mehr klarem Auge nach Paris), doch nicht, versteht sich, auf hastig und töricht morgen von morschem Zaun zu brechenden Krieg hat ihn oft tröstend gestreift und, unter der Bewußtseinsschwelle, gewiß zu dem Aberwitz vorschnellen Abschlusses in Santa Margherita mitgewirkt. Er hätte, er hat jede Versöhnung der Monarchisten, jede Sozietät mit ihnen begünstigt; hat den armen Kapp, von dessen Kumpanei er den Übergang in ehrlich konstitutionelles König- und Kaiserthum englischer Fechtung erwartete, als legitimen „Herrn Reichskanzler“ begrüßt; und in der immerhin beträchtlichen Zeitspanne seiner Ministerschaft, die fast ja Kanzlerschaft war, nichts, nicht das Allergeringste zu Anpflanzung, Kräftigung republikanischen Geistes, zu Entwaffnung der solchem Geist toffeindlichen Mächte gethan. Laut hätte er, stolz zwischen August Eulen- und Elard Oldenburg, das Preußenlied angestimmt, wenn er von den „blonden Herren“, dem „aristokratischen Volk“ als ebenbürtiger, gleichberechtigter Gefährte anerkannt worden wäre. Und diesen, der Euch in Wankender Welt ein Hort sein wollte und konnte, habt Ihr, dumme Schufte, gemeuchelt.

Aber er war Jude und durfte schon deshalb sich nicht „in die Vertretung deutscher Belange erfreuen“. So heultet Ihr; sanget bei Vollbier und Brantewein zu lieblicher Weise den frommen Text: „Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverfluchte Judensau!“ Das ward vollbracht. Von, abermals, dummen Schuftten. Als Zeugen wieder die Spätlinge seines Stammes, als feinsten Helfer zum Werk schonungslos scharfer Semitenkritik konnten sie Diesen nutzen: und schleuderten den von Maschinenpistole und Handgranate zerrissenen Leib in Blinkschein von Martyrglorie hinauf, erzwangen dem abgeknallten Juden-Minister für ein paar Stunden höhere, heller glänzende Ehrung, als je auf deutscher Erde einem Sohn Israels geworden ist. Das erlauerte Schwarzwild haben sie, ohne dem arischen Wagenführer die Haut zu ritzen, im Fahren noch sicher visierend gestreckt, sind Meisterschützen; schon in den Randbezirken alles Geistwesens aber jämmerlich unwissend, faul instinktos: sonst hätten sie gerochen oder erschnüffelt, wie es um das Judenthum dieses Germanenvergotters, Preußenanbeters stehe. Nach der Weihnacht des Jahres 1896 brachte mir der fast dreißigjährige Industrie-

direktor Rathenau seinen ersten Artikel, der im März dann, unter anagraphischen Decknamen, hier erschien. Aus dem längst vergriffenen Heft bringe ich heute alles irgendwie Wesentliche. Leset.

#### Judensauhatz („Höre Israel“!)

Von vorn herein will ich bekennen, daß ich Jude bin. Bedarf es einer Rechtfertigung, wenn ich in anderem Sinne schreibe als dem der Jugendvertheidigung? Viele meiner Stammesgenossen kennen sich nur als Deutsche, nicht als Juden. Einzelne, zumal Solche, die, durch Beruf und Neigung veranlaßt, weniger mit ihresgleichen als mit Stammesgenossen zu schaffen haben, von denen sie sich auch äußerlich nicht mehr allzu sehr unterscheiden mögen, sind ehrlich genug, den Fahnen ihrer philosemitischen Beschützer nicht länger zu folgen. Ihnen schließe ich mich an.

Die Philosemiten pflegen zu verkünden: „Es giebt keine Judenfrage. Wenn die Juden ihr Land schädigen, so geschieht es durch unzulässige Handlungen Einzelner. Hiergegen schaffe man Gesetze oder verschärfe die bestehenden.“ Sie haben nicht Unrecht. Die Beantwortung der wirtschaftlichen Frage ist Sache der Gesetzgebung. Aber von der wirtschaftlichen Frage will ich nicht sprechen. Drohender erhebt sich die gesellschaftliche, die Kulturfrage. Wer ihre Sprache vernehmen will, mag an Sonntagen mittags um zwölf durch die Thiergartenstraße gehen oder abends in den Vorraum eines berliner Theaters blicken. Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig ausstaffirt, und von heißblütig beweglichem Gebahren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde. Die gezwungene Heiterkeit dieser Menschen verräth nicht, wie viel alter, ungesättigter Haß auf ihren Schultern lastet. Sie ahnen nicht, daß nur ein Zeitalter, das alle natürlichen Gewalten gefesselt hält, sie vor Dem zu beschützen vermag, was ihre Väter erlitten haben. In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen: so leben sie in einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe.

Es frommt nicht, zu forschen, wie Das geschah und auf welcher Seite die Schuld liegt. Das Leben fragt nach dem, was ist; und die Geschichte giebt dem Unterliegenden Unrecht.

Es besteht die unbestreitbare Wahrheit, daß die besten Deutschen einen tiefen Widerwillen gegen jüdisches Wesen und Treiben hegen. Die am Meisten, die nicht viele Worte davon machen und etliche Ausnahmen, gleichsam

als seltsame Naturspiele, zugeben. Und wenn die Juden über Breite und Tiefe der Strömung sich zu täuschen trachten: ein beklommenes Gefühl der Einengung und Verlassenheit werden sie nicht los. Der alte Herrlichkeitsgedanke ist verrauscht und sehnsüchtiger, als sie es gestehen, blicken sie aus nach Versöhnung. Aber das Meer der Abgeschlossenheit will sich vor keinem Zauberspruch zertheilen.

...Und was thut Israel, um vom Banne befreit zu werden? Weniger als nichts. Für auserwählter als andere Leute haltet Ihr Euch freilich nicht mehr; kaum noch für schlauer. Aber mit Dem, was an Euch bleibt, deucht Ihr Euch über alle Kritik erhaben. Meint Ihr, der alte Stammesgott werde seinen König-Messias senden, um Euch zu helfen? Ach, es ist Euch nicht aufgefallen, daß er seit ein paar tausend Jahren sich mit Euch nichts mehr zu schaffen gemacht hat! Der Herr des Zornes und des Sieges hatte an einem Volke von Kriegern Gefallen; für ein Volk von Krämern und Maklern interessiert er sich nicht. Der auf Horeb und Zion thronte, zieht nicht nach der Rosenthalerstraße noch nach der Heidereutergasse. Ihr sprachtet, Ihr Schlawen und Weltgewandten: „Wer den Reichthum besitzt, Der hat die Macht.“ Nun habt Ihr den Reichthum: und Eure Reichen sind weniger geachtet als Eure Armen. Eure Redekunst war eitel und Eure Agitation umsonst. Vereine habt Ihr gegründet, zur Abwehr, anstatt zur Einkehr. Den Besten unter Euch habt Ihr das Leben zuwider gemacht, so daß sie Euch den Rücken kehrten, und als sie abtrünnig wurden, habt Ihr nichts vermocht, als sie zu verwünschen; daher kommt es, daß es ihnen gut geht. Schreiet nicht nach Staat und Regierung. Der Staat hat Euch zu Bürgern gemacht, um Euch zu Deutschen zu erziehen. Ihr seid Fremde geblieben und verlangt, er solle nun die voll Gleichberechtigung aussprechen? Ihr redet von erfüllten Pflichten: Kriegsdienst und Steuern. Aber hier war mehr zu erfüllen als Pflichten: nämlich Vertrauen. Man spricht viel vom Rechte der Schwächeren; dies Recht besteht, aber es läßt sich nicht ertrotzen. Keinen Stein wird man Euch wegräumen und keinen Schritt ersparen. Wollt Ihr aber, in Eure Stadtviertel verschanzt, weiter mit falschen Märtyrerkronen stolziren: nur zu, man wird Euch nicht wehren.

Doch ich weiß: es sind Einzelne unter Euch, die es schmerzt und beschämt, Fremde und Halbbürger im Lande zu sein, und die sich aus der Ghettoschwüle in deutsche Waldes- und Höhenluft sehnen. Zu ihnen allein spreche ich. Mögen die Anderen, so Viele oder Wenige mich hören, ihres tausendjährigen Rechtes gedenken, zu verfolgen und zu verhöhnen, die ihnen helfen wollen. Ihr aber, Ihr Minderzähligen, habt die schwere Aufgabe, die

Abneigung Eurer Landesgenossen zu versöhnen, Ihr, die Ihr doch (verzeiht mir!) so wenig geschaffen seid, Euch Freunde zu machen. Dennoch wird es gelingen; und die Enkel der Indifferenten von heute werden Euch folgen.

Ihr fragt, ob ich Euch etwa zum Christenthum zu bekehren denke? Gewiß nicht.

Als ich jüngst ein Verzeichniß der Mitglieder der Jüdischen Gemeinde zu Berlin in die Hände bekam, machte es mir Freude, die altbekannten Namen zu durchblättern. Ja, die alten Freunde leben noch; die ganze altgläubige Zoologie, Mineralogie und Botanik ist vollzählig. Aber von der jüngeren Generation fand ich keinen Bekannten. Alle sind getauft worden und mögen jetzt Regirungsbeamte und Lieutenants sein. Warum auch nicht? Zwischen dem Deismus eines liberalen evangelischen Geistlichen und dem eines aufgeklärten Rabbiners besteht kein Unterschied. Die christliche Sittenlehre ist dem gebildeten Judenthum heute so selbstverständlich, daß man sich einredet, sie lasse sich aus dem Alten Testament abstrahiren. Eine Religion- und Gewissenssache ist also der Übertritt in den meisten Fällen nicht mehr. Bei den ältesten und reichsten Familien jüdischer Abstammung ist er manchmal schon vor Jahrzehnten erfolgt. Oft erinnert an den Glauben der Väter nur noch ein gewisser ironischer Atavismus des Äußeren, eine Malice Abrahams.

Aber ein Ende der Judenfrage ist die Taufe nicht. Wenn auch der Einzelne durch die Lossagung sich bessere Existenzbedingungen schaffen kann: die Gesammtheit kann es nicht. Denn würde die Hälfte von ganz Israel bekehrt, so könnte nicht Anderes entstehen, als ein leidenschaftlicher „Antisemitismus gegen Getaufte“, der durch Schnüffeleien und Verdächtigungen auf der einen, durch Renegatenhaß und Verlogenheit auf der anderen Seite ungesund und unsittlicher wirken würde als die heutige Bewegung. Die zurückgebliebene Hälfte aber, ihrer Spitzen beraubt, würde zu einer bildungsunfähigen Masse zusammenschrumpfen. Es würde bei dieser Art der Aussonderung viel gutes Metall, vielleicht das beste, in die Schlacke gehen; denn gerade die Feinfühligsten entschließen sich zu einem ideellen Schritt am Schwersten, so lange ein materieller Vortheil häufig untrennbar damit verknüpft ist.

Was also muß geschehen? Ein Ereigniß ohne geschichtlichen Vorgang: die bewußte Selbsterziehung einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen. Anpassung nicht im Sinne der „*micicry*“ Darwins, welche die Kunst einiger Insekten bedeutet, sich die Lokalfarbe ihrer Umgebung anzugewöhnen, sondern eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften, gleichviel, ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, daß sie den Landesge-

nossen verhaßt sind, abgelegt und durch geeigneterer ersetzt werden. Könnte zugleich durch diese Metamorphose die Gesamtbilanz der moralischen Werthe verbessert werden, so wäre Das ein erfreulicher Erfolg. Das Ziel des Prozesses sollen nicht imitirte Germanen, sondern deutsch geartete und erzogene Juden sein. Und zwar wird sich zunächst ein Zwischenstand bilden müssen, der, von beiden Seiten anerkannt, ein Trennungs- und Verbindungsglied zwischen Deutschthum und Stockjudenthum vorstellt: ein jüdisches Patrizierthum (nicht des Besitzes, sondern) der geistigen und körperlichen Kultur. Dieser Stand wird durch seine Wurzeln von unten heraus immer neue Nahrung aufsaugen und mit der Zeit Alles verarbeiten, was an umwandlungsfähigem und verdaulichem Material vorhanden ist.

... Selbsterziehung! Selbsterkenntniß! Ich muß an die Geschichte von der häßlichen Gutchen Rothschild denken. Als sie in der Judengasse zu Frankfurt am Main vor ihrer Haustür saß, kam ein Schnorrer und bettelte sie an. Sie gab ihm nichts, weil sie geizig war, und er hielt ihr folgende Strafpredigt: „Wenn die jüdischen Mädchen häßlich sind, so heißt man sie Schönchen, und wenn sie böse sind, so heißt man sie Gutchen. Du heißest Gutchen, weil Du noch viel böser bist, als Du häßlich bist; nu sieh Dir im Spiegel, wie böse Du muß sein!“

Seht Euch im Spiegel: Das ist der erste Schritt zur Selbstkritik. Leider ist nichts daran zu ändern, daß Ihr einander zum Erschrecken ähnlich seht und daß daher jedes Einzelnen Unart auf die Rechnung Aller gesetzt wird. Auch hilft es nicht, festzustellen, daß Eure südöstlich gestimmte Erscheinung an sich für die nördlichen Stämme nichts Sympathisches hat. Um so mehr habt Ihr zu sorgen, daß inmitten einer militärisch straff erzogenen und gezüchteten Rasse Ihr Euch durch verwahrlost schiefes und schlaffes Einhergehen nicht zum Gespött macht. Habt Ihr erst Euren unkonstruktiven Bau, die hohen Schultern, die ungelinken Füße, die weichliche Rundlichkeit der Formen, als Zeichen körperlichen Verfalles erkannt, so werdet Ihr einmal ein paar Generationen lang an Eurer äußeren Wiedergeburt arbeiten. Ihr werdet es so lange aufschieben, die Trachten der hageren Angelsachsen zu parodiren, in denen Ihr ausseht, wie wenn ein Teckel einen Windhund kopirt; Ihr werdet nicht am Strande durch Seemannskleider, in den Alpen durch Wadenstrümpfe die Natur rebellisch machen. Wie in Palästina das Volk Israel ausgesehen hat, weiß ich nicht (die Zeitgenossen scheinen seine Art von Schönheit nicht goutirt zu haben), aber so viel ist gewiß, daß zweitausend Jahre Elend ihre Spuren zu tief einbrennen, als daß sie sich mit Eau de Cologne abwaschen lassen.

Haben doch in jener Zeit die Weiber das Lächeln verlernt; ihr Lachen ist grell und unfroh und ihre Schönheit schwermüthig geworden. Verstandet Ihr diese seltene und fremdartige Schönheit, so würdet Ihr sie nicht ersticken in Ballen von Atlas, Wolken von Spitzen und Nestern von Brillanten.

Die Formen des Verkehrs unter urbanen Menschen kennt Ihr oberflächlich, aber Ihr versteht sie nicht. Wenn Ihr sie hervorkramt (natürlich nur bei besonderen Gelegenheiten, denn unter einander lohnt es nicht), habt Ihr eine artige Manier, Eure Unkenntniß hinter einer gewissen ironisierenden Schalkhaftigkeit zu verstecken. Auch mit der Kunst der Sprache ist es nicht weit her. Ihr habt zwar den deutschen Wörterschatz um die Interjektionen „Kunststück!“, „Kleinigkeit!“, „Zustand!“ und manche andere bereichert; Das hindert nicht, daß man es störend empfindet, wenn man in der Unterhaltung abwechselnd mit der Anrede „Sehr geehrter Herr“ und der Frage: „Verstehen Se mich?“ bedacht wird. Zwischen wedelnder Unterwürfigkeit und schnöder Arroganz findet Ihr schwer den Mittelweg. Selbstbewußtsein ohne Anmaßung läßt sich freilich nicht anlernen; nur Der erwirbt es, der sich als Niemandes Gläubiger noch Schuldner fühlt. Dazu plagt Euch ein maßloses Streben zu repräsentieren. Könntet Ihr Euch einmal mit fremden Augen sehen, Ihr Sportsmänner auf dem Kutscherbock, Ihr Maecenaten in den Ateliers, Ihr Vereinsvorstände auf der Rednerbühne! Ihr, die Scharfschützen der Beobachtung und des Sarkasmus, welche Vergleiche fändet Ihr heraus! Aber, nicht wahr, lieber Leser und Glaubensgenosse: Das trifft zwar bei den Anderen zu, doch Du selbst bist ganz anders?!

Freilich steht Euch heute keine Bahn offen, auf der Euer unbändiger Ehrgeiz sich ausgaloppiren kann. Als Rechtsanwalt, Kaufmann und Arzt besteigt man den kurulischen Stuhl nicht. Das ehrliche Bewußtsein eines ehrlichen Werthes ist heute das einzig Erstrebenswerthe, das ein Jude erreichen kann. Aber Das muß Euch genügen. Darum drängt Euch nicht nach kargen Auszeichnungen, selbst wenn Ihr glaubt, ein Anrecht darauf zu haben. Ein reicher jüdischer Bankier zu sein, ist an sich keine Schande; aber der Elefantenorden von Honolulu oder das Konsulat von Kamtschatka kann daran nichts bessern. Haltet Euch in bürgerlichen Schranken und Ihr werdet Euch nicht über die zunehmende Kurzsichtigkeit der Bevölkerung zu wundern haben, wenn die Freunde, die gestern bei Euch zu Tisch waren, Euch heute auf der Straße nicht wiedererkennen.

Ihr beklagt Euch, daß man an Eurer Unterhaltung kein Gefallen findet. Eure Konversation ist ein Kampf. Den Partner zu „unterhalten“, durch

Selbstmittheilen und Theilnehmen zu erfreuen, ist nicht die Absicht; man sucht durch Superlative, durch grauenhafte Übertreibungen und, wenn Alles nicht hilft, durch stimmliche Kraftentfaltung ihn mundtot zu machen. Würde auf den Rekord der Redensarten: „ich für meine Person“ und „meiner Ansicht nach“ ein Preis gesetzt, so würdet Ihr nach Belieben siegen. Es verlangt ja Niemand von Euch so Etwas wie Gemüth; was Dem ähnlich sah, habt Ihr mit manchem anderen Gut in den Ghettos gelassen. Eure Väter waren in ihrer Frömmigkeit gemüthvoll. Ihr seid aufgeklärt und witzig. Aber Ihr sollt die Seele und das Gemüth Eurer Landesgenossen begreifen und ehren, anstatt sie durch vorlautes Urtheil und frivole Ironie zu verletzen. Worte sind die Waffen der Schwachen; Weh Dem, der mit vergifteten Pfeilen kämpft.

Man wird Euch den Vorwurf machen, international zu sein, solange Ihr mit allen ausländischen Cohns und Levys versippt und verschwägert seid. Laßt all die exotischen Vettern und Basen, die trotz ihrem Leugnen in Paris, New York oder Budapest vielleicht mißliebiger sind als Ihr hierzulande, bleiben, wo sie sind. Renommirt nicht mit ihren Ansichten und Manieren und schämt Euch nicht, wenn Eure Kinder früher Deutsch als Französisch sprechen lernen. Wer sein Vaterland liebt, Der darf und soll ein Wenig Chauvinist sein.

Brüstet Euch nicht mit Mildthätigkeit. Bei Euch ist sie keine Tugend, denn Jeder ist mitleidig, dem es schlecht geht. Wahres Mitgefühl aber ist schamhaft, und wer es zur Schau trägt, prostituirt sich. Ob Ihr den Thaler bei unserem Herrgott anlegt oder dafür ein Billet zum Residenztheater kauft, ist Privatsache und interessirt keinen Anderen.

... Habt Ihr erst mit ganzer opferwilliger Kraft begonnen, an der „Lösung“ der großen Frage zu arbeiten, so mögt Ihr auch an die Thore des Staates klopfen: und sie werden sich öffnen. „Jude ist Jude“: Das ist heute der einfache Grundsatz des Staates. Strikt und ohne Ausnahme wird die Ausschließung aus Heer, Verwaltung und Hochschulen durchgeführt. Das Ziel: der Verjudung des öffentlichen Wesens entgegenzuarbeiten, ist berechtigt. Den erwählten Weg vom sittlichen Standpunkt zu prüfen, habe ich keine Veranlassung. Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit ist er falsch.

Von der Aussperrung ausgenommen sind alle Getauften. Von dem Augenblick an, da ihr Name in das Kirchenregister eingetragen ist, steht ihnen jede Laufbahn bis zu den höchsten Gipfeln offen. Dieser Widerspruch läßt sich nicht beseitigen, ohne daß endlose Familienforschung und unaufhörliche Verdächtigung überhand nehmen, wie es gelegentlich schon jetzt vorkommt,

da semitisches Blut in germanischen Adern verbreiteter ist, als man gemeinhin glaubt. Man hat angestrebt, den Übertritt zu erschweren oder eine Respektszeit einzuführen; vergeblich: von Jahr zu Jahr mehren sich die Fälle.

Aber was nützt es denn, wenn der Mann den Bußtag statt des Versöhnungstages heiligt? Das Leiden ist nicht geheilt, weil die Symptome unterdrückt sind. Auf der anderen Seite ist es nicht zu verwundern, wenn jüdische Staatsbürger, vor die Wahl gestellt, auf Bethätigung im öffentlichen Leben zu verzichten oder sich von den Heilslehren der christlichen Kirche überzeugen zu lassen, keinen anderen Ausweg finden, als sich den politischen Parteien zuzuwenden, die rückhaltlos für ihre Gleichstellung eintreten: Sozialismus und Freisinn. Daß eine andere als diese Gemeinschaft zwischen kultiviertem Judenthum und negirenden Strömungen besteht, ist eine Fabel.

Das heutige System bedeutet: eine riesige Prämie auf den Übertritt, die Beförderung der latenten Verjudung und eine gewaltsame Stärkung der destruktiven Parteien. Wenn die Zahl der Übertretenden und die Zahl der Staatsgegner diesen Verhältnissen noch nicht adäquat ist, so ist Das vielleicht das Beste, was dem Judenthum überhaupt nachgesagt werden kann.

... Aber in dem Maße, wie der Kreis der Kultur sich erweitert, wird es für den Staat eine Pflicht, von dem Grundsatz „Jude ist Jude“ abzugehen und mit der Erkenntniß, daß auch innerhalb des Judenthumes Unterschiede und Abstufungen bestehen, sich zu befassen. Man mag die strengste Prüfung der Herkunft, der Gesinnung, sogar des Äußeren zur Vorbedingung machen und die schärfste Beaufsichtigung der Führung walten lassen, aber die grundsätzliche, ausnahmslose Aussperrung muß aufhören. Gäbe es nur eine Handvoll jüdischer Beamten und Offiziere (und sollten unter einer halben Million Menschen sich nicht so viele Gerechte finden lassen wie in Sodom und Gomorra?), so würde die jüdische Bevölkerung empfinden, daß der Staat aus der Judenfrage nicht eine Frage des Glaubens, sondern der Erziehung macht, sie würde nicht aus politischer Hoffnungslosigkeit sich der berufsmäßigen Opposition zuwenden oder gezwungen sein, das widerwärtige und unsittliche Bild assoziierter Interessen- und Glaubensbegriffe beständig sich vor Augen zu halten. Es würde vielmehr die Menge sich an den wenigen Auserwählten messen und in ihnen ein greifbares Ziel der Selbsterziehung erblicken.

Gerechtigkeit schuldet der Staat selbst seinen verlorensten Söhnen; seine Weisheit muß es verhüten, daß in den Seelen gerade der Besten dieses unglücklichen Stammes ein Funke koriolanischen Zornes sich entfache.

Wo steckt, in welchem Pfuhl oder Koben, die Judensau? Von Lagarde, Wagner, Treitschke kam nicht so hartes Urtheil; schrilleres, im Einzelnen ungerechteres kaum je von Dühring, Marr, Stoecker. Merket: „Freisinn und Sozialismus sind negirende Strömungen, destruktive Parteien.“ Der so zu Israel sprach, hätte von Nathans Weisheitsziel, ganz nur Jude zu scheinen, mit Naserümpfen sich abgewandt und die Ernennung zum Germanen als höchste Ehrenqualität auf den schon damals kahlen Beduinenschädel gehäuft. Den Band, der diesen Artikel enthielt, hat er später aus dem Buchhandel gezogen, und in seinen Gesammelten Schriften, in die doch mancherlei Füllsel ohne Eigengewicht gestopft wurde, suchet Ihr vergebens das Ärgerniß von 97. Da wirbt der von Hoffnung schon Enttäuschte knirschend um Gleichberechtigung, außen und innen, des Juden (und weiß nicht, daß sie auch dem nicht christlichen, oft dem nicht protestantischen Urteutschen versagt blieb); rühmt aber, annis 1911 und 15 noch, aus voller Kehle Preußens Schwertadel, Deutschlands erbliches Beamtenthum und zählt sich selbst zur „konservativ veranlagten Volksgruppe“. Woher im Innersten das zähe Beharren, wohin außen die taktische Wandlung? Nicht von dem Menschen, von seinen bewußten und unbewußten Maskirungen, die ihm endlich zu Unheilschein wurden, will ich heute sprechen. Tyche, die ihm auf jedem Weg eine Weile treu blieb, hat ihm das Köstlichste gewährt: vor unheilbar weher Enttäuschung und (nahem) Körperverfall, ahnungslos, selbstgewiß, schmerzlos, von Machthöhe, nach der er gelehzt, auf der er geschwelgt hatte, jäh in Tod abzustürzen und stürzend in Nimbus gehüllt zu werden, den der Lebende von dem kleinsten Schreiber, jedem vor seinem Liebreiz noch spröden Winkelhocker mit nie lahmer Klugheit erwerben wollte. Diesen gerade hätte der unvermeidliche Abstieg tief gefurcht, nichts ihm Lebenswerthes winkte vorn, wimpelte von der Zinne; und nur, die ihn nicht unumwolkt kannten, also fast alle Besprecher von gestern, können wännen, er sei zu beklagen. Just hier und so hätte er seine Biographie, die er mit Bewußtsein vorlebte, abgeschlossen, wenn noch dazu der Wille frei gewesen wäre. Und hätte, der Kluge unklug, nicht erspürt, daß „Superlative und grauenhafte Übertreibungen“ Derer, die mit ihm in seines Glückes Schiff gestiegen waren, die Brut der Mördergrube auf seinen Leib hetzen, sein Gedächtnis sammt seinem Stamm (höre, Israel!) mit abwehrendem Rückschlag bedrohen und, was schuftige Dummheit that, in fahlen Schimmer entschuldbarer Nothstandshandlung kleiden mußte.

Nordische Maffiosi hielten den von patriotischem Übereifer prustenden, schwitzenden Erzberger für einen Landesverräter. Drum wurde er auf der Liste der von rasenden Monarchisten Gemordeten Nr. 316. (Die in Kämpfen

oder nach dem Spruch eines Zufallstribunals Getöteten sind nicht eingerechnet.) Noch länger wurde seitdem die Liste, und auf Gaurisankarshöhe schwoll die Frechheit des Meuchlerschwarmes, aus dem keiner je, nicht einer, gefahndet, verurtheilt wurde. Den höchst kultivirten, von Talentengeschmeide glitzernden Semsenkel, dessen einzig nachwirkender Ministerleistung, dem Bündniß mit Moskau, die Reinvölkischen doch Beifall gebrüllt hatten, sah das stiere Blödauge als Miesmacher, Pazifisten, Verjuder, Republikaner; und das nie verstummende Brunstgeschrei der Letternschwarzrobber, die der Elektro-Proteus, Weissagung auf der Lippe, in tausend Trachten und Mummien weidete, erleichterte dem Gesindel die Verkennung des Germanenanbeters und geistig behendesten Werbers für leise Gegenrevolution. Jetzt aber gehts um die Sache der Republik. Und Denen, die heute schluchzen oder zornig aufheulen, weil die Mordseuche einen ihnen Theuren hingerafft hat, ist die Frage zu stellen, warum, da anderes Menschenopfer, unerhört, fiel, der Quell ihres Rechtsempfindens, der nun laut sprudelt, verdorrt, ausgebrannt schien.

## Anhang 2

### Prozeß Harden von Kurt Tucholsky<sup>1</sup>

Holzapfel: Man hält Euch hier für den allerstupidesten und fähigsten Menschen, um Konstabler bei unsrer Wache zu sein; darum sollt Ihr die Laterne halten. So lautet Eure Vorschrift: Ihr sollt alle Vagebunten irritieren; Ihr seid dazu da, daß Ihr allen und jeden zuruft: „Halt! in des Prinzen Namen!“

Zweite Wache: Aber wenn nun Einer nicht halten will?

Holzapfel: Nun seht Ihr, da kümmert Euch nicht um ihn, laßt ihn laufen, ruft sogleich die übrige Wache zusammen und dankt Gott, daß Ihr den Schelm los seid.

*Viel Lärm um Nichts*

Erster Mörder: Mein König, wir sind Männer.

Macbeth: Ja, im Verzeichnis lauft Ihr mit als Männer!

*Macbeth*

Das muß man gesehen haben. Da muß man hineingetreten sein. Diese Schmach muß man drei Tage an sich haben vorüberziehen lassen: dieses Land, diese Mörder, diese Justiz.

Der deutsche politische Mord der letzten vier Jahre ist schematisch und straff organisiert. Die Broschüre: 'Wie werde ich in acht Tagen ein perfekter nationaler Mörder?' sollte nicht auf sich warten lassen. Alles steht von vorn herein fest: Anstiftung durch unbekannte Geldgeber, die Tat (stets von hinten), schludrige Untersuchung, faule Ausreden, ein paar Phrasen, jämmerliches Kneifertum, milde Strafen, Strafaufschub, Vergünstigungen - „Weitermachen!“

Am dritten Juli 1922 wurde Maximilian Harden auf offener Straße von einem frühern Oberleutnant angefallen und mit einem eisernen Gegenstand

---

1 Aus „Die Weltbühne“, Berlin 18. Jg, Nr. 51, 21. Dez. 1922

bearbeitet. Er erhielt acht Schläge auf den Kopf. Der Oberleutnant entfloh, sein Komplize, der Schmiere gestanden hatte, wurde verhaftet. Harden schwebte vierzehn Tage in Lebensgefahr. Er ist heute einundsechzig Jahre alt.

Die Voruntersuchung stellte - in fünf Monaten -, nur fest, daß ein deutschvölkischer Mann in Oldenburg, der sich Buchhändler nannte, die Beiden zum Mord angestiftet hatte. Das bezeugte der Briefwechsel, worin alle Beteiligten dauernd von „Erledigen“ und „Beseitigen“ sprachen. Briefe, in denen nicht von Geld die Rede ist, existieren nicht.

Eine Welt stinkt auf.

Hinter der Schranke stehen zwei Mann (der Ausdruck „Menschen“ wäre übertrieben): ein sexuell verbogener Wandervogel mit Schillerkragen, hehren Ueberzeugungen und ungewaschenen Füßen - und ein Hütejunge für eine Kuhherde mittlern Grades. Der Hütejunge sagte, er hätte die 'Zukunft' gelesen und wäre mit ihren Ausführungen nicht immer zufrieden gewesen; der Wandervogel will sein kassubisch-slawisch-friesisch-wendisch-germanisches Blut rein erhalten und möchte nicht in die Grenadier-Straße einheiraten. Infolgedessen mußte Harden ermordet werden.

Grenz chartert zwei Mann: den Oberleutnant Ankermann und den kleinen Weichardt. Warum grade diesen? Weichardt habe in einer Versammlung der ernsten Bibelforscher gegen „kommunistische Sturmtrupps großen Mut und völkisches Gebaren“ gezeigt; der Andre kam wohl mehr aus finanziellen Rücksichten. Das Spiel beginnt.

Die beiden Mörder fahren nach Berlin. Sie wohnen zunächst in einem Absteigequartier und verjuchheien den Vorschuß auf die Seligkeit ihre Opfers. „Außer mit weiblichen Personen“, so wird eingestanden, verkehren sie in Berlin mit Niemand. Die Kosten für den stattgehabten Verkehr bestreitet Grenz. Woher der das Geld hat, ist nicht klar. Ist auch schließlich gleichgiltig. Ob es wirklich aus dem müncher Verbrecherkeller kommt, oder ob er die Scheine aus völkischen Kassen zusammengekratzt hat, um sich bei seinen Mannen einen Namen zu machen, so leuchtend wie der von Luther, Ludendorff, Bismarck oder Techow - das steht nicht fest. Ein von ihm rekonstruierter Brief, den er aus München erhalten haben will, zeigt allerdings die fatal echte Stelle: „Einige deutsch-blütige Herren haben sich zu dieser Aufgabe zusammengefunden und sind bereit, Opfer zu bringen; sie selbst sind leider zu alt, um selber daran teilnehmen zu können ...! Auch Grenz war unab-

kömmlich: er wurde in Oldenburg zu wichtigeren Aufgaben benötigt - sonst hätte er sich wohl das Geld selbst verdient, von dem er jetzt nur die Procente nimmt. Genug: er schickt. Nicht ohne dauernd zu mahnen, nun aber endlich einmal an die Bouletten zu gehen. Die Terminologie seiner und ihrer Briefe ist eine anmutige Mischung von mittelalterlicher Feme und modernem Konfektionsgeschäft. „Und wollen Sie den Ihnen aufgetragenen Mord freundlichst bis zum achtzehnten dieses promptest effektuieren.“

Aber zunächst effektuieren sie gar nicht. Herr Oberleutnant Ankermann borgen die berliner Huren an, ohne ihnen die Mark, die jene dem deutschen Volk aus den Knochen gesogen haben, wiederzugeben - der seltene Fall eines doppelten Ludentums. Denn seine Auftraggeber neppt er ähnlich - er nimmt ihr Geld, liefert aber nichts. Der kleine Weichardt immer mit.

Herr Oberleutnant Ankermann wird allgemein als „Vorgesetzter“ bezeichnet. Kein Deutscher ohne einen solchen. Offenbar ein tüchtiger Herr. Weil er einmal verheiratet war, bekommt er von Grenz, wahrscheinlich als Kinderzulage, eine höhere Löhnung als Weichardt. Suum cuique. Inzwischen bummeln die Beiden durch Berlin.

Sie wohnen in einem Zimmer. Sie saufen in einer Bar. Sie leben zum Schluß aus dem Koffer. Aber Weichardt wußte nichts von einem Mordplan. Der Chef von Ganze war Ankermann. So steht es wahrscheinlich in den „Richtlinien für deutschnationale Mörder und solche, die es werden wollen“ - und so wird es auch gehandhabt. „Ich habe immer Wert darauf gelegt, nicht zu wissen, worum es sich handelt“, sagt der kleine Weichardt. „Was mag das wohl sein?“ sagte die Jungfrau - da bekam sie ein Kind. Und mittlerweile geht das Geld zur Neige.

Anzüge werden versetzt, der erste Koffer ist schon bei Peten. Jetzt oder nie! Beide beobachten tagelang Hardens Haus, Hardens Spaziergänge. Beide gehen stets gemeinschaftlich in den Grunewald und wieder zurück. Beide gehen schließlich am dritten Juli in die offene Feldschlacht (von hinten). Beide mit Totschläger und Messer.

Ankermann führt acht Schläge auf den Wehrlosen. Besinnt sich dann auf die Kriegsartikel („Mut in allen Dienstobliegenheiten“) und kneift aus. Weichardt wird in unmittelbarer Nähe des Tatorts aufgegriffen. Gesteht fast Alles, was er weiß. Verrät sofort Ankermann und Grenz. Sitzt in Untersuchungshaft und bohrt gedankenvoll in der deutsch-nationalen Nase.

Sind das die Früchte seiner tadellosen Erziehung?“ fragt der Verteidiger. Sie sind es.

Denn diese Pädagogik, die heute in weiten Kreisen des deutschen Bürgertums betrieben wird, erzieht den jungen Menschen zur Verachtung des Geistes, zur Sturheit und Stumpfheit, zum tobenden Haß auf Alles, was den nationalistischen Bezirksverein und den Fußballklub überragt. Gegner Hardens? Aber diese Jammerkapaune, die da drei Tage lang so ungeschickt logen, daß sich Balken und Protokolle bogen, wissen ja nicht, wo Gott wohnt. Sie haben nicht einmal eine Ahnung von den geistigen Problemen, die dieser Politiker sein Leben lang behandelt hat - geschweige denn von seiner Stellungnahme zu ihnen. Für sie genügte: „Es lag Auftrag vor“.

Grenz hatte es mit der Rasse-Reinheit. Bei ihm wurden Nacktphotographien beschlagnahmt, die so scheußlich gewesen sein sollen, daß der Abgeordnete Nuschke im Preußischen Landtag gesagt hat: „Meine Herren, Sie sehen doch, daß diese Rasse durch Juden nur veredelt werden kann!“ Soweit Wotan mit dem Hängebauch.

Was den kleinen Weichardt angeht, so hatte er erst im März dieses Jahres zwei Jahre Gefängnis wegen fahrlässiger Tötung bekommen; er hatte mit seinem Revolver hantiert und ein Kind getötet. - („Ich habe Alles getan, um es wiedergutzumachen. Ich habe die Beerdigungskosten bezahlt!“) Er erhielt natürlich eine Bewährungsfrist. Aber nun kam etwas Ueberraschendes zutage. Ich glaubte erst, nicht recht gehört zu haben - aber der Verteidiger bestätigte es in seinem Plaidoyer: Weichardt wollte sich mit der Mordtat bei seiner Familie rehabilitieren! Er wollte seinem lieben Vater eine Freude machen!! „Hier, Pappi, bringe ich dir zu Weihnachten den toten Maximilian Harden! Na, wie bin ich?“ „Brav, mein Sohn, brav!“ Familienleben im Hause Weichardt.

Für die Mordgesellen traten drei Leumundszeugen an. Diese Germanen hätte man photographieren sollen. (Aber, Gott behüte, nicht so wie Grenz.) Modelle für Raemakers. Der ehemalige Schuldirektor Weichardts sagte aus, daß das gutartige Kind während der Schulzeit niemals auf Spatzen, und deutsche Schriftsteller geschossen habe. Der aufgeweckte Knabe hat also den Auftrag für die „nationale Sache“ nur angenommen, weil er - seffaständlich - dachte, es handle sich um Gefangenenbefreiung oder um Waffenschiebungen, Arbeiten, an denen kein national denkender Mann von heutzutage vorbegehen sollte.

So standen sie vom zwölften bis zum vierzehnten Dezember vor dem Schwurgericht des Landgerichts III zu Berlin. Solch eine Verhandlung hat die Welt noch nicht gesehen.

Verteidigt wurden die Angeklagten von zwei Rechtsanwälten und dem Vorsitzenden. Der Mann ist Jude. In seinem Unterbewußtsein schlummerte der Wunsch nach „Objektivität“, diese grauenhafte Angst vor der „Parteilichkeit“. Dieser Herr Rippner war weder in repräsentativer noch in menschlicher Hinsicht den Anforderungen dieser klaren und einfachen Verhandlung gewachsen. Er versagte nicht nur. Er verdarb Alles.

Die Atmosphäre im Saal war die eines freundlichen Fünf-Uhr-Tees. Die Angeklagten machten auch nach den fünfzehn Stunden des dritten Tages keineswegs einen ermüdeten Eindruck - sie hatten auch gar keine Veranlassung dazu. Man hatte mit ihnen geplaudert; und nett geplaudert. Keine Vorhaltungen, keine Bedrängungen, kein böses Wort - nichts. In den ersten drei Stunden war nur von Geld die Rede. Später ging man zu andern fesselnden Dingen über: ob die La-Plata-Zeitung nationalistisch sei oder nicht; wie Herr Thimme zu Herrn Harden stehe; ob nicht Herr Harden ein Schädling des deutschen Volkes sei ... Von Mord wurde weniger gesprochen. Der Vorsitzende hatte in seinen heftigsten Momenten etwas von einem Oberlehrer, der einem Jungen nachweisen will, daß er eine Fensterscheibe kaputt geschlagen habe. Ich weiß nicht, ob Herr Rippner eine Tochter hat. Wenn er aber eine hat, dann gönne ich ihm nicht, daß er als Nebenkläger einer Verhandlung beiwohnen muß, in der gegen den Vergewaltiger seiner Tochter verhandelt wird, und in der ein solcher Vorsitzender, wie er einer ist, paradiert. Am Ende des zweiten Verhandlungstages sagte Herr Rippner: „Wie ich höre, ist der Gesundheitszustand des Herrn Weichardt nicht ganz zufriedenstellend - wir wollen doch vertagen!“ Auf dem Korridor stand das Opfer des Mordanfalls, ein einundsechzigjähriger Mann, der Stunden und Stunden im Gerichtsgebäude zugebracht hatte.

Einen Situationsplan des Tatorts hatten sie. Einen Verhandlungsplan hatten sie nicht. Ich habe so etwas von Prozeß überhaupt noch nicht erlebt.

Zugegeben, daß die Voruntersuchung auf derselben Höhe stand. Aber was dieser Vorsitzende aus dem kümmerlichen Untersuchungsmaterial machte, unterbot doch deren Niveau noch tief. Die Angst vor den Revisionsgründen ist freilich traditionell. Aber dies hier war schmachvoll zu sehen.

Der Vorsitzende hat nicht erkundet, auf welcher geistigen Stufe die Angeklagten standen, um festzustellen, was sie eigentlich von Harden wußten. Der Vorsitzende hat nicht gefragt, auf welchem Postamt Grenz das mysteriöse Schreiben in Frankfurt abgeholt habe, um so vielleicht herauszubekommen, ob er geblufft worden sei. Der Vorsitzende hat bescheiden die Behauptung hingenommen, Grenz sei nur nach München gefahren, „um die Alpen zu sehen“. Der Vorsitzende hat nicht aufgeklärt, welche Rolle Weichardt eigentlich am Tatort gespielt hat. Der Vorsitzende hat eine Bardame nach den Zechen der beiden Mörder gefragt. Bevor sie antworten konnten, fiel er ein: „Das wissen Sie wohl nicht mehr?“ „Nein, das weiß ich nicht mehr!“ flüsterte sie. Es war nicht die einzige Ausrede, die er zur gefälligen Benutzung herüberreichte. Der Vorsitzende hat nicht die primitivsten Fragen gestellt: wann die merkwürdigen Ratenzahlungen eingelaufen seien, wie das Geld im einzelnen verwandt worden sei - nichts, nichts, nichts.

Erheblich schien ihm, daß der Angeklagte Weichardt einen Brief bekommen hatte, in dem etwas von einem kranken Familienmitglied stand. Nicht erheblich die Frage, ob denn die Angeklagten nicht in allen Zeitungen gelesen hätten, daß Harden seine Amerikareise längst aufgegeben hatte. Erheblich war die Verlesung einer längern Kriegsstammrolle Weichardts - nicht erheblich war und abgelehnt wurde die Frage, wie denn die Mörder den behaupteten „Denkzettel“ austeilten wollten: Harden konnte ja gar nicht wissen, daß dieser Ueberfall eine Warnung wegen der Reise bedeuten sollte. Erheblich waren die Fehler. Nicht erheblich der Vorsitzende. Man gebe ihm seine Ehescheidungskammer. Zu einem Schwurgerichtsvorsitzenden langt es nicht.

Soweit dieser deutsche Richter.

Der Staatsanwalt war nicht vorhanden. An seiner Stelle saß ein älterer Herr, der mit leiser Stimme und freundlichen Allüren hier und da sehr vorsichtig in die Verhandlung eingriff. Einmal, stockend: „Die Mordtaten, wie ich sie nenne ...“

In keinem andern Saal des Hauses, darunter, nebenan, ringsherum - in keinem Saal wird solche Behandlung Angeklagter je erlebt. Ich halte es für löblich, Angeklagte nicht wie die Rekruten zu behandeln und ihnen - wie es sich von selbst versteht - die Anrede „Herr“ zu belassen. Für Moabit ist dieser Brauch etwas ungewöhnlich. Man muß so ein Stück Elend von Proletarier in jenen unzähligen anonymen Prozessen sehen, in denen keine Presse zugegen ist, um die sich kein Mensch kümmert, in deren Verhandlungssälen sich nur ein paar Kriminalstudenten anwärmen - man muß sehen, wie sich da die

Katerschnurrbärte sträuben, mit welcher apodiktischer Gewißheit die Urteile heruntersausen, wie da Vorsitzender und Staatsanwalt in schöner Gemeinsamkeit auf ihren Opfern herumhacken. „So, Sie wissen nicht mehr, wo Sie in der Nacht gewesen sind? Na, da will ich Ihrem Gedächtnis 'n bißchen aufhelfen!“ Davon war bei diesem Gericht nichts zu spüren.

Angst? Es wäre keinem zu verdenken.

Aber es war wohl nicht einmal Angst. (Es sei denn jene im Unterbewußtsein des Vorsitzenden schlummernde.)

Hier mag eine Bemerkung eingeschaltet werden. Ich weiß, daß solche Aufschreie in Deutschland nur selten zu einer Besserung führen. Die Folge mag wohl die sein, daß Herr Rippner mit hochrotem Kopf und der 'Weltbühne' zu seinem Landgerichtspräsidenten läuft und in einer längern Konferenz erwägt, ob hier nicht etwas zu „machen“ sei. Klagt weniger! Reformiert mehr.

Der Angeklagte Harden ... Der Nebenkäfer Harden konnte sich hier besser wehren als damals auf der Straße, sonst wäre er zum Angeklagten herabgesunken. Dieser stille Vorwurf, daß er noch am Leben sei, diese Frechheit, ein Opfer zu „beleuchten“, wo es sich um eine bezahlte Mordtat politischer Tröpfe handelte, diese vollkommene Vernachlässigung der Interessen des Nebenklägers und damit der Gerechtigkeit - das war mein Moabit, das Haus der Lieder! Nichts wurde herausgearbeitet, nichts klargestellt, nichts für die Geschworenen sauber präpariert.

In diesem juristischen Tohuwabohu stand Harden am dritten Tage auf. In diesem Wirbel einer Justiz, die vor lauter Paragraphen das Recht nicht sieht; in diesem Verfahren, in dem ein Opfer nicht genügend Mitlied erweckte, weil es nicht - wie bei den Kriegsmusterungen - mit dem Kopf unter dem Arm ankam; in diesem Prozeß, der bewies, wie nötig (und wie schimpflich) das Gesetz zum Schutz der Republik gewesen ist, jenes klarste Mißtrauensvotum gegen die deutschen Richter; in diesem Irrgarten des Rechts, in dem vom ersten ermittelnden Landgendarmen bis herunter zum Staatsanwalt Alle, Alle mit dem Herzen auf der Seite solcher Mörder stehen - in diesem Gewirr von Unrechtsfragen stand Harden auf. Und hielt die stärkste Rede, die wohl jemals in Moabit gehalten worden ist.

Es sprach unser letzter Europäer von Ruf. Es sprach ein Mann, mit dem noch einmal eine verklungene Welt aufstand, der Repräsentant einer fast verschollenen Epoche, einer, der noch an Recht, an fair play, an Sitte und An-

stand auch im Kampf der Meinungen glaubte. „Ich habe den Kaiser immer bekämpft, vom ersten Tage an - aber getötet wurde doch unter seiner Regierung nicht.“ Er wuchs weit über sich hinaus. Ueber die Köpfe dieser Kleinbürger hinweg, die da um ihn herumsaßen, sprach Einer, der die Sprache der Welt, nicht die Sprache dieses Deutschland redete. Er sprach davon, wie eine Nation zu seiner Lebensarbeit idiotisch lallend den Refrain „Isidor!“ anstimmte. (Und dabei hieß er niemals Isidor, sondern früher einmal Felix.) Er sprach von dem unverjähbaren Delikt seines Judentums und von der unverjähbaren Dummheit eines Regimes. Er focht Schläger, schwere Säbel und zwei Floretthiebe, die eine der unangenehmsten Erscheinungen im Saal pfeifend trafen. Lächelnd zog er zurück. Eine Courtoisie ... ? Ein Stoß ins Herz. Er forderte die Geschworenen auf, wenigstens offen für Freisprechung zu stimmen, wenn sie der Meinung wären, daß man unbequeme Geistige - und besonders Juden - totschiagen dürfe. Er sprach von der Mordhetze in den nationalen Zeitungen, von dem Unglück, das der Parvenu in Doorn angerichtet hatte - er redete aus einem heißen Herzen und aus einem kalten Verstand.

Und mit Erstaunen und mit Grauen hörten die Ritter und Edelfrauen. Da saß die alte Scheuerfrau von der Deutschen Tageszeitung, einer von jener Gattung Journalisten, die alle Prämissen zu einer Mordhetze (auch in den Tagen dieses Prozesses!) aufkritzeln, aber den Mord „durchaus verurteilen“, zu vorsichtig die letzte Conclusio: Töte ihn! zu rufen. Es ist erwiesen, daß grade solche Glossen und Aufsätzchen, die strafrechtlich nicht zu fassen sind, diese Mordtaten hervorgerufen haben. Deutsche Männer.

Harden sprach. Wer ein Herz im Leibe hatte, war aufs tiefste erschüttert.

Aber wenn du mit Engelszungen redetest ... An den Brillengläsern dieser Geschworenen prallte Alles ab: Geschichte, Europäertum, Vernunft und Suggestion, Verstand und die Stimme des Herzens. Eindruck im Ausland? „Wat heißt hier Ausland!“ Das muß man gesehen haben.

Da saßen sie. Da saßen jene Zwölf, die das deutsche Volk in einer solchen Sache repräsentierten. Da saßen die erkürten Zwölf, die bei den drei Siebungen - von denen die wenigsten Laien etwas wissen - unten herausgefallen waren: der muffigste Mittelstand, die Untertanen, die kleinen Gewerbetreibenden, die Besitzer, die Steuerzahler. Ich kenne keinen Geistigen, der jemals Geschworener war. Wie die Zuchthäusler sind wir ausgeschaltet. Unbarmherzig wird Alles ferngehalten, was einigermaßen nach eigenem freien Urteil schmeckt. Das ist kein Volksgericht.

Man muß diesen Mittelstand kennen, der zur Polizei läuft und flennt, wenn ihm nur eine Spiegelscheibe eingehauen wird. Ein Mordversuch? Der Kerl lebt ja. Bezahlte Mordgesellen? Der Mensch hat ja Artikel geschrieben. Schwere Kopfverletzungen? Isidor! Isidor!

Gewiß: aus dieser miserabel geleiteten Verhandlung konnten die Geschworenen nicht viel entnehmen. Gewiß: man belehrte sie eine Stunde lang umständlich über theoretische Rechtsfragen, deren Abschrift sie während der Belehrung nicht in Händen hatten. Es ist ausgeschlossen, daß sie, die Laien, Das verstanden haben, was man ihnen in der Rechtsbelehrung gesagt hat. Gewiß: nach deutschem Recht befinden sie sich nicht während der ganzen Verhandlung in Klausur - drei Tage lang lief ein deutschnationaler Umhängbart umher und bearbeitete die Geschworenen in den Pausen; sicherlich nicht strafbar, sicherlich sehr illoyal. Gewiß: sie beantworten die Fragen fast ohne Kenntnis der rechtlichen Folgen ihrer Beantwortung. Sie fallen unfehlbar in die Fangnetze der Paragraphen und verzappeln darin. Sodaß also dieselben Richter, zu deren Kontrolle diese sogenannten Volksgerichte eingesetzt sind, ihre Kontrolleure bestimmen, ausschalten, ernennen und sie in jeder Weise beeinflussen können. Volksgericht? Eine Farce.

Die Angeklagten haben das letzte Wort. Ich hebe die Feder, um Weichardts Aussagen zu notieren. Ich lasse sie mutlos wieder sinken: es ist entwaffnend. Der Hütejunge stammelt einiges: er habe nicht gewußt, wer Harden eigentlich sei, und dann: „Ich nehme die Tat mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück!“ Das kann man nicht erfinden.

Grenz „steht zu seiner Sache“. Dieser Provinzhorizont! Diese dürftige Phraseologie! Es geht um einen Mordversuch, und Grenz sagt aus, er habe noch nie ein deutsches Mädchen verführt. Es geht um einen Mordversuch gegen einen politisch Andersdenkenden, und Grenz sagt: „Fünzig Prozent des deutschen Volkes stehen hinter mir!“ Das ist richtig. So verlumpt, so amoralisch, so verkommen ist ein Teil dieser Nation. Er kennt sie. Reue? Noch zuletzt, noch nach diesen Tagen, sagt er: „Harden-Witkowski“. Und spricht: „Die Geschworenen werden wissen, was sie dem deutschen Volke schuldig sind!“

Sie wußten es. Sie verneinten alle gefährlichen Schuldfragen, sprachen Weichardt mildernde Umstände zu und verknackten den Andern nur wegen Anstiftung zu einer gefährlichen Körperverletzung. Es lagen vor: mündliche und schriftliche Geständnisse Beider, in denen die Worte „Erledigen“,

„Beseitigen“ und „Töten“ klar und deutlich enthalten sind. Zusammen: ein paar Jahr Gefängnis. Der Angeklagte Harden kann gehen.

\* \* \*

Und nun muß Das gesagt werden, was mir in der ganzen Verhandlung die Seele abgedrückt hat:

Das ist keine schlechte Justiz. Das ist keine mangelhafte Justiz. Das ist überhaupt keine Justiz.

Dieser Artikel erscheint gleichzeitig im Ausland. Und vor dem Ausland und für die Verständigen im Ausland sage ich:

Es gibt in Deutschland noch eine Reihe Männer, die sich solcher Deutscher, die sich solcher Justiz schämen. Die anderer Meinung sind als jene Zwölf, unter denen sich bestenfalls ein paar Verständige befunden haben, und die doch in ihrer Gesamtheit dem Unrecht zum Sieg verholfen haben - ein wahres Abbild des deutschen Volkes, wie es sich in den Augen des Auslands spiegelt. Es gibt in Deutschland noch Männer, die in unsäglicher Verachtung diesen Praktiken zusehen, wie man Mörder wiederum auf uns losläßt und den deutschen Namen in der Welt schändet. Es gibt hier Männer, die glauben, daß die gutmütig schwammelnden Demokraten nichts erreichen werden mit ihrer scheinbaren Obiektivität, die Hasenfurcht heißt. Es gibt noch eine Reihe Männer, die jedes Vertrauen zur deutschen Strafjustiz in politischen Prozessen verloren haben, und für die diese Sprüche nichts mehr bedeuten. Ich habe Harden vor der Verhandlung geraten, nicht hinzugehen, weil ich Moabit kenne. Ich bedaure, daß er seine Zeit, seine Kraft und seinen Geist an Männer, an diese Tage, an diesen Saal gewandt hat. Sie sind es nicht wert gewesen.

Aber in der Welt schwält der Spruch. Balkan und Südamerika werden sich einen Vergleich mit diesem Deutschland verbitten, wo selbst die 180 Mann starke Fraktion der Sozialdemokraten nichts ausrichten kann. Von dem moralischen Freispruch der Liebknecht-Mörder, über Eisner, Erzberger, Landauer und die Behandlung der Toller und Mühsam bis zu Ferchenbach, der für die Verbreitung bekannter Tatsachen elf Jahre Zuchthaus erhielt: eine Kette der Schmach. Schon sind die Einpeitscher für die „Große Koalition“ am Werke. Und über allem thront dieser Präsident, der seine Ueberzeugung in dem Augenblick hinter sich warf, als er in die Lage gekommen war, sie zu verwirklichen.

Der Urteilsspruch ist klar. Er bedeutet: „Weitermachen!“ Er ist Anreiz für den nächsten, wie der ähnliche Spruch gegen den Mordbuben Hirschfeld, der Erzberger anfiel, ein solcher Anreiz gewesen ist.

Reißt dieser Justiz die falsche Binde herunter! Wir haben keine Justiz mehr.

Il y avait des juges à Berlin.



## Anhang 3

### Maximilian Harden (von Kurt Tucholsky)<sup>1</sup>

Maximilian Harden ist tot. Es ziemt sich, auf das Grab dieses großen Schriftstellers einen Kranz zu legen. Aus welchen Blumen -?

S. J. pflegte, wenn von Harden die Rede war zu sagen: „Dem schreibe ich einmal meinen schönsten Nekrolog -!“ Er hätte es getan; denn er kannte ihn nicht nur ganz, sondern er hatte auch die so seltene Gabe, einem Toten nachrufend ein Leben zu rekonstruieren und eine Figur auf ihre platonische Idee zurückzuführen. Diesen Nekrolog nun hat er nicht schreiben dürfen. Ich glaube, daß wir damit eine der besten Charakteristiken Maximilian Hardens verloren haben - niemand hat das Zwiespältige, das in diesem Essayisten war, so gut erkannt wie sein Freundfeind S. J. Aus welchen Blumen sei der Kranz -?

Es wird bei fünfzigsten und sechzigsten Geburtstagen so viel zusammengelogen, daß wir angesichts eines Todes aussagen wollen, als gäbe es keinen Schmerz. Also die Wahrheit.

\*

Harden ganz zu begreifen und abzuschildern vermag nur der, der mit ihm groß geworden ist. Er ragte in unsre Generation hinein wie ein Turm: ein historisches Bauwerk. Das Mordattentat, das deutsche Offiziere auf ihn verübt hatten, war nicht der Grund seines letzten Schweigens - es war der Anlaß. Er verstand diese neue Welt sehr gut, weil er ihre geschichtliche Entstehung kannte - aber er verstand diese Welt nicht mehr, von der er behauptete, sie liefe falsch. Das gibt es nicht. Die Realität ist niemals falsch. Sie ist.

Maximilian Harden hat den Deserteur Wilhelm bekämpft, als der noch Kronprinz war - „Phaeton“ nannte er ihn - und es kostete auch damals schon allerhand, die Wahrheit zu sagen: Harden hat seine Festungsstrafe abgesessen. Sein glitzernder Feind war sein eignes Widerspiel: er fiel fast automatisch zusammen, als der nicht mehr war; sein Gleichgewicht war von Stund

---

1 Aus „Die Weltbühne“, Berlin 23. Jg., Nr. 45, 8. Nov. 1927

an gestört, ihm fehlte etwas. Er hat über Ebert die erfreulichsten Sätze geschrieben - ein Ersatz war der nicht.

Wenn Schriftsteller Analogien im Tierreich haben -: dieser war eine Schlange. Schön, gefährlich, giftig, böse, im Jagdeifer herrlich anzusehen, nimmersatt. Er stand turmhoch über den deutschen Journalisten, deren erster er war - die Gockel des Leitartikels, die ihn heute bekrähen und sich überlegen dünken, nur, weil jener tot ist und sie leben, dürfen auch nicht im selben Zimmer mit ihm genannt werden. Sein Fachwissen war fast so schmerzlich groß, wie seine Personalkenntnis und es spricht für die ganze Dumpfheit und Beschränktheit der deutschen Beamtenkaste unter zwei Regimen, daß kein Amt mit diesem Mann jemals zusammengearbeitet hat. In Frankreich hätten ihm alle politischen Karrieren offen gestanden - niemals haben die Franzosen solche Begabungen in fressender Negativität verkümmern lassen. In Deutschland - Freilich: er hatte kein Konsulatsexamen gemacht.

Maximilian Harden war einer der wenigen deutschen Journalisten, die eine Macht bedeuteten. Davon gibt es nicht viele: der deutsche Zeitungsbesitzer will keine Macht, sondern Geld verdienen (daher ist die deutsche Zeitung im allgemeinen sauber und wenig korrupt) - der deutsche Journalist braucht nicht bestochen zu werden, er ist so stolz, eingeladen zu sein, ein paar Schmeicheleien ... Er ist schon zufrieden, wie eine Macht behandelt zu werden. Er übt sie nicht aus. Zu Harden floß der breite Strom der Information, die Abwässer des Klatsches, die Springbäche der witzigen Verleumdungen ... er wußte alles. Und er verwertete es auf eine gradezu meisterhafte Weise. Wie das Gehörte in der Klammer wiederkehrte, in kleinen fingierten Gesprächen aufblitzte, wie eine Intimität unsicher machte, die dem Angegriffenen zeigte, daß der Angreifer längst innerhalb der Festungsmauern stand, während die Besatzung ihn noch draußen wähnte - das wurde nur abgeschwächt durch einen Stil, mit dem sich unsereiner niemals hat befreunden können.

Der Stil war nicht der Mann. Karl Kraus, der „Den im Grunewald“ vernichtend geschlagen hat, hat nicht die ganze Armee besiegt - da waren noch Reserven, die nicht im Kampf gestanden hatten. Der Mann war überhaupt nicht zu schlagen, weil er zu vielfältig, zu gespalten, zu vibrierend war - er war niemals ganz zu fassen. Zu fassen war der Stil, jener belächelte, nachgeäffte, parodierte, übersättigte und überpfropfte Stil, von dem ein Boshafter einmal gesagt hat, er sei eine Landschaft, durch die Mayonnaise fließe. Manchmal aber trug der Strom klarstes Gebirgswasser, und merkwürdigerweise allemal dann, wenn Harden nicht für sein Blatt schrieb. So ist zum Bei-

spiel sein Nachruf auf Erzberger - als echte Journalistenarbeit in der stärksten Eile für das Berliner Acht-Uhr-Abendblatt geschrieben - ein Meisterstück schärfster und feinsten Charakterisierung. Er konnte so schreiben, daß ihn auch der Mann auf der Straße verstand. Hätte er stets so geschrieben -: er wäre keines natürlichen Todes gestorben.

Der junge Harden ist Schauspieler gewesen, der alte ist es geblieben. Aber seine zweite Natur war ihm zur ersten geworden, und was vielen als Pose erschien, war seine Art, sich zu geben, - die war ganz echt. Freilich war er nie liebenswerter und bezaubernder wie dann, wenn er sie verließ. Dann ... wie war er dann?

\*

Ich habe Maximilian Harden erst nach jenem Mordversuch kennen gelernt, bei dem übrigens der preußische Justizminister gefragt werden darf, ob denn die Attentäter, deren schmutzige Gesinnung aus jedem Wort sprach, ihre Strafe auch zu Ende abgesessen haben. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie im Dunkel der Verwaltungsmaßnahmen heimlich begnadigt worden wären... Damals also sah ich ihn zum ersten Mal, und was mir da entgegentrat, war ein Europäer. Abneigung hin, Kritik her -: ich habe jedesmal wieder diesen kleinen Schauer der Ehrfurcht gehabt, wenn ich mit ihm sprechen durfte. Das war jemand.

Das war einer, der die Unterhaltung wie eine Florettklinge führte - seine Ähnlichkeit mit Josef Kainz war nicht nur äußerlich. Er sprach nicht so schnell, nicht mit jenem Furor der Rede - er dachte, wie Kainz sprach; aber er sprach langsam, überlegt, die Pointen liefen haardünn aus, oben blitzte das Licht und ein Tröpfchen Gift, wenn er wollte. Es kitzelte, tat kaum weh - erst zu Hause merkten die Opfer, daß sie tödlich getroffen waren. Er liebte es, in ernste Gespräche bewußt grobe Berlinismen zu flechten-; sie wirkten in seinem Munde niemals roh, er veredelte noch die derbsten Wörter, es war etwas sehr Seltsames. Einen Eindruck aber wurde man niemals los, wenn man mit ihm sprach - und ich besinne mich noch genau, wie erschütternd das besonders in der Inflation gewirkt hat: er war ein Europäer. Verknüpft mit allen Ländern dieses Kontinents, geistig verwandt mit den Geistigen, die sie leiteten - er bewegte sich mühelos unter ihnen, war kein Geduldeter, kein geschmeicheltes Schreiberchen, das von der Atmosphäre in Genf schon beschimpft wurde - ein Gleichberechtigter unter Gleichen, so lebte er dahin.

Und das wußten sie. Harden hat unter allen deutschen Journalisten das größte Echo im Ausland gehabt - er gehörte zu ihnen, sie fühlten das, hier war eine Brücke zu dem sonst unzugänglichen Deutschland. Sie glaubten ihm; sie verstanden die Methodik seines Denkens, seine Dialektik, seine Bildungselemente - er war ihnen vertraut. Nie hat das einer genutzt. „Ein Zeitungsschreiber...“ hieß es bei den Kaiserlichen. „Ein Außenseiter ...“ bei den Republikanern. Er verachtete beide.

Wenn der Schriftsteller packte, dann packte er mit Zangen. Unvergeßlich ist mir der Jugendeindruck, den ich bei der Lektüre seines Artikels über den sadistischen Erzieher Dippold empfing. Der hatte einen Jungen des Bankdirektors Koch zu Tode gequält - und wie Harden die Herren Eltern hernahm, wie er sie öffentlich auspeitschte, weil sie aus Unachtsamkeit, aus Lässigkeit, aus Faulheit ein junges Leben hatten zerstören lassen ... das erinnerte an die besten Pamphlete aller Literaturen, „Jede Proletarierfrau“, so stand da ungefähr, „wäre auf einen Notschrei ihres Kindes sofort zum Tatort gefahren. Frau Rosalie Koch schrieb einen Brief“. Mene mene tekel - so ein Satz stand wie ein Flammenzeichen am dunkeln Himmel der Bourgeois. Was bleibt davon -?

Es bleibt immer viel weniger, als man glaubt. Die Geschichtsfälscher sind schon an der Arbeit, und die emsigen Handlanger des Herrn Eulenburg schreiben ein wackres Buch nach dem andern; welcher Historiker wird die Warnungsrufe Maximilian Hardens nachschlagen; seine Prophezeiungen (Frühjahr 1914: „In diesem Sommer wird Schicksal“) - wütenden Angriffe, seine Hiebe und seine Attacken?

Moritz Heimann hat einmal von Maximilian Harden gesagt: „Er lügt nicht. Er ist eine Lüge.“ Hart: wenn es ein ethisch vernichtendes Urteil ist. Wahr: wenn es den Schein meint, der dieser Mann war, eine Zwiebel, deren Blätter du abstreifen konntest, immer wieder neue Blätter, immer wieder - und was kam dann? Dann kam nichts. Er ist nie weise geworden wie etwa der alte Clemenceau, dessen Lebenserfahrungen zum Schluß eine Art Extrakt ergeben haben. Maximilian Harden ist nicht alt geworden - er war, als er starb, nicht mehr jung.

\*

Mit ihm ist ein Typus dahingegangen, der für die nächsten fünfzig Jahre kaum wiederkehren wird: ein Einzelgänger von Format und Einfluß. Er hat in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt davon gesprochen, die „Zukunft“

wieder aufleben zu lassen - ich glaube nicht, daß diese Gattung Zeitschrift in Mitteleuropa heute möglich und wünschenswert ist. Denn es kommt nicht mehr darauf an, die Welt originell, isoliert, ganz von oben zu sehen - gegen alle zu sein und fern von allen -: sondern es kommt darauf an, bei der Masse zu bleiben, mit ihr zu sein - als Führer oder Widersacher oder Aristokrat oder Mönch - aber bei der Masse. Die Zeitschrift, in der es Einer „allen aber gehörig sagen kann“, ist eine gute Sache; die Tat, die man mit allen und für alle tun kann, eine bessere.

Eine „Zukunft“ ist Vergangenheit geworden. Ihrem Schöpfer gebührt, als einem Gulliver unter Pygmäen, die Ehre, die die mittlern Beamten der Journalistik und der Politik ihm nur formal und aufatmend gewähren werden. Sie waren sein - aber „er war nicht unser“. Wir grüßen das Andenken Maximilian Hardens.



## Anhang 4

### Vom Bel zu Babel<sup>1</sup>

Als unter dem Drommetengeschmetter der festlich beleuchteten und befeuchteten Zeitungsschreiber dereinst der inzwischen unselig entschlummerte Kaiserbazar eröffnet war, da sprach von den alten Großkaufleuten Berlins zu seinen Freunden der Tüchtigste: „Den Kaiserbazar fürchte ich nicht, aber ich fürchte den Ausverkauf, der ihm folgen muß.“

Des guten Wortes gedachte ich, als unter den Berliner Linden das Ronacher=Theater die Thore aufthat und ein freches Gelärme uns verkündete, nun erst sei Berlin eine Weltstadt geworden, nun erst ein wahrhaft weltstädtisches Unternehmen, Stolz und Zier unserer Residenz, dem heiteren Frohsinn eröffnet. Das Ronacher=Theater fürchte ich nicht, aber ich fürchte den Ausverkauf, der, wie die Thrän' auf den herben Zwiebel, ihm folgen muß. Dann erst, wenn - hoffentlich recht bald - der Bankerott vor der Thüre steht und die Eintrittspreise herabdrückt, wenn nicht die verkommene verträuselte, verjobbte Minderheit mehr allein in diesen an ein Frauenhaus weit eher als an ein Theater erinnernden Räumen herrschen, wenn die Massen hier erquickenden Genuß suchen werden, dann erst wird man erkennen, daß da Unter den Linden das neue Berlin in seiner unkünstlerischen, rohen, perversen Prunksucht sich ein leuchtendes Symbol gesetzt hat. Dann auch wird, nach der siebenten Posaune, die große Dame von Babylon, die sich jetzt noch unter der Maske der Muse spreizt, offenbaret werden und die Getäuschten, die bewundernd heute vor dem Ronachertempel stehen, werden wehklagend ausrufen, in apokalyptischem Jammer: „Weh, weh! Die große Stadt, die bekleidet war mit Purpur und Seide und Scharlach, und übergoldet war mit Gold und Edelstein und Perlen!“

Mir ist schon jetzt die Ronacherei nur ein Symbol. Was drinnen, im sogenannten Theater, geboten wird, das ist, von den schweißtriefenden, abgequälten Witzen des Herrn Stettenheim bis zu dem bunten Unfug eines phantasielosen und darum phantastisch genannten Ballets, so spottschlecht, so erbärmlich langweilend, daß selbst unsere gefällige Presse es nur mit halber Lun-

---

1 Aus „Die Zukunft“, Berlin 1. Jg., Bd. 1, 1.10.1992

genkraft anzupreisen wagte. Aber was verschlägt es, daß die Sänger keine Stimme, die Witzbolde keinen Humor und die Hüpferrinnen keine Ahnung von Tanzkunst haben, da doch das Haus gar so herrlich zu schauen ist und man einander verschmitzt in die Ohren raunt: Die Künstlerinnen wohnen hier im Hotel?

Das Haus ist herrlich zu schauen. Und wer in üppig überladenen Prunkgemächern wandeln, wer auf und vor der Bühne die „*étalées*“ von Berlin, die dümmsten und rüdesten der bewohnten Erde, bewundernd und in verschwiegenen Loggien mit ihnen anbandeln will, der wird immer auch dort eine Rechnung finden, und eine hohe sogar. Millionen sind aufgebracht, alle Mittel schillernder Decadencekünste sind aufgehoben worden, um einen Tempelbau aufzuführen, in dem auch die Niederste von allen Künsten nicht einmal eine Heimath hat, der aber, und ohne die dünnste verhüllende Gardine, sich in den Götzendienst eines protzigen Kitzels stellt. Denn was weiß Herr Ludwig Pietsch, der Kunstkritiker des Vossischen Blattes für gute Sitte und deutliches Bürgerthum in Stadt und Land, von den Darbietungen der Ronacherei Rühmliches zu berichten? „Cupido (Ada Walden) sah in ihrer originellen Tracht, die über die Vorzüge des Wuchses der damit halb Bekleideten kaum die geringste Unklarheit ließ, ungemein reizend aus.“ Und weiter: „Ganz Außerordentliches wird geboten in Trachten von raffinerstem Schnitt, der sie möglichst wenig von den hübschen Gliedern ihrer Trägerinnen verhüllen läßt.“ Also zu lesen im ersten Beiblatt der Vossischen Zeitung vom 24. September; in demselben Blatte, das als die vornehmste Vertretung des bürgerlichen Anstandes und des, ach, du lieber Himmel, entschiedenen Lieberalismus von Rechtes und Lessings wegen gilt. Allerdings ist die sittsame Tante immer für die Kasernirung der Prostitution eingetreten und zum entschiedenen Lieberalismus zählten sich stolz die bewährtesten Depotdiebe und Börsenkorsaren.

Das Haus ist herrlich zu schauen. Und herrlich zu schauen ist auch das Apollo=Theater, dessen Stern jetzt eine ebenso stimm= wie temperamentlose, aber mit Brillanten übersäte Dame ist, herrlich zu schauen ist das Café Friedrichshof, sind alle die anderen Orte, wo das in seinen Wohnungen unheimische Berlin sich geräuschvoll jetzt erlustiert. Dicke, üppige Teppiche allüberall, überall Ströme von Licht, überall Sammet und Seide, bunter, vergoldeter Stuck. Wenn jetzt ein kluger Mann in Berlin eine Bude aufschlagen und durch ausgezogene Mädchen eine Million in gemünztem Golden gierenden Blicken vorzeigen lassen wollte - : ich garantire ihm den Erfolg. In keiner Stadt der Welt giebt es solche Pracht, solche geistlose Genußsucht;

und dabei florirt die Bevölkerung der gefeierten Weltstadt flott ihrem Untergange entgegen. Dorthin, in diese strahlenden Tempel, sollten unsere profunden Sozialkritiker gehen, die sich einbilden, sie kennten das Leben, weil sie täglich drei Zeitungen lesen; da sollten sie, und nur da könnten sie die Wolff und die Sommerfeld und die Löwy verstehen und mit eigenem Auge erfassen, wie die Bourgeoisie von Ganzberlin sich amusirt.

Es wird die Zeit kommen, und sie ist nahe, da werden in die Ronache-reien die Handelslehrlinge mit ihren Eintagsgesponsen einziehen, die kleinen Kaufleute mit Weib und Kind, die Kellerbewohner der Wissenschaften, der Beamtung und des Gewerbes, die Näh- und Dienstmädchen sogar; sämtlich werden sie ihre Spar- und Schmuggelgroschen zum neuen Lusthause hintragen, an Sammet und Seide, an Edelmetalle und vergoldetem Stuck, an den Kniestrümpfen der Diener und den gestrafften Trikots der halbnackten Springerinnen höchst sich ergötzen, unter künstlichen Palmen wandeln, künstliche Düfte athmen, von bunten Lichten sich blenden lassen, von köstlichen Torten, von schäumendem Wein und trotzen Frauengestalten. Dann werden sie heimkehren und tausendfach schmerzlicher noch als zuvor die bedrückende Enge, den schmucklosen Zwang eines armsäligen Vegetirens empfinden. Der große Modebazar „*Au bonheur des hommes*“ aber wird auf seiner Höhe dann angelangt sein, die gut bürgerliche Presse wird ihm wöchentlich mindestens zweimal begeisterte Hymnen singen, Direktor Bordenave wird sich die Hände reiben und jammernd werden seine Kollegen bei Seite stehen, weil ihren Theatern das Publikum fehlt. Keiner aber, dessen bin ich gewiß, wird reuig an seine Brust schlagen und vor allem Volke bekennen, wie sein eigenstes Freveln die Katastrophe herbeigeführt hat.

Denn nicht von gestern und vorgestern erst datirt ja der gleißende Unfug; wer für Berlin seine Genesis aufzeichnen wollte, der müßte also vielmehr anheben: Adolf Ernst zeugete Ludwig Barnay; Ludwig Barnay zeugte das Ronachergeschlecht.

Adolf Ernst, der von einem jetzt im Leichenraub unredlich sich nährenden Rezensentlein dafür zu den Himmeln erhoben ward, nahm der Berliner Posse den Geist und gab ihr das Fleisch; ein schlaues Kompromiß schloß er und schrieb an die Pforten den ehernen Grundsatz: Hier können Familien Zoten hören, hier kann in Gesellschaft der nicht fragenden Frau der Mann nackte Beine beäugen. Und es kam Ludwig Barnay, steckte dem Manne in's Knopfloch ein Blümchen, der Frau einen Strauß in die Hand, spielte mit grellen Lichten, mit bunten Fetzen, trieb aus dem Hause mit zornigen Streichen

letzte Reste einfacher Schauspielkunst, bevölkerte mit nett entkleideten Mädchen den Markt von Venedig, das Forum von Rom, Messinas düstere Burg und kletterte von der Trikotklassik behende zur blitzblöden Hüttenmeisterlichkeit hinab. Und die Sache ging und Alle folgten den Findern nach und Flitter und Dickbeine herrschten, wo Kunst der Natur sich vereinen gesollt. Ist es wirklich ein Wunder, wenn zwischen Theater und Prostitution die sorglich bisher noch verhüllten Zusammenhänge immer offener wurden, wenn in den Bier-, Wein- und Kunstkneipen der vermeintlich weltstädtische Geschmack immer mehr sich verdarb, bis er schließlich nur noch das Trikot und die prangenden Brüste verlangte, ohne störende Tertbeigabe? Adolf Ernst zeugete Ludwig Barnay; Ludwig Barnay zeugete das Ronachergeschlecht, das geschaffen ward, am Ende aller berlinischen Kunsttage uns zu erscheinen.

Die Polizei - ich bin nicht „liberal“ genug, um den Anruf zu scheuen! - kann Einiges thun, nicht aber Alles. Sie kann - ich werde es nächstens hier mit Ziffern beweisen - bündig feststellen, daß in den meisten Berliner Kunstkneipen die weibliche Bedienung durch die Anforderungen der Kneipenpapas und durch deren schamlos schlechte Bezahlung gezwungen ist, aus einer beinahe schon völlig öffentlichen Prostitution ihren Unterhalt zu gewinnen. Was den Kellnerinnen billig ist, kann den ungleich barbarischer ausgebeuteten Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Figurantinnen und Solodamen ganz sicher nur recht sein. Ferner könnte und sollte die Polizei, die den noch nicht achtzehnjährigen Knaben verbietet, durch Straßenkolportage einige Pfennige zu verdienen, auch darauf achten, daß nicht ganze Heerden abgerichteter Kinder bis um Mitternacht auf den verqualmten Brettern der Spezialitätenbühnen, läppisch angeputzt, vorgeführt und durch unsaubere Berührung in Grund und Boden verdorben werden. Und schließlich müßte sie erforschen, ob wirklich, wie ein noch genauer zu betrachtender junger Herr neulich drucken ließ, bei der Eröffnung des Ronachertheaters den Zeitungsschreibern „alle Räume“, ist zu sagen: auch die Garderobenzimmer der weiblichen Bedienung, offen gestanden haben.

An des Uebels Ursitz freilich vermag keine Polizeikunst vorzudringen. Denn es handelt sich um eine Krankheit, der nur homoeopathisch beizukommen ist. *Similia similibus curantur*: - durch die Presse nur herrscht der neue Bel, durch die Presse nur kann er entthront werden und in Asche gestürzt.

Es hatten, als Cyrus das Reich des Astyages noch regierte, die zu Babylon einen Abgott, der hieß Bel: Dem mußte man täglich opfern zwölf Malter

Weizens und vierzig Schafe und drei Eimer Weins. Alles Volk glaubte an diesen Gott und es fragte der König seinen Diener Daniel, warum er allein dem Allmächtigen Glauben versagte, da der doch täglich isset und trinket und also lebendig wohl sein muß. Aber Daniel lachte und sprach: Herr König, laß dich nicht verführen, denn dieser Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen. Und daß er wahr sprach, bewies Daniel dem Herrn; die schlaun Priester nämlich gingen des Nachts hinein, nach ihrer Gewohnheit, mit ihren Weibern und Kindern, fraßen und sofften Alles, was da war, und beredeten am andern Morgen die Gläubigen, es sei der Gott, der täglich isset und trinket und also lebendig wohl sein muß. Als er Solches erkannt hatte, ward der König zornig und ließ die Priester fangen mit ihren Weibern und Kindern. Und sie mußten ihm zeigen die heimlichen Gänge dadurch sie waren ein= und ausgegangen, und verzehret hatten, was auf dem Tische war. Und der König ließ sie töten und gab dem Daniel den Bel in seine Gewalt und Daniel zerstörte ihn, und seinen Tempel dazu.

Aus den Priestern wurden die Journalisten und Bel heißt heute: Die Presse. Der opfert man täglich Zeit, Geld und Geduld, an die glaubt gläubig nun alles Volk, aus der schöpft es, zu träge und bierdumpf, um selber zu sehen und selber zu hören, seine Bildung, sein Wissen, sein Meinen von Gott und der Welt, von Natur und Kunst. Die heimlichen Gänge aber, dadurch das Federvieh aus= und eingeht und gierig sich Nahrung pickt, die hat keinem Cyrus noch ein neuer Daniel gezeigt.

Fürst Bismarck erzählte mir einmal, seine Ehrfurcht vor der Presse sei in dem Augenblicke geschwunden, auf Nimmerwiederkehr, wo er den ersten Redakteur in der Nähe sah. Nicht jeder hat seine Augen, nicht jedem lacht auch sein Glück. Der Bel=Anbeter, der nicht weiß, wie's gemacht wird, der muß mit dem Hofmeister des Candide schließlich glauben, daß wir in der besten aller möglichen Welten leben, daß der Götze ein Gott und die Ronacherei eine „Zierde der Reichshauptstadt“ ist.

Deshalb, und um an einem vom Tage gebotenen Beispiele einmal, wie's gemacht wird, zu zeigen, will ich hier die Geschichte des Ronachertempels erzählen. Es ist die Geschichte aller ähnlicher Unternehmungen im neuen Berlin und es wäre, trotz Herrn Delbrück, die Geschichte der Berliner Weltausstellung geworden, wenn ein persönlicher Wunsch des Kaisers, der den geleiteten Staatsmann zurückpiff, uns nicht diese Weltblamage erspart hätte. Die Hauptstadt des deutschen Reiches ist nicht arm an bedeutenden Intelli-

genzen und tüchtigen Elementen; lärmend aber beherrscht, weil sie die „maßgebende“ Presse mit ihrem Geldsack gepachtet hat, eine pöbelprunksüchtige Minderheit hier den Markt und der übel berufene Berliner Geschmack und Berliner Ton wird das ganze Volk noch durchfressend verseuchen, wenn rechtzeitig nicht noch die Filter der so zu sagen geistigen Wasserleitung auf ihre Dichtigkeit untersucht werden.

In einer Zeit wirthschaftlichen Niederganges, die zugleich mittelalterlichen Moderprunk aus den Gräbern er stehen und soziale Abgründe sich aufreißen sieht, wird auf dem theuersten Boden von Berlin ein Prachtbau errichtet. Das Geld findet sich, obgleich niemand, auch der Erbauer nicht weiß, was in dem Märchengemäuer denn eigentlich vorgehen soll. Die Zeitungen sagen: Es wird großartig, unerhört, es wird wie in Wien. In Wien nämlich hat mit demselben Unternehmen derselbe Unternehmer eine schändliche Pleite gemacht, nicht ohne zuvor eine anständige Kunststätte ruinirt zu haben. Aber was schadet das? Bel wird zu essen bekommen, Bel wird mobil und tutet über alle Dächer den Ruhm des echt weltstädtischen Planes und seines Er sinners, von dem man weiß, daß er für jeden schreibenden Freibilletbettler auch noch ein warmes Abendessen mit Champagner und niedlichen Mädchen übrig hat.

Erste Etappe: Die Besichtigung des Hauses durch die Presse. Es giebt Sekt und in einem höflichen Rundschreiben erklärt die süddeutsche Firma, die ihn liefert, sich zu weitgehenden Entgegenkommen „schon in den nächsten Monaten“ bereit, für den Fall, daß ihre Marke rühmlich in den Besprechungen zuvor erwähnt wird. Nicht eine einzige in Berlin erscheinende Zeitung weist diesen schamlosen Bestechungsantrag öffentlich zurück, denn er würde beweisen, was man bereits diesen Machern der öffentlichen Meinung zu bieten wagt. Uebrigens aber wird fortgetutet.

Zweite Etappe: Die Besichtigung des Hauses durch die ehrwürdigen Häupter der Stadt Berlin, die Herren Zelle und Stryck und Genossen, die vorurtheillos einer Einladung in ein Haus Folge leisten, das - siehe Pietsch! - der Ausstellung entkleideter Mädchen dienen soll. Es wird berichtet, aber ich kann für die Wahrheit dieses Details nicht einstehen, an diesem Tage sei auf das Wohl des kommenden Oberbürgermeisters angestoßen und auch gerunken worden. Prosit!

Dritte Etappe: Die Generalprobe vor geladenem Publikum, im festlich, mit bisher unerhörtem Luxus, geschmückten Hause. Bum, Trara, Bum! Berlin ist groß und Ronachers sind, weil es einer nicht schafft, gleich seine bei-

den Propheten. Den Vertretern der Presse stehen sämtliche Theaterräume offen und, wer will, kann vielleicht gleich im Hotel übernachten und Morgens im Café dann lesen, was er in seiner Unbefangenheit über das herrlich vollendete Werk gestern geschrieben hat.

Im „Berliner Tageblatte“ fand ich den äußersten Enthusiasmus. Ich kenne den Priester, der diesen Bel speist. Er nennt sich Theodor Wolff, ist heute vierundzwanzig Jahre jung und darf, seit er neunzehn zählt, einer viertelmillionköpfigen Leserschaft seine gereiften Ansichten über die wichtigsten Erscheinungen des künstlerischen und literarischen Lebens suggeriren. Anfangs ging es nicht recht und die erschrecklichsten Aeußerungen einer fast rührenden unbildung waren an der Tagesordnung. Eine nette Geschicklichkeit aber war stets vorhanden, das Handwerk der Belpfaffen lernt sich kinderleicht, und seit er sein Militärjahr abgedient hat, spricht der junge Herr von Darwin Lamarck, Leopardi und Humboldt, als ob er sie wirklich gelesen hätte. Das „Berliner Tageblatt“ besitzt da ein hübsches Beispiel für die Nothwendigkeit einer verkürzten Dienstzeit. Wenn ein mäßig begabter Einjähriger so viel Zeit zum Studium behält, braucht man die Bauernjünglinge, die so gelehrt gar nicht werden wollen, doch wahrhaftig nicht drei Jahre bei der Fahne und bei dem Knöpfeputzen festzuhalten.

Herr Wolff ist für die Leichtfertigkeit, die ihn so den Blicken aussetzt, gewiß nicht verantwortlich zu machen. Ihn wähle ich hier zum Exempel, weil ich fest davon überzeugt bin, daß er für keinen Preis käuflich und keiner direkt unlauteren Handlung fähig ist. Er weiß eben gar nicht, in naiver Sinnesverwirrtheit, daß er an seinem unvergleichlich großartigen Berufe sich frevelnd vergeht, wenn er einem ungeheuern Leserkreise Weisheiten kündet, die er selbst erst erlernen müßte, und wenn er, ohne die leiseste Ahnung von den sozialen Zusammenhängen, durch die Auflobung der Ronacherschen Trüffelburg einer im Kern schon korrupten Lebensanschauung arglos die Wege bereitet. Er ist, mit seiner geknickten Sekundanerbildung, der Herr Doktor hier und der Herr Doktor dort, alle Direktoren rutschen vor ihm auf dem Bauch, alle Schauspielerinnen lächeln ihm, Hoffnung hauchend, zu, alle Theateräume erschließen sich ihm und in einem Taumelrausche von Düften, Genüssen und Reizen wird vor seiner Gottähnlichkeit gar nicht ihm bange. Bel schützt ihn, Bel stützt ihn, der mechanische Gott, der statt der Eingeweide eine geölte Rotationsmaschine im Leibe hat und der zum entlaufenen Schüler spricht: *Eritis sicut deus, scientes bonum et malum!*...

Und dabei noch immer die brennende, jagende Angst, nur ja nichts zu versäumen, bei Allem nur ja auch dabei zu sein; denn - wenn morgen Herr Mosse zum Bewußtsein kommt und einen anderen Kuli einstellt, ist's mit der Herrlichkeit gleich vorbei. Der Herr Doktor stirbt, der Herr Doktor ist tot und seinem Leichenwagen folgt das befreite Kichern der schönen Schauspielerinnen. Armer Theodor Wolff! Dein Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen. Deinem Sarg aber spende ich einen Kranz, denn Du warst der Schlimmste noch nicht, deine Feder ward nie zum Revolver.

\* \* \*

Der „Zukunft“ sollte ich ein Geleitwort schreiben, was man so einen Programmartikel nennt, einen tüchtigen, mit voll und ganz und unentwegt, mit „Was wir wollen“, und „Für Kaiser und Reich.“ Ich hab's nicht vermocht; durch eigenen Werth, nicht durch tönender Prologe gestelztes Pathos, sollen diese Blätter sprechen. Für üble Vorrede haben gute Menschen und getreue Nachbarn genugsam gesorgt, da sie geschäftig, die ärmlichen Lumpen, verbreiteten, mit bismärckischem Gelde würde hier ein bismärckisches Organ jetzt geschaffen. Dröhend mag, wenn er's erfährt, in den pommerschen Wäldern der große Mann lachen, den Einer nach der korrupten Meinung nur noch für baares Geld ja verehren kann. Aber weil irgend ein kläglicher Goldschreiber, ein proletarischer war's diesmal sogar, seinen hungrigen Neid in den stinkenden Abort dummer Verläumdungen entleert, soll ich vor allem Volke betheuern, daß ich reine Wäsche trage? Die alten Kindlein, die Solches mir riethen, die wußten nicht, was sie thaten. Wenn die Presse sonst kein Unheil anrichtete, wenn sie nur mich verläumdete, mich totzuschweigen und totzuheulen abwechselnd versuchte, nicht einen Federstrich setzte ich deshalb an. Weil sie aber in Berlin ihr großes Färbemagazin, ihren Fälschertempel errichtet hat, weil sie ein Millionenvolk verdummt und verderbt, deshalb nur bestreite ich hier diesen neuen Bel und künde ihm Fehde, ohne Erbarmen, und rufe, so laut, wie der Fälscherchor zwingt: Glaubt ihnen nicht, glaubt ihnen kein Wort, denn dieser Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen.

Und die Freunde auch möchte ich beschwichtigen, die verängstet mich warnen, als sei's eine große Heldenthat, die Dutzendphalanx der Tintenkulis stark zu bestehen, Einer gegen so Viele.

Einer?

In Deutschland und in Europa giebt es, frohe Zustimmung macht mich dessen gewiß, noch ein Halbhundert Männer, die den Muth haben, ohne von ihren Parteibonzen und Annoncenverlegern den großen Kirchenbann zu fürchten, rückhaltlos hier die Wahrheit zu künden und der Zukunft Zeichen zu deuten.

Und Daniel, derselbe, der den Bel und dessen Tempel in Asche warf, war nur Einer und lag sechs Tage lang in einem Graben mit sieben Löwen. Denen gab man täglich zween Menschen und zwei Schafe, aber diese Tage gab man ihnen nichts, auf daß sie Daniel fressen sollten. Und da am siebenten Tage Cyrus, der König, zum Graben kam und hineinschaute, siehe, da saß Daniel mitten unter den Löwen und kein Haar hatten sie auf seinem Haupte gekrümmt.

Apostata.



## Anhang 5

### HAUPTTEIL DER REDE MAXIMILIAN HARDENS VOR DEN GESCHWORENEN<sup>1</sup>

Es ist hier mehrfach davon die Rede gewesen, wann ich in diesem Raume und wann ich nicht in diesem Raume war. Ich muß erklären - falls es vergessen sein sollte -, ich bin vor einigen Monaten von gedungenen Burschen überfallen, hinterrücks niedergeschlagen worden. Ich war vierzehn Tage ungefähr am Rande des Grabes. Ich habe monatelang unbeweglich gelegen. Ich mußte fort. Ich habe alles verloren, was ich aufgebaut habe, durch diese Menschen. Ich bin, viel zu früh, zurückgekehrt, um dieses Verfahren nicht aufzuhalten.

Ich habe es vermieden und werde es vermeiden, hier den Geschworenen rhetorisch und mimisch eine Krankheitsgeschichte vorzutragen; schließlich aber habe ich doch wohl das Recht, zu sagen: Ja, warum soll ich denn noch die Reste meiner Kraft an diese Sache setzen? Was geht sie mich denn an? Habe ich denn etwas davon, wenn diese Menschen schuldig gesprochen werden? Stehe ich denn hier als Angeklagter? Ich kann nicht leiden durch den Spruch, der hier fallen wird. Aber ich hätte mehr, als Vernunft und Selbstachtungsbedürfnis erlauben durften, gelitten, auch rein physisch, wenn ich diesem unwahrscheinlichen Verfahren vom Anfang bis zum Ende zugehört, zugeschaut hätte. Das konnte, das wollte ich nicht. Und nur ich hatte zu entscheiden, wann ich, nach meiner Entlassung als Zeuge, in diesem Raum, wann draußen sein wollte.

Ich habe viel erlebt, viel auch in diesem Gebäude; aber was ich hier seit drei Tagen erlebe, ist für mein Empfinden, für mein Gefühl vom Recht etwas Unfaßbares. Der erste Mensch, der an mein Krankenbett trat und von der Sache sprach, gehörte der Behörde an, die die Ermittlungen angestellt hatte. Er zeigte mir die Briefe der Angeklagten und des Herrn Ankermann, die wundervollen Bilder nackt tanzender Menschen, die bei Grenz gefunden worden

---

1 Aus Harden: Köpfe. Porträts, Briefe u. Dokumente. Hrsg. von Hans-Jürgen Fröhlich. Hamburg 1963

sind. Er sagte mir, eigentlich haben wir Politischen mit der Angelegenheit nichts zu tun, es ist der Schulfall des Mordes, *des bezahlten Mordes*. Ich würde nicht eine Sekunde etwas sagen in einer so furchtbar ernsten Sache, wenn es nicht meine tiefste Überzeugung wäre: ich bin der Meinung, es hat kaum jemals einen Fall gegeben, der klarer und einfacher lag. Geldnot, die in der »großen Zeit« des Krieges entstandene Verachtung des Menschenlebens, das doch Selbstzweck ist und ein Heiligtum sein müßte, und andere Zeitererscheinungen haben verwegene, verwilderte - einen stärkeren Ausdruck möchte ich nicht brauchen - Menschen (Gott schuf sie, und so mögen sie dafür gelten) dazu gebracht, einen Menschen töten zu wollen. Diese Menschen, der eine nur ist davon hier, sie waren unredlich in jeder Sache. Sie waren ganz unredlich auch gegen ihre Auftraggeber. Sie waren schlechte Mörder. Ich bin ein sehr arbeitsamer Mensch gewesen, ich bin aber auch ein durchaus unvorsichtiger Mensch gewesen. In allen den Monaten, für die diese Leute bezahlt waren, bin ich unzählige Male im Dunkeln die einsamsten Wege gegangen. Tief in der Nacht bin ich noch auf die Post gegangen. Sie hätten unendlich oft Gelegenheit gehabt, mich zu töten. Sie haben in dieser Zeit gezecht und vielleicht noch anderes getrieben. Will man wirklich unter ernsthaften Menschen, die nun schon tagelang in dieser entsetzlichen, zermürbenden, zum Erwerb ständig hetzenden Zeit ihre ganze sonst der Arbeit gewidmete Kraft an diese Sache setzen, einem zumuten zu glauben, Vaterlandsliebe, der Wunsch, einen »Schädling« zu beseitigen, habe diese Leute getrieben? Es ist doch nicht menschenmöglich, darüber auch nur zu sprechen. Sie haben die Dokumente vor sich, die Briefe, mit denen diese Burschen zur Tat gedrängt wurden. Man treibt sie nicht etwa damit an, daß man sagt: »Nun aber nieder mit dem Schuft!« - nein, der »Herr« Grenz schreibt: »Nun macht aber! ich bin doch auch schon in Geldnot, wir müssen da herauskommen!«

Kann es hier irgendeinen Zweifel über die Motive geben? Der Mord als Kompaniegeschäft ...

Und was geschieht nun? Nun soll das vernebelt, verdunstet, unklar gemacht werden. Schließlich ist es so weit gegangen, in meiner Gegenwart - und es ist sehr schwer für einen kranken Menschen, der diese lächelnden, fidelen Leute sieht, es ist für mich auf die Dauer unerträglich und unmöglich - in meiner Gegenwart wird darüber hin und her geredet, da der Mann doch noch lebe, so gehe doch daraus klar hervor, man wollte ihn gar nicht töten, sonst hätte man es getan; man wollte ihm nur einen Denkkzettel geben, ihn hindern, nach Amerika zu reisen! Dem großen Chirurgen, dem ich meine Rettung verdanke,

wird die Frage gestellt, ob er unter seinem Sachverständigeneid sagen könne, daß aus der Art der Verwundung sicher die *Absicht*, zu töten, hervorgehe. Eine groteske Frage. Und daß ich die Reise nach Amerika aufgegeben hatte, war seit neun Monaten bekannt.

Ich verstehe, daß man auch diese jungen Männer verteidigt. Daß man sie aber so, wie hier versucht wird, verteidigt, daß man einen Menschen, der ihr Opfer geworden ist, der blutend um Mitternacht, bis an die Füße in Blut getaucht, in ein Krankenauto gestopft wird, der aus seiner Tätigkeit herausgerissen wird, der das Werk von dreißig Lebensjahren für lange Zeit aufgeben muß, der ungeheure materielle Verluste von der Sache hat, daß man den Mann noch schlecht zu machen sucht, das ist mir - neu. Bis heute früh war ich entschlossen, - weil ich es unerträglich finde, weil ich es ungeheuerlich finde -, zurückzutreten und zu sagen: es gibt ein Stenogramm dieser Verhandlungen, und das genügt, das Urteil spricht die Welt! Ich habe das nicht getan, weil ich heute früh einen Brief bekommen habe von einem Politiker von europäischem Ruf, der mir gesagt hat: »Wo ich auch hinkomme im neutralen Ausland, überall sagt man mir: *Ihr Deutsche geht zugrunde durch eure Solidarität mit euren Mördern!*«

Um an diese Wirkung zu erinnern, stehe ich heute noch hier. Ob Sie das politisch nennen oder nicht politisch, weiß ich nicht. Ich bin nicht der Meinung und werde mich mit ganzer Kraft wehren, daß man mich hier eingrenzen will, ich sollte mich nur hierzu und dazu äußern. Es ist Gegenstand der Beweisaufnahme gewesen, was hier gegen mich gesagt worden ist. Es kann doch nicht so sein: man hat das Recht, mich mit Dreck anzuspritzen, und ich soll darauf nicht antworten dürfen! Oder glauben Sie, hier so nebenbei über mich richten zu können? - Ich habe ja nichts dagegen, man klage mich an, ich sei Hochverräter, oder ich weiß nicht was sonst noch. Ich bin bereit, mich darüber zu unterhalten; aber hier so nebenbei soll das auch noch getan werden? - Es ist ein Schimpfwort gegen mich hier gefallen; das ist nicht mal gerügt worden. Und es war das einzige harte Wort, das hier von irgendeiner Seite gegen irgendeinen Beteiligten fiel. Gemietete Mordversucher werden gestreichelt, und ihr Opfer soll in Kot gesudelt werden. Das ist deutsche Justiz! Ist festgestellt worden, ob im Gesetze steht: Wer einen Menschen tötet, dem soll das und das geschehen? Setzen Sie doch das Gesetz durch: Wer einen Schädling tötet, der ist frei! oder: Wer einen Juden tötet, der bekommt eine Prämie. Ich habe nichts gegen solche Gesetze, aber einstweilen besteht solch ein Gesetz noch nicht. Nehmen Sie den Fall Kain. Glauben Sie, daß vor einem irdischen

oder göttlichen Richter Kain treten könnte, um zu sagen: »Ich habe den Abel erschlagen, aber was war das auch für ein Kerl!« Glauben Sie, daß man einen Einbruchdiebstahl damit rechtfertigen kann, daß man sagt, der Mann, bei dem wir eingebrochen sind, ist schon mit dem Wuchergesetz in Konflikt gekommen? Oder man schlägt einen tot und macht vor Gericht geltend, das Opfer sei ein dicker jüdischer Schieber gewesen und sei mit voller Tasche aus einem Spielklub gekommen! Entspricht das Ihrem Rechtsbegriff? Es gibt doch eine Staatshoheit und Rechtshoheit auch in der Republik. Die Staatshoheit und Rechtshoheit verlangt, daß die Tat bestraft werden, gleichgültig, wer das Opfer war. An der Sache würde nichts geändert, auch wenn ich das Scheusal wäre, das man hier aus mir machen will. Ich glaube, das Wesentliche dieser Sache ist die Frage: Soll weiter das fortwirken an Terror, was wir jetzt haben, oder sind irgendwo Grenzen gesteckt? Daß man versucht, das alles irgendwie zu verdunkeln, damit die Geschworenen schließlich sagen: Ja, er lebt noch, und ist doch schon alt, er sieht ja noch ganz ordentlich aus, da wird es nicht so arg gewesen sein - das ist doch ekelhaft. Wenn ich ruhsüchtig und applaussychtig wäre, für mich könnte nichts günstiger sein als eine Verurteilung der beiden wegen leichter Körperverletzung. Die Welt würde aus mir einen Märtyrer machen und von unserer Justiz sagen - sie sei ohne Beispiel. Ich fühle mich aber verpflichtet, bis zum letzten Atemzuge dafür einzutreten, daß das, was ich für Recht, Anstand und Ehre halte, zum Sieg in der Gesellschaft gelangt.

Der Kern der ganzen Geschichte ist doch der: Wenn diese beiden Blumenstock und Veilchenfeld hießen und wenn der, der überfallen wurde, einen urgermanischen treudeutschen Namen hätte sagen wir Max Klante (Heiterkeit im Zuhörer Raum, die vom Vorsitzenden gerügt wird) -, glauben Sie, daß es dann ganz genauso wäre? Ich glaube es nicht. Es ist doch hier die tückisch blöde Insinuation den Geschworenen beigebracht worden: Dieser gemeine Jude, undeutsch, der sich spät erst einen andern Namen gemacht hat, eigentlich heißt er Isidor! - Wir wollen darüber ganz offen sprechen. Ich wäre gar nicht unglücklich, wenn ich den schönen - übrigens urchristlichen - Namen Isidor je gehabt hätte. Ich habe aber nie ein Anrecht auf diesen Namen gehabt. Ich habe nie andere Vornamen getragen als heute. Ich bin vor mehr als vierzig Jahren als blutjunger Mensch, zum Christglauben übergetreten. Das war eine Zeit, in der man von Rassenantisemitismus in Deutschland nichts wußte; sonst wäre es wohl eine Art Apostasie gewesen, und ich hätte es nicht getan. Außerdem hatte ich weder den Wunsch noch die Aussicht, aus dem Übertritt Vorteile zu erlangen. Ein jugendlicher Freiheitsdrang hatte mich aus

dem Gymnasium, dem Elternhaus getrieben, und so hatte ich, als ich, diesem Drang kindhaft unklar folgend, zur Bühne ging, meinen Namen gewechselt, wie es damals üblich war, als man den Übergang zur Bühne noch als einen Bruch mit der gutbürgerlichen Gesellschaft betrachtete. Ich könnte mir Menschen vorstellen, deren Christenheit noch viel jünger ist als die meine. Dutzende bekannter Leute aus Literatur und Theater, von Börne bis zu den Herren Reinhardt, Emil Ludwig, Kerr, Klaar und wie sie sonst heißen, haben Namen, Religion oder beides gewechselt. Keinem wird's je anders als aus den dunkelsten Winkeln vorgeworfen. Ich habe mich schon hinter der Schwelle des Knabenalters von äußeren Banden der Religion und Familie gelöst, habe mich, mit staatlicher und kirchlichen Genehmigung, auf mich selbst gestellt: wahrhaftig nicht, um durch eine Art von Mimikry mich etwa germanenähnlich zu machen. Mein Namenwechsel scheint aber ein Verbrechen zu sein, das niemals verjährt. Dabei wird man beim besten Willen dafür keine Motive der Selbstsucht entdecken könne. Der erste Stern am Himmel des Schauspiels hieß damals Matkowski. Da hätte doch der junge Anfänger in der Bühnenlaufbahn in dem ganz ähnlich klingenden Namen Witkowski kein Hindernis für den Aufstieg sehen können. Was habe ich denn gewollt? Habe ich mich jemals nach Staatsämtern gedrängt? –

Es hat immer Attentate gegeben. Geadelt wurden sie dadurch, daß die Täter wenigsten auch ihr ganzes Leben dafür einsetzten, daß sie sich danach drängten, vor Gericht ihre Tat zu vertreten und so für ihre Sache zu wirken. Daß man aber hinterrücks mit einer Eisenstange achtmal auf den Schädel eines Mannes einschlägt (also viel schlimmer als die Affekthandlung eines einmaligen Schusses), daß man dann fortläuft und daß man dem, dem die Flucht geglückt ist, dann alles aufbürdet, um sich selbst zu salvieren, das ist doch etwas anderes. Aber noch eins: Überall richteten sich solche Attentate fast immer gegen solche, die man für schädlich in Ausübung der Macht hielt. Ich hatte keine Macht als die, die mir mein bißchen Verstand und Fleiß gab. Ich ließ ein kleines braunes Heft erscheinen, für das keine Reklame gemacht wurde, das sich nicht der Gunst der Presse erfreute, auch nicht der Presse, die jene Herren die „Judenpresse“ nennen. Und trotzdem mußte ich niedergeschlagen werden in der barbarischsten Weise. Ich verstehe jeden Antisemitismus, aber ich wundere mich, daß man nicht öfter in diesem Lande daran denkt, daß es im wesentlichen dieselben Vorwürfe sind, die der Deutsche dem Juden macht, die ein großer Teil des uns unfreundlichen Auslandes dem Deutschen macht. In beiden Fällen heißt es: Sie sind furchtbar gerissen, sie sind ungeheuer tüchtig, aber auch sehr großmäulig, sie prahlen, und brüsten

sich gern. Das ist kein Zufall; beide Völker, die Juden und in Deutschland besonders der Norden sind, ohne eigentliche Nationalgeschichte, beide in ferne Mythen geflüchtet, um sich eine Geschichte zu schaffen. Die Juden suchten in der Dürre des Logos und an den Quellen des Messianismus ihr Heim. Der deutsche Norden flüchtete in den nordischen Germanenmythos, mit dem er eigentlich sehr wenig gemein hatte. Zwei Völker, die ganz auf ihre Leistung gestellt sind, vierfach zerrissen. Es ist mir unbegreiflich, wie ein so starkes, in seiner Phantasie so herrliches und in seiner Arbeitsleistung so bewundernswertes Volk wie das deutsche sich selbst so herabsetzen kann. Daß es beständig in die Welt hineinbläst: Wir werden von den Juden (die noch nicht ein Prozent der deutschen Volkszahl ausmachen) zugrunde gerichtet! Man darf doch nicht ebenso blind sein gegen das, was schließlich die Judenheit für die Welt und auch für Deutschland getan hat und heute noch tut. Ich habe z. B. oft beobachtet, daß gerade die Juden, soweit sie im Besitz waren, einen Hyperpatriotismus für Deutschland besonders im Kriege gezeigt haben und heute noch zeigen. Es ist ja ein Irrtum, wenn man die Juden immer für die geborenen Revolutionäre hält. Wenn man sie nicht geächtet hätte, so würden sie in Scharen den konservativen Parteien zuströmen. Die preußische Konservative Partei verdankt ja ihren ganzen geistigen Inhalt einem Judenknaben, der Schlesinger hieß und sich dann Stahl nannte. Man tut nach meiner Ansicht den Juden Unrecht, wenn man sich stellt, als hätten die paar Juden, die unter der Fülle deutscher Menschen fast verschwinden, irgendwelches Unheil über Deutschland gebracht. Die für die deutsche Kriegführung so wichtige Erfindung, aus dem Stickstoff der Luft Giftgase zu erzeugen, hat der Jude Haber gemacht. Bei der wichtigeren Ausnutzung dieses Stickstoffes zu Düngemitteln half ihm der Jude Caro. Die Rohstoffversorgung während des Krieges hat der Jude Rathenau bereitet. Der einzige, der England beim Wettbewerb auf dem Meere geschlagen hat, war der Jude Ballin. Trotz alledem: der Antisemitismus sieht in den Juden die gefährlichen Feinde Deutschlands.

Was ist nun erreicht? Der große Gelehrte Albert Einstein ist jetzt in Japan, weil er sich in Deutschland nicht sicher fühlte. Frau Luxemburg, Jogisches, Eisner, Landauer, Mühsam, Toller, Fechenbach: wozu all die Opfer aufzählen? Herr Stinnes sogar, den miserable Bilder mit einer Judenfratze zeigen, war an Leib und Leben bedroht und mußte von der Ruhr an die Spree fliehen. Nur Edelpatrioten stärksten Kalibers, wie die Meisterdiplomaten Maltzan und Lersner, wie der Bayernheros Graf Arco, wie die demokratischen Man-

nesseelen Petersen und Schiffer, spiegeln sich ungefährdet, und ungescholten in Germaniens Ehrenschild: und sind doch, alle fünf, Judenstämmlinge. Es soll kein anmaßender Vergleich sein, wenn ich mich selbst in diesem Zusammenhang nenne. Kann ich mich denn überhaupt noch in eine Stadtbahn wagen? Hier, der privilegierte Herr in der Robe, der Kerngermane, hat doch schon alles gesagt: ich bin Verräter und habe das deutsche Volk geschädigt. Kann ich denn in Deutschland leben, wenn ich immer von Polizisten zu meinem Schutze umgeben sein müßte? Das könnte ich nicht ertragen. Ich bin ein freier Mann, oder ich sterbe.

Soll das so weitergehen? Wollen Sie, daß man in der Welt sagt, man hat nicht übertrieben, wenn man Deutschland ein wildes Land nennt? Der ehemalige Kaiser, den ich immer nach meiner Kraft bekämpft habe, er hat doch niemals versucht, mich ermorden zu lassen, noch hat er sich ein Gesetz gemacht, wonach seine Gegner vor ein besonderes Gericht kamen und die eines Attentates gegen andere, gegen Bürger zweiter Klasse, Angeklagten vor ein anderes Gericht. Muß das denn jetzt geschehen? Dann sorgen Sie dafür, daß Menschen, die als Juden geboren sind, den gelben Fleck bekommen und keine Zeitschriften, keine Bücher herausgeben dürfen. Machen Sie meinetwegen solche Gesetze gegen die Juden. Aber Sie können doch nicht den Terror aufrichten! Sehen Sie denn nicht, wie weit dieser Terror reicht? Daß ein freier Geist sich in diesem Land seines Lebens nicht mehr sicher fühlt? Wollen wir warten, bis sich der Terror auch im Gerichtssaal einnistet?

Nehmen Sie doch einmal an, es wäre ein Jude mit einem dieser unzähligen Prozesse gegen antisemitische Terroristen beauftragt. Und wenn er der edelste Mensch wäre und den reinsten Willen hätte, gerecht zu sein, in seinem Unterbewußtsein muß es doch heißen: »Um Gottes Willen, wenn du jetzt nur irgendwie den Beschuldigten hart anfaßt, dann wird man sagen: Aha, er ist ein Jude! Dann wird man mich beschimpfen, vielleicht auch meucheln! Dann wird die ganze Meute aus dem Dickicht der antisemitischen Presse hervorbellen. Vielleicht wirkt's auf die deutschnationalen Ministerialbehörden, die in dieser seltsamen Republik immerhin denkbar sind. Vielleicht stiftet's zu Überfall, zu Mord an. Es kann die Karriere, kann sogar das Leben kosten!« Wie stark müßte in diesem Mann das Gewissen, wie unbeugsam sein Wille zum Recht sein, wenn er die ungeheure Macht, die unsere veraltete Strafprozeßordnung dem Vorsitzenden gibt, nicht zu trügender Färbung, zu Entstellung des Verhandlungsbildes mißbraucht!

Meine Herren Geschworenen, es wird von Ihrem Spruch mit abhängen, ob es so oder anders sein wird. Für mich und meine Person wird davon gar nichts abhängen. Man hat hier gesagt, ich hätte meine Meinung geändert. Man hat in diesem Saal, fast als wäre ich der Angeklagte, Material gegen mich vorbringen wollen - und dann wollte man mir das Wort abschneiden. Gewiß, es gibt viele Menschen, die furchtbar über mich schimpfen. Ja, spricht das denn gegen mich? Neunzig Prozent der Schimpfer haben nie eine Zeile von mir gelesen; nur über mich Erlogenes. Ich habe früher oft angedeutet, wir würden einem großen Krieg nicht ausweichen können. Warum? Weil wir einen Kaiser hatten, den ich nicht beseitigen konnte; erstens, weil ich nicht morde, zweitens, weil ich leider nicht die Macht hatte, ihn abzusetzen. Einen Kaiser, von dem Fürst Bismarck gesagt hat, »die Mutlosigkeit - er brauchte ein anderes Wort - unseres Monarchen ist der einzige Aktivposten in unserer Politik!« Das Symbol vom Wesen dieses Monarchen waren starke Reden und Rückzüge. Darum habe ich es für meine Pflicht gehalten, das Ausland vor der Meinung zu warnen, daß immer Rückzüge kommen würden. Ich habe hundertmal geschrieben, der Aufruhr im Empfinden des in Militaristenpatriotismus gedrillten Volkes kann über die Person des Kaisers hinweggehen, und es kann und muß vielleicht zu furchtbaren Auseinandersetzungen kommen. Am 18. Januar 1896, dem 25. Geburtstag des Deutschen Kaiserreiches, habe ich geschrieben: »Wird so weiterregiert, dann wird sich eines schönen Tages ein Völkerbund bilden und wird diese Großmacht niederwerfen und alles das, was das deutsche Volk sich erarbeitet hat, wird dahin sein!« Im Sommer 1914 habe ich die Presse flehend beschworen: Seid jetzt still! In diesem Sommer wird die Entscheidung fallen! Ich sehe die Dinge polar. Ich bin ganz talentlos zum Journalisten, ich habe das Bedürfnis nach Wirkung. Dem habe ich Ausdruck zu geben versucht. Ich bin kein Engel, aber ich habe niemals in meinem ganzen Leben mit Bewußtsein etwas Niedriges getan. Schlimm genug, daß ich das hier noch aussprechen muß; auf dem ganzen Globus sind nicht viele Stellen, wo ich es müßte. Wenn richtig wäre, was hier von mir behauptet wird, dann wäre es doch folgendes: Harden hat den Krieg empfohlen, solange niemand davon hören wollte, weil der Schornstein rauchte und der Deutsche seine guten Geschäfte machte, und Harden ist jetzt Pazifist geworden, wo sehr große Teile durch das furchtbare Erleben des deutschen Volkes in ein bitteres Rachegefühl getrieben worden sind. In beiden Fällen hätte Harden doch jedenfalls nicht für seinen Vorteil gehandelt. Daß ich im Laufe dreier Jahrzehnte mich in manchem, in Wesentlichem gewandelt habe, wird mir gewiß nicht zu Schande. Wer das gräßliche Erlebnis dieses Krieges umgewandelt überstehen konnte, den beneide ich nicht. Aber lesen Sie, was ich schon im ersten Monat dieses Krieges schrieb, blicken Sie auf den Vernich-

tungskampf, den die Militärzensur gegen mich führte und in dem ich ihr nicht die winzigste Konzession machte: dann werden Sie begreifen, mit welcher Verachtung ich das Gekläff der Papierannektierer und Tauchbootredakteure aufnehme, die mir Wandlung vorwerfen ... Ich habe bis zum letzten Moment immer gehofft, irgendein Zeichen von Menschlichkeit, von Reue von dieser Seite zu hören (zu den Angeklagten). Es ist ausgeblieben. Diese Armseligen sind ja Werkzeuge, sicherlich, ich weiß nicht, wessen. Hier handelt es sich um ein Niveau, auf das ich mich gar nicht begeben kann. Ich habe von meinem Leben und von meinen Wirkungsversuchen nichts zu verbergen. Ich habe niemand meine Arbeit aufgedrängt. Ich habe weder unter dem alten noch unter dem neuen Regime irgendeinen Posten begehrt. Ich bin im Gegenteil immer ausgewichen, wenn sie mir angesonnen wurden. Ihr Kaiser hat gewollt, ich solle die Friedensverhandlung führen; Ihr Auswärtiger Minister ist zu mir gekommen, um mich zu bitten, mit nach Versailles zu gehen. Nie habe ich einen Finger gerührt, um dieser oder ähnlicher »Ehrung« teilhaft zu werden. Auch nicht in Ihrer Republik, die siriusfern von meinem Ideal ist. Aber das geht Sie nicht an.

Ich habe versucht, meiner Überzeugung in den Wochenheften Ausdruck zu geben. Aus dieser Tätigkeit bin ich herausgerissen worden durch Mordversuch. Wenn Sie finden, es war eine Körperverletzung, so wird kein Wort, das ich noch spreche, Sie daran hindern. Sie werden nach meiner Überzeugung dem deutschen Volk damit ganz furchtbar nach innen und außen schaden; denn es wird eine Ermutigung und Herausforderung sein und allen denen Recht geben, die Schlechtes von uns sagen ... Nein, ich bin im Ausdruck entgeistert und will sagen, nicht von uns, sondern von Ihnen. Wenn Sie mich, weil ich als Judenknabe auf die Welt gekommen bin, nicht haben wollen, dann nicht! Ich habe auch Rathenau oft gesagt: Warum schreiben und sagen Sie immer »Wir« Deutsche? Man will die Juden doch nicht zu den Deutschen rechnen. Ich liebe den deutschen Menschen, aber ich dränge mich ihm nicht auf. Die Art, wie er seine Rechtsgeschäfte ordnet, mag er vor sich, vor seinen Kindern und vor dem, was ich das Weltgewissen genannt habe, verantworten. Was daraus entsteht, ist seine Sache. Zwar ist der Mordversuch von den Angeklagten schriftlich und mündlich zugestanden, zwar hat Ihre Behörde ihn plakatiert; wollen Sie ihn jetzt aber leugnen, wollen Sie diese Mietlinge der Mördergenossenschaft freisprechen und auf dem Prytaneion, zu Belohnung für patriotische Tat, speisen: tun Sie's! Mir wird es nicht schaden.



## Anhang 6

XXX. Jahrg.

Berlin, den 30. September 1922

Nr. 53

---

# Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Nach dreißig Jahren

Nachdruck verboten

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 100 Mark / Einzelheft 30 Mark

Verlag der Zukunft  
Charlottenburg, Königsweg 33  
1922

**DIE ZUKUNFT****Herausgeber: Maximilian Harden**

XXX. Jahrg.

30. September 1922

Nr. 53

**Nach dreißig Jahren**

„Denke man sich einen Artikel über den Feldmarschall Moltke wie den folgende: ‚Hellmuth von Moltke, 1806 zu Parchim geboren, gab, so lange er in der Wiege lag, nicht selten Veranlassung, über seine Unsauberkeit zu klagen, trat als Jüngling in dänische, dann in preußische Kriegsdienste, wurde nach der Türkei beurlaubt, lebte ein Zeit lang als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom und wurde schließlich an die Spitze des preußischen Generalstabes berufen. Während zweier großen Kriege gelang es ihm nur selten, ins Feuer zu kommen; in der Schützenlinie ist er in diesen Kriegen nur einmal gewesen.‘ So himmelschreiend lügenhafte Mittheilungen wie dieser nur wahre Aussagen enthaltende Artikel werden Tag aus, Tag ein in Deutschland zu Tausenden gedruckt und gelesen. Und da soll der Zorn Gottes nicht auf dem Volk ruhen, welches zu schlaff ist, alle die Wahrheit auf diese Weise heiligenden Buben aller Parteien und Regirungen in den Senkgruben zu ersäufen?“ Der Orientalist und konservative Politiker Paul Bötticher, der sich De Lagarde nannte, schrieb, vor vierzig Jahren, diese Sätze: und die von seinem Wort gestriemte Lügenbrut klüngelte sich, um dem Tapferen die Wege in den Hörbereiche deutscher Menschen zu sperren. Lassalle hatte sie besser gekannt, ihr seines wilderen Herzens derbere Wahrheit gesagt; niemals erlahmte er in der Lust, die Schmach ihres alltäglichen Treibens ihr ins Antlitz zu speien: und ihre Polypenarme vermochten ihn zwar nicht ganz der dankbaren Liebe deutscher Arbeiter zu entwurzeln, lockerten aber das Gebild seines Wirkens so schlau aus dem Gedächtniß der Nachlebenden, daß er nur als ein hehrer Schatten noch manchmal, an Feiertagen, den um die Geltung ihres Müehens und Seins kämpfenden Massen vorschwebt. Selbsterhaltungstrieb befahls: denn wer Lassalle las, vom Wollensfeuer dieses Stolzen auch nur ein Fünkchen in sich aufnahm, Der würde vor fast Allem, was in Hauptstädten sich jetzt „Arbeiterpresse“ nennt, von Ekel geschüttelt. Schimpflich breit klafft in Zolas Schöpfung (die heute über den Troß seiner Nachahmer, den aufgepolsterten Herrn Hauptmann und ähnlich achtbare Zaunkönige vergessen, doch all diesen „Betrieb“ überdauern wird)

die Lücke: Frankreichs letzter Romantiker, der in der Epenreihe der Rougon=Macquart die wichtigsten Schachte und Stollen moderner Gesellschaft befuhr, von den Welten der Priester und der Dirnen, von Krieg und Theater, Markthalle, Waarenhaus, Heim und Scholle des gierenden Bauers, von der Wundergrotte und Schnapskneipe, von Salons, Bergwerken, Börse, stinkiger Kleinbürgerkaserne alles den Blick hemmende Gebälk, Wände, Gobelins, deckende Fetzen riß, hat nicht den Muth aufgebracht, den Roman der Presse zu schreiben. Weil er wußte, daß sie ihn vehmen, daß selbst er, all in seines Ruhmes Hochsommerpracht, diesem Buch wohl schwer einen Verleger finden werde. Der Flaubertschüler Maupassant hatte mit dem (fast nie grellen) Licht aus dem Scheinwerfer seines allverschönenden Genies in dem Meisterwerkchen „Bel=Ami“ immerhin ein paar seltsame Pflanzen und Amphibien im Sumpf der Presse abgetastet. Zola belichtete, ohne sich den Kanal der Nase zu verstopfen, nur die Ränder des Sumpfes; zog dem heraklischen Wagniß, ihn auszubaggern, das bourgeoise Unternehmen vor, mit starken Armee-corps der Presse gegen Federbüsche und Weihrauchkessel zu kämpfen. Daß der oft genialisch Unkluge in diesem Handeln die ererbte Italerklugheit („le génie de la juxtaposition“: nennt sie Herr Anatole France) bewährt hat, ward durch Erlebniß von gestern auch Zweiflern bewußt.

1919. Eisner war die blankste Feder des deutschen Sozialismus, eine in Feierstunden fast cyranisch spitze, das, vielleicht, farbigste, in grazilem Schwung kräftigste Talent unserer Presse: und darum gevehmt, rundum fast nur benörgelt, niemals an die goldenen Göttertische zugelassen. Neun Dutzend Abgeordnete: doch kein Sitz für Diesen. Nicht einmal die Leitung des „Vorwärts“, dem nur er, vor und nach ihm Keiner, die ganze Gemeinde der Geistigen erwarb, wurde ihm gegönnt. Als den Nachfolger Wilhelms Liebknecht in dem „Centralorgan“ habe ich ihn kennen gelernt. Er war verleitet worden, den harmlos freundlichen Alfred Krupp als Homosexuellen zu pritschen, dessen Wandel in Capri schimpfliches Aergerniß aufwirble; konnte keinen zureichenden Beweis erbringen und versehrte sich in Sorge um das Schicksal des angeklagten Verantwortlichen Redakteurs, den die von Bosheit funkelnden, von dem Kaiser überlaut verdammten Artikel sicher ins Gefängniß liefern würden. Von dieser den Heger ehrenden Sorge erzählten mir Eisners nächste Parteigenossen; und da ich zu erweisen vermochte, daß der böse, wahrscheinlich gundlose Klatsch, ehe er aus dem „Vorwärts“ troff, von den Allernächsten und Allerhöchsten geglaubt und verbreitet worden sei, konnte ich den Pfad weisen, auf dem der (auch der Partei höchst lästige) Prozeß zu umgehen war. Eisner kam zweimal zu mir; ein stiller lärmscheuer

Buchmensch, Logosmensch mit den Merkmalen des Tuberkulösen. Die Furcht, durch Leichtsinns die Athemfreiheit eines Anderen zu gefährden, lag mit Albenschwere auf ihm; und wich erst, als mir gelungen war, vor der Hauptverhandlung, im Dunkel, die Einstellung des Strafverfahrens zu erwirken. Auch die Qual des Empfindens, an Krupps Selbstmord (in den die Enttäuschung durch Allernächste und Allerhöchste den fromm Vertrauenden getrieben hatte), mitschuldig zu sein, konnte ich von ihm scheuchen. Diese Gewährung menschlicher Hilfe ließ aus dem kranken Hirn eines von Eisners jungem Ruhm Beschatteten den albernen Verdacht sprießen, ich suche Einfluß in das Strombett der Sozialistenpartei. Verkehr mit den vor dem Marxistendogma Lauen, Rettung Eisners, der den Fehlgang der Beweisaufnahme in seinem berliner Preßamt nicht überlebt hätte, Wandlung von Parteigefahr in Parteitriumph (Verfahrenseinstellung): dahinter witterten wüthende Narren die Brunst eines Ehrgeizigen. Schnell war der alte, bis ans Grab leichtgläubige Bebel aufgeputscht und das Gewölk erdünstelt, das sich in das Schimpfgewitter des dresdener Parteitages entlud und aus dem die rothe Fraktion zerbeult und zernarbt, unsicher blinzelnd, wieder ins Licht trat. Von fern gab der tapfere Kurt mir ein nobles Gedenkzeichen: in das Centralorgan übernahm er, Wort vor Wort, die Artikel, in denen ich ohne Schonung und Zagheit mit „Bebel und Genossen“ abgerechnet hatte. Bald danach schied er aus dem wichtigen Amt; aus Berlin. Seit 1907 saß er als Redakteur in Nürnberg. Erlangte das bayerische Staatsbürgerrecht. Ging nach München. Und zog sich, als der Krieg begonnen hatte, aus politischer in literarische Arbeit zurück. Weil die „Münchener Post“ sich zu David=Scheidemann, nicht zu Haase=Kautsky gesellte; weil er seine Ueberzeugung nicht vertünchen wollte und ohne den Zins seiner Feder doch das Leben nicht fristen konnte. Ewig=Wackere, die diesen Zusammenhang kennen mußten, haben den Mann, dem die Hexe Politik schon 1897 neun Monate Gefängniß beschert hatte, als „Feuilletonisten“ bespöttelt. Auch, weil ihm manchmal Verse gelangen, und sein Wesen musisch tönte, als „weltfremden Dichter“, dessen Verirrung ins Politikergeschäft die Lippe des Geschulten in die Schmunzelfalten der Dame Eironeia kräuselt. Verliert, wer in sich Musik hat und ihr Klingen nicht dämpft, in der Gilde der Leitartikelspinner das Zunftrecht? Erst 1917 habe ich Eisner wiedergesehen; in München hat er mich aus dem Hotel abgeholt und auf den Bahnhof geleitet. Er war Fünfzig, sah aber viel älter aus, krank und dürftig; und in der leisen, nur durch Seelenkraft eindringlichen Rede spürte ich das Glimmen des Sehns nach Handlung. Könne sie in der Zeit deutscher Gewissensfinsterniß Anderes sein als Opfer? „Im Zuchthaus lieber

als in der Lungenheilstätte faulen.“ Würde dem Volk daraus nur Ertrag! Vernunft liegt so lange in Knebeln, wie der Blindglaube an die Allgewalt der Militärmaschine die Tiefen und Höhen der Volkheit beherrscht. Im nächsten Winter schürt Eisner den Proletarierringroll; ruft ihn in die Pflicht, durch Massenstrikte die Kriegsindustrie lähmen; und wird, dicht vor dem Ziel, in der letzten Januarnacht 1918 verhaftet. Nach dem Kriegsbrauch des Reichsgerichtes sind ihm, mindestens, sechs Jahre Zuchthaus gewiß; und nicht drei würde der Phthisiker überdauern. „Man sagt, er wollte sterben.“ Im Oktober, zehn Tage nach Deutschlands Bitte um Waffenstillstand, wird er, weil ihn die münchener Arbeiter in den Reichstag abordnen wollen, aus der Untersuchungshaft entlassen. In der achten Novembarnacht stürzt er, mit einem Jüngerhäuflein, die Regierung, Militärmacht, Dynastie der Wahlheimath; sitzt dem Provisorischen Arbeiter-, Bauer- und Soldatenrath vor. Und ist am Neunten Ministerpräsident des Volksstaates Bayern.

Unter den von der rothen Woge Gehobenen war er der Einzige, der die drängende Nothwendigkeit seelisch=geistiger Revolution fühlte, sie für wichtiger als die rasche Umstülpung der kranken Volkswirtschaft hielt und die Pflicht sah, durch muthiges Eingeständniß von Schuld und Fehl das Vertrauen der feindlichen Welt zurückzugewinnen. Daß ich, ehe er zu Wort kam, auf diese Zwillingspflicht, allen Gewalten zum Trotz, seit Jahren wies, hatte den hundert Fragen des staatlichen Lebens anders Beantwortenden mir genähert. Ihn habe ich nicht wiedergesehen; nie, seit er Minister hieß, unmittelbar von ihm eine Nachricht empfangen. Der junge Privatdozent Dr. Muckle, der in seinem Auftrag die Bayerische Gesandtschaft in Berlin leitete, von dem an Wissen, Ernst, heiligem Eifer ihm tief unterlegenen „Volksbeauftragten“ Ebert aber (just deshalb) schlecht behandelt wurde, hat mich aufgesucht; und darüber nach München berichtet.

*„Sehr verehrter Herr Eisner! Gestern abend, am achtzehnten November, hatte ich eine lange Unterredung mit Maximilian Harden, der sich in einer verzweifelten Stimmung befindet. Harden stimmt mir in der Beurtheilung der politischen Lage vollkommen zu, und da ich nicht als Privatmann vor Harden stand, so erklärte er, durch mich erst habe er wieder einen Lichtblick gewonnen. Er bedaure sehr, mich nicht früher gesprochen zu haben; viele Qualen wären ihm erspart geblieben. Harden und ich beurtheilen die politische Lage folgendermaßen:*

1. *Die herrschenden Regierungsmänner sind unfähig, die großen Aufgaben zu lösen, die in diesem Augenblick das niedergeworfene, von Kräften*

*des Aufruhrs durchzuckte Deutschland bedrängen. Harden bekräftigte meine Urtheil: es handelt sich um Klein- und Spießbürger oder doch um Menschen ohne Leidenschaft und Schwung, denen die Revolution kein heiliges Erbe ist, das es zu mehren gilt, sondern irgendein politischer Vorgang, den man hin- nimmt, wie einen Punkt der Tagesordnung einer Parlamentssitzung, Während in Bayern förmlich lebensdurstige Kräfte aufquellen, ein Drang zur Höhe die Massen belebt und ein feierlicher Ernst das gewaltige Ereigniß weiht, herrscht in Berlin Verdrossenheit, eine bange Schwüle. Man hat den Eindruck, als ob das Ideal des Sozialismus die Regierungsmänner kalt ließe, das Wort Sozialismus, mag es auch in eine ferne Zukunft weisen, verpönt wäre. So ist die Folge, daß die den Kreisen der Reaktion angehörenden denkenden Geister die Bewegung belächeln, als einen Vorgang ohne fortwirkende Kraft betrachten. Ebert mag ein aufrichtiger, pflichteifriger Mensch sein: jeder weite Blick, jede Selbstständigkeit in der Beurtheilung der Lage, der politische Instinkt, der das erst Werdende wittert, geht ihm ab. Erzberger, den ich gestern sprach, hat man richtig als den süddeutschen Scheidemann bezeichnet. Auch ich habe den Eindruck bekommen, daß er bei allem Fleiß seiner Aufgabe nicht von fern gewachsen ist. Er ist ein Kleinbürger ohne tiefere Bildung, ein Emporkömmling, dessen wichtigste Sorge war, zu fragen, ob ich mich mit Excellenz anreden lasse. Und Männer solchen Schlag- es sollen dazu berufen sein, ein Volk, das in einem Abgrund stöhnt, wieder ans Licht zu führen! Harden ist verzweifelt, ich selbst aber komme aus dem Staunen nicht heraus, daß Derartiges überhaupt möglich ist.*

2. *Die Reaktion ist im Anzug. Die proletarischen Gruppen bekämpfen sich in leidenschaftlichster Weise, während auf der anderen Seite eine ganze Reihe der schlimmsten Vertreter des alten Systems wichtige Positionen inne- haben. Die Offiziere, deren Geist sich selbstverständlich nicht von heute auf morgen gewandelt hat, wagen sich wieder keck hervor; im Reichskanzlerge- bäude (ein typischer Fall, den ich selbst erlebte) schreit ein Regierungsrath mit junkerlicher Stimme, daß die Halle erdröhnt; im Osten bemächtigen sich hohe Offiziere der Soldatenräthe.*

3. *Die Gefährdung durch Liebknecht ist groß. Harden wie ich geben Liebknecht Recht, wenn er betont, daß die Revolution eine Halbheit, ja, we- niger als Dies ist und daß es ein Leichtes sein wird, sie abzuwürgen. Lieb- knechts Haß richtet sich wohl gegen die Vertreter des alten Systems, vor Allem aber, wie er sich ausdrücken könnte, gegen die Verräther unter den Sozialisten. Aber wenn Liebknecht die Diktatur des Proletariates preist und*

*den Terror heilig spricht, so birgt eine solche Agitation ungeheure Gefahren. Sollte es Liebknecht gelingen, mit seinem Geist größere Arbeitermassen zu entflammen (und mit dieser Möglichkeit muß gerechnet werden), so ist nicht nur nicht an Friedensschluß zu denken, sondern es muß selbst damit gerechnet werden, daß die Entente mit eherner Hand Ordnung schafft. Was Das bedeutet, brauche ich nicht auszumalen.*

*Um die versinkende Flamme des revolutionären Geistes zu beleben, müssen wir verlangen (Das ist auch Hardens Meinung)*

*a) sofortige Veröffentlichung der Geheimakten, Verhaftung der Schuldigen, Einsetzung eines Staatsgerichtshofes.*

*b) Es sollte versucht werden, die Regierung sofort von den unfähigen Elementen zu säubern. Eine Regierung muß gebildet werden, die aus überzeugten, starken, hochgebildeten Männern sich zusammensetzt, die auch vor den Augen der Feinde bestehen können; und es ist sehr zu erwägen, ob nicht Liebknecht aufzunehmen wäre, um ihn, der gefährlich ist wie ein Sprengstoff, zu versöhnen.*

*Sollte die Reichsregierung unseren ernstesten Vorstellungen kein Gehör schenken, so müßten wir den Abfall des Südens wenigstens androhen. Preußen hat uns in das Unglück des Krieges gestürzt, es soll uns nicht noch tiefer in den Abgrund, aus dem wir uns herauszuarbeiten suchen, hinabdrücken.*

*Die Lage ist sehr ernst. Der hamburger Soldatenrath verlangt die Verlegung des Reichsmarineamtes nach Hamburg, in Sachsen macht sich ein gefährlicher Radikalismus geltend, kurz, während im Süden Ordnung herrscht, grollen im Norden dämonische Kräfte, die irgendwie gebändigt werden müssen. Vielleicht ist es gut, wenn Sie den Ministerrath einberufen, auf daß ich mit Vollmachten ausgestattet werden kann. Es muß sofort gehandelt werden.*

*Harden ist weitaus der bedeutendste der Politiker, die ich bisher gesprochen habe. Eine gewisse Leidenschaft ist ihm nicht abzusprechen, an Bildung überragt er die anderen unendlich. Heute abend wird er sich bei mir einstellen. Ich glaube, daß Harden als Delegirter bei den Friedensverhandlungen schon seines Ansehens wegen, das er auf der Seite der Entente genießt, Großes leisten könnte. Wie stellt sich die bayerische Regierung zu einer Entsendung Hardens? Der Gesandte Muckle.“*

Diese Darstellung ist im Wesentlichen richtig; auch die Stimmung und Voraussicht, die sie zeigt, als, leider, allzu berechtigt seitdem erwiesen. Daß

der Berichterstatter sich als den Gedankenfinder, mich als den Zustimmenden zeigt, ist nur alltäglich=menschlich. Der Abgeordnete Dr. Pius Dirr, der den Bericht, mit vielen anderen „Bayerischen Dokumenten zum Kriegsausbruch und Versailler Vertrag“ veröffentlicht hat, stolpert, ahnungslos, in zwei Behauptungen. Die erste: „Harden hatte bis 1916 die Kriegführung in schroffster Form und die weitestgehende Annexionpolitik verfochten.“ Offenbar deshalb bin ich vom ersten bis in den letzten Monat des Krieges von der Militärdiktatur mit dem grimmigsten Haß verfolgt, ist mir Beschäftigung in der Schreibstube und Schutzhaft angedroht, mein Name in die Fahndungsliste der Grenzorte eingetragen, meine Wochenschrift durch unzählige Konfiskationen, Chicanen und zehn Monate währendes Erscheinungsverbot fast völlig ruiniert worden. Die Hefte der „Zukunft“ sind noch zu erlangen und werden länger leben als alle Entstellungsversuche, Schimpfschreibereien und Lügenbündel. Auch aus meinen höllisch deutlichen Briefen an das Oberkommando in den Marken ist schon genug veröffentlicht worden, woraus Redliche die Wahrheit erkennen konnten. Diese löbliche Behörde hat im Dezember 1915 „im Interesse der öffentlichen Sicherheit das Erscheinen der ‚Zukunft‘ verboten“; für unbegrenzte Zeit; die Beschlagnahme einzelner Hefte war oft vorgegangen. Aus der Rechtsverwahrung, die ich danach an den Reichskanzler und den Oberbefehlshaber, später, als „Vertrauliche Mittheilung“, an die Abonnenten der „Zukunft“ sandte, wiederhole ich ein paar Grundsätze. „Das Gewissen, die Kenntniß und Erfahrung des Politikers befahl, sich selbst und Andere vor trügenden Wahn zu behüten und in die Pflicht tapferer Geduld zu rufen. Der Kampf ist schwer; kann über alles Erwarten lang werden. Verwechselt nicht Leistung und Ertrag; in keinem Lebenszustand sichert selbst die unübertreffliche Leistung den Ertrag; den sie als Ziel sah. Enttäuschung verkrüppelt den Muth. Kommt jemals ein Rückschlag; er muß Euch gerüstet finden. Wir dürfen nicht, weil das Heer den Heimathboden vor Einbruch bewahrt hat, uns in den Glauben betten, die Gefahr sei fast überwunden und dicht vor uns liege der endgiltige Sieg. Noch immer gehts um Alles; um Sein oder Nichtsein. Das (und dieser Gedankenfolge Aehnliches) ist den Lesern vom ersten Kriegstag an gesagt worden. Daneben wurde ihnen das geschichtliche Werden der feindlichen Völker, ihres Wollens und Fühlens, gezeigt; mit allen Darstellungsmitteln, auch, so weit sie erlangbar waren, mit denen des Dichters, der, statt trocken zu vernünfteln, abzuurtheilen und zu vertheidigen, Gestalten zu schaffen und sie selbst ihre Sache führen zu lassen strebt. Der Leser sollte Wind und Wolkenzug, Haß und Neid aus eigener Wahrnehmung kennen lernen; wissen, was draußen ist, und kosten, was im Höllenkessel des

verriegelten Jenseits gekocht wurde. Er ward ermahnt: Nicht an Haß uns zu sättigen haben wir, sondern das uns Nothwendige vom Feind zu erzwingen (das uns Nothwendige, nicht etwa, was ihm, ohne nüchterne Voraussicht des Künftigen, in uns günstiger Kriegslage abgepreßt werden könnte); der Ruf eines Staatsmannes wird nicht durch das Viel oder Wenig seiner Friedensforderungen bestimmt, sondern dadurch, daß er nur die nationale Sache, nicht eigenen Vortheil, bedenkt und nicht um Haaresbreite von dem ihm nothwendig und zugleich erlangbar Scheinenden weicht; trotzdem ein Staatsmann, um sich Gunst und Beifall, Einzelner oder der Masse, zu sichern, in vertönender Rede viel gefordert hat, kann er schwächlich sein: und wiederum ungemein stark, trotzdem er auf der Ueberzeugung steht (und mit ihr zu fallen bereit ist), daß seines Landes Zukunft in einer bestimmten Stunde die Bescheidung in geringe Forderung sofort münzbaren Ertrages heischt. Wer diese Gedankenbahnen, als ein Seelenerlebniß, durchwandert hat, wird nicht Märchenwunder erträumen und nicht in Enttäuschung ermatten, wenn ihm Wirklichkeit ihr Gebot aufzwingt.“ (30.12.15.) Sechs Monate zuvor hatte ein mir fremder süddeutscher Jüngling, dessen mein Mühen wägende Feldbriefe mir, als er gefallen war, geschickt wurden, an seine Eltern geschrieben: „Die ‚Zukunft‘ hat mir sehr viel Freude gemacht. Ein Gefühl, wie nach Jahre langem Dreck wieder in ein sauberes Hemd zu kommen, nach all dem widrig=giftigen Schleim der Zeitungsdruckerschwärze, der ja sein muß, diesen erlesenen Geist menschlich, aufrichtig im Rahmen der Jahrtausende urtheilen zu hören. Leider, leider glaubt er, daß ‚unsere Zuversicht noch einmal überwintern müsse‘. Ich glaubs ja nicht; aber er ist schließlich einer der gescheitesten Kerle, die in Deutschland umherlaufen, und weiß, was er sagt.“ (2.7.15.) „Harden sagt wirklich nicht aus Prinzip das ‚Andere‘, sondern ist vielleicht der einzige Publizist, der sich klares, historisch=objektives Denken bewahrt hat. Daß er dadurch oft mit der Oeffentlichen Meinung in Konflikt geräth, liegt im Wesen der Sache. In einem Absatz von ihm sind mehr Gedanken, ist mehr göttlicher Funke als in den Leitartikeln von zehn Jahrgängen.“ (14.7.15.) Zum ersten Mal in dreißig Jahren drucke ich, der ein Dutzend Hefte mit Hymnen Namhafter, Höchstberühmter füllen könnte (private Paianen: denn öffentlich hat von Allen kaum Einer je ein gutes Wort über mich zu sagen gewagt), hier Sätze, die mein Werk loben. Weil die Frechheit der Lüge mählich jedes Rieselfeld überstinkt; weil in einem Zustande, der nie bisher die Gewißheit verbürgte, noch einmal zu den Gefährten langen Weges sprechen zu dürfen, mich Pflicht dünkt, nicht jetzt noch alle Jauchetümpel Pest athmen zu lassen. Fraget die Militärcensoren,

die durchaus Königlich=Kaiserlichen Hauptmänner Von Vietsch und Dr. Beer (Beide, versteht sich, „liebe Freunde“ des emsigen Allumwerbers Rathenau), wie im Krieg meine Haltung war und ob ich in irgendeiner Fährniß je vom Wall meiner Ueberzeugung gewichen bin. Noch im Herbst 14 wurde mir vom Oberkommando „eröffnet“: Excellenz Kessel (dessen persönlichen Haß ich durch seine leise Errettung aus zwiefach ihn tödtlich bedrohender Familienschmach erworben hatte) könne nicht länger dulden, daß ich, als Einziger, „genau so schreibe wie in Friedenszeit.“ Auch mich hat Monate lang das dichte Gesträhn amtlicher Lüge, der ruchlos niederträchtigsten, die je erdacht ward, umgarnt. Sofort aber habe ich das schimpflichste Thun, den Einbruch in Belgien, gerügt; und schon im dritten der nach Kriegsausbruch erschienenen Hefte gesagt, was vier Jahre später Herrn von Kühlmann das Staatssekretariat kostete: „Diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht.“ Daß der Aufruf der Dreiundneunzig „an die Kulturwelt“ uns „nur Hohn einhandeln, beschämendes Aergerniß werden“ könne, wurde im Oktober 14 hier ausgesprochen; Genossenschaft mit Envers Jungtürken rauh abgewehrt: und die Wochenschrift drum, schon damals, verboten. So habe ich „die Kriegführung in schroffster Form und weitestgehende Annexionpolitik verfochten.“ Fraget, wenn Ihr nicht lesen könnt. Zweite Behauptung des Doktors Pius: „Nach der Revolution überbot Harden sich in fortgesetzten tollen Anschuldigungen nicht nur der ehemaligen Kaiserlichen Regierung, sondern auch des deutschen Volkes, nach dem auch von Förster gebilligten Motto: „Deutschland hat den Schlaf der Welt gemordet.““ Mit Sätzen dieses Kalibers, über das nach Lagarde nichts mehr zu sagen bleibt, wurden die Mörder gewaffnet, die mich seit Jahren bedrohen, umlauern und nur um Fingersbreite jetzt ihr Ziel verfehlt haben. Daß ein Hirnchen heute noch wähnt, das von den Ebertinern gedrehte Ding sei Revolution gewesen, mag hingehen. Die „Zukunft“ war, als der verschmutzte Lügenbau, endlich, zusammenbrach, schon wieder seit fast drei Monaten verboten; und (brauche ichs zu erwähnen?) nicht Einer der Würdigen, die mir mit wackelnden Ohren leis „Bewunderung“ zuflüsterten, hatte in irgendeiner Stunde dieser langwierigen Schweigegebote mich je zu Aussprache in seine Zeitung oder Zeitschrift eingeladen. In keinem anderen Lande der Erde wäre so feste Klüngelung unter Ruthenstreichen, so wonniges Schlürfen der von militaristischer Frechheit dem Geist angethanen Schmach je denkbar gewesen. An Deutschlands Mauern klebte

noch am neunten November 18 der Aufruf, worin der Herr von Hindenburg kündete: „Auch im Krieg lassen wir jede Meinung ungehindert zu Wort kommen. Wir haben im Osten den Sieg errungen und sind stark genug, es auch im Westen zu thun.“ In meine letzte Rechtsverwahrung hatte ich, im August, an den Oberbefehlshaber geschrieben: „Jeder politisch Gewissenhafte konnte sich sagen, daß der von dem Reichskanzler Grafen Hertling gewählte krumme Weg der, vielleicht, letzten Möglichkeit raschen und doch würdigen Abschlusses ausbog. Mit dem Präsidenten Wilson werden wir schließlich zu rechnen haben. Die Kaiserliche Regierung wird spätestens im Herbst mit ihm Fühlung suchen. Ich hatte, nach ernstester Ueberlegung, den Anfang eines Aufsatzes geschrieben, der sich direkt an Wilson wenden und ihn an die Unmöglichkeit mahnen sollte, durch Gewalt sein Ziel zu erreichen: als meinen Wirkungsversuchen wieder ein Ende bereitet wurde.“

In Hamfelde hatte ich um die selbe Zeit auf den Wunsch Ballins, dessen Besuch im Großen Hauptquartier nun, zum ersten Mal, die Generale wollten, niedergeschrieben, was über das Außen und Innen unserer Lage dem Kaiser gesagt, auf welchem Weg und von welchen Personen der Friede, schmerzlicher, doch würdiger, gesucht werden müsse. Nach seiner Rückkehr schrieb mir Ballin, Wilhelms Scheu vor bitterer Wahrheit und die Geschicklichkeit des allüberwachenden Kabinettschef habe ihn gehindert, bis an den Kern meiner Darstellung vorzudringen. („Sie werden mich gewiß für einen Esel halten.“) Er bat mich, in dem herbstlich düsteren Deutschland kein Mittel unversucht zu lassen; und am achtzehnten Oktober entschloß ich mich, an den Kaiser, ohne irgendwelche Kurialien der Ehrerbietung, zu telegraphiren: mir schein Pflicht, ihm auszusprechen, was ist. Er ließ sofort antworten, er sei, leider, in den nächsten Tagen nicht frei, doch werde zunächst der Chef seines Civilkabinetts mich gern in jeder Stunde, die ich telephonisch angebe, empfangen. Auch dieser Pflicht glaubte ich mich nicht entziehen zu können; und verbarg, in langem Gespräch, dem Minister Klemens Delbrück, der Nachfolger des Herrn von Berg geworden war, nicht das kleinste Stück schwarzer Sorge. Nur die noch tiefer wurzelnde Unpopularität seines ältesten Sohnes schütze den Kaiser vor Entthronung; wie lange? Er müsse Etwas thun; Volksrechtsreform größten Stils, nicht in Bröckchen, schnell gewähren, nicht nur verheißen. „Ein Kaiser darf nicht latiren; er ist verloren, wenn er sich ins Dunkel verkriecht.“ Delbrück bat, stets, wenn ich ihn sehen wolle, nur die Stunde anzusagen, und schloß, im Vorraum, die Aussprache mit dem Satz: „Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß gehandelt werden muß, und Sie dürfen gewiß sein, daß ich dem Kaiser, der an Abdankung gar nicht denkt, Ihre

Worte genau wiederholen werde.“ That ers, dann sind auch sie unwirksam verhallt. Ich war damals gegen die Abdankung oder Entthronung; bin auch öffentlich, trotz heftigem Widerspruch der Hörer, dagegen aufgetreten. Sie kam zu spät und zu früh. Der Volksmehrheit war der Wechsel der Staatsform nicht Bedürfnis der nach freier Schicksalsgestaltung drängenden Seele, sondern ein Mittel zu Erlangung glimpflichen Friedens. Dessen Abschluß und Unterzeichnung aber mußte sie „Allerhöchstdemselben“ überlassen, der den Krieg erklärt hatte: sonst blieb auf der schuldlosen Republik der Fleck, der nach jeder Machtminderung auf den dafür Verantwortlichen haftet. Heute verkennt kein Wacher, wie unbesonnen der Einfall war, nach Compiègne, statt der zu Verhandlung mit dem Marschall Foch berufenen Herren von Hindenburg und Ludendorff, die Erzberger und Winterfeldt zu schicken und die versailer Pein nicht der welken Kaiserei aufzuzwingen. Der danach geschaffenen Deutschen Republik wäre draußen der Verdacht des „camouflage“, bewußten Truges, drinnen der noch gefährlichere Vorwurf erspart worden, erst ihre Schwachheit habe das Unglück des Landes verbreitet. Diese Republik hätte, unter nicht allzu plumper Geschäftsführung, nach ihrer Geburt rasch manche Milderung der Friedensbedinge erwirkt; und stünde auf eigenem Grund und im Welturtheil jetzt anders als das Nothgebild aus enttäuschendem Schreck und kurzsichtiger Schlaueit. Im Herbst 18 gelang mir nicht, Mächtige dieser Auffassung zu gewinnen. Ich mußte, nach Bismarcks weisen Rath, „der Schwerkraft der Ereignisse ihre Wirkung lassen und die Sache einstweilen so nehmen, wie sie liegt.“ Und stand dann entsetzt vor der Unzulänglichkeit der neuen Reichsprokuristen.

Eisners berliner Vertreter hatte mich aufgesucht und ich habe seinen Besuch erwidert. Der junge Gelehrte, dessen erstes Buch von den Sozialisten gerühmt wurde, saß mit einem noch jüngeren Gefährten in dem Prunkbau der Bayerischen Gesandtschaft. Ohne irgendeinen anderen Helfer. In dem engsten Zimmer; neben dem Schreibzeug ein Schwarzbrot, Butter (in Papier) und ein Küchenmesser auf dem Tisch. Ein Bildchen, das an Revolution glauben ließ. Für deren Sache glühten die Zwei in heiligem Eifer. Ob Reifere, des politischen Geschäftes Kundigere in dem Berlin dieses Novembers mehr erreicht hätten? Unwahrscheinlich. Weder von Eisner noch von dem Doktor Muckle habe ich je wieder gehört. Der Wunsch, mich zu der Friedensverhandlung zu delegiren, ist bis in den März 19 oft, sogar von leibhaften Ministern und von dem Kaiser, noch am Tag der Abdankung in Amerongen, ausgesprochen worden. („Er war immer mein Feind, könnte jetzt aber viel mehr als die Anderen nützen.“) Ich habe nie einen Finger zu Förderung dieses

Wunsches geregt; zu tief unterschied meine Auffassung des Nothwendigen und Möglichen sich von Erzbergers und des Außenministers, als daß Gemeinschaft ersprißlich werden konnte. Die Behauptung, ich habe „zu den Belasteten gehört“, ist seltsam falsch, wenn sie nicht nur sagen will: Belastet mit Irrthum, von dem Menschenwesen nie ganz frei wird. Womit sonst? Vom ersten Tag meiner politischen Willensversuche an habe ich Wilhelm, die in Bein und Fleisch wandelnde Kriegsursache, bekämpft, aller Verfolgung, Chicane, Vehme, zwei Einsperrungen, von je sechs Monaten getrotzt, schon im Januar 1896 hier vorausgesagt, gegen das laute, der Welt unerträgliche Irrlichteliren dieser Regirerei werde sich ein „Völkerbund“ bilden, und mit seiner Uebermacht das Deutsche Reich niederzwingen. Die Taktik dieses dem Einsamen schweren Kampfes mußte sich den Umständen anpassen; und daß ich, nach dem ersten Franzosensieg an der Marne, um Defensive, fortan nur die Reichsgrenzen schützende Kriegsführung empfehlen zu können (ohne sofort und für die ganze Dauer der Diktatur „unschädlich gemacht“ zu werden), die Hoffnung auf freundliche Eingliederung Belgiens, als eines Bundesstaates, ins Reich aussprach, gesellt mich doch wohl nicht den nach Annexion Gierigen. Das deutsche Volk habe ich niemals „angeschuldigt“, sondern hundertmal, ohne ihm, freilich, zu schmeicheln und seine Mängel zu hehlen, gegen grundlose Anschuldigung vertheidigt, Fehl und Schuld der Kaiserlichen Regirung, wo sie gerügt wurden, stets erwiesen; und daß der Wehruf, Deutschland habe den Schlaf der Welt ermordet, berechtigt, allzu berechtigt war, kann nur leugnen, wer noch heute nicht sieht, was seit dem Kriege geworden ist, nicht sehen will, in welchem Umfang Deutschland (schon im Bezirk des greifbar Materiellen) durch die rauhe Aufrüttelung anderer Völker, die seine gewerblichen Methoden nun nachahmen, geschädigt wurde. Die selben Ehrenwerthen, die, trotz allen erwiesenen und erweislichen Thatsachen, mich den Chauvinisten und Kulturstrebern zuzählen, schelten den armen Eisner einen Fälscher, gewissenlosen Wicht und speien Geifer auf das Grab des Gemordeten. Er hat nicht gefälscht; hat nicht als Historiker, sondern als flinker Journalist seinen Aktenauszug gemacht. Der war eine revolutionäre Handlung: und, dennoch, nicht unwahrhafter als von der Krimkriegszeit bis auf die deutschen Weißbücher irgendeine Urkundensammlung kaiserlicher oder königlicher Regirungen. Eisners Hast übersah Wichtiges, auch wenn es seinem Planen nützlich werden konnte. Ich kann hier nur ein Beispiel anführen.

„Königlich Bayerische Gesandtschaft.

Berlin, 9. Dezember 1914.

Hochverehrter Freund!

Das französische Gelbbuch liegt hier noch nicht vor. Die Zeitungen haben aber bereits Auszüge gebracht. Der Artikel des ‚Matin‘ erwähnt eine Unterredung zwischen Eurer Excellenz und dem Französischen Geschäftsträger Herrn Allizé, die auch in deutschen Zeitungen behandelt wird. Nach dem ‚Matin‘=Auszug hätten Eure Excellenz Herrn Allizé gesagt, daß Ihnen das österreichische Ultimatum bekannt sei. Nach dem Berliner Tageblatt hätte Ihre Mittheilung gelautet, daß das Ultimatum Ihnen in seinen Hauptzügen bekannt sei und Sie die Lage für ernst hielten. Ich lege die erwähnten Ausschnitte sammt einem Ausschnitt aus den ‚Times‘ in der Anlage vor.

Heute hat mich Graf Wedel auf die Sache angedet und bemerkt, daß diese Zeitungsmeldungen hier großes Aufsehen erregt hätten. Das Auswärtige Amt habe allen Staaten und der Oeffentlichkeit gegenüber immer daran festgehalten, daß ihm das österreichische Ultimatum vor seiner Ueberreichung in Belgrad nicht bekannt gewesen sei. Dieses Gebäude, das für die Stellung des Reiches den jetzigen Feinden gegenüber wichtig sei, würde durch die Aeüßerung Eurer Excellenz an Herrn Allizé, wenn sie unwiderlegt bliebe, umgestürzt.

Ich habe Graf Wedel erwidert, daß Eure Excellenz das Ultimatum sicherlich nicht gekannt hätten. Wenn die Unterredung mit Herrn Allizé überhaupt stattgefunden hätte, was ich nicht wisse, so würden Eure Excellenz Diesem gewiß nur gesagt haben, daß Oesterreich, wie die Dinge liegen, ernste Garantien von Serbien verlangen müsse und daß hiernach die Lage ernst sei.

Nun ist mir aus den Akten bekannt, daß Eure Excellenz durch den Bericht des damaligen Geschäftsträgers, Herrn von Schoen, vom achtzehnten Juli dieses Jahres, Nr. 386, den wesentlichen Inhalt der österreichischen Ultimatusnote ersehen hatten. Schoen hat aber in seinem Bericht darauf hingewiesen, daß Deutschland behaupten werde, es sei von der österreichischen Aktion eben so überrascht worden wie alle anderen Mächte. Dabei muß es selbstredend bleiben und es muß daher auf alle Fälle bestritten werden, daß Eure Excellenz den Inhalt des Ultimatus vor seiner Ueberreichung gekannt habe. Denn, wie der ‚Matin‘ sagt, kann nicht angenommen werden, daß Das, was man in München wußte, nicht in Berlin bekannt war.

*Ich erwarte nun den Befehl, was ich dem Grafen Wedel auf seine Anfrage antworten soll. Dem Ausland gegenüber muß, wie schon gesagt, auf alle Fälle Alles bestritten werden. Was die Stellung gegenüber dem hiesigen Auswärtigen Amt betrifft, so dürfte hier in Betracht kommen, daß die österreichische Note in Belgrad am dreiundzwanzigsten Juli, also am selben Tage in Belgrad übergeben worden ist, an dem die angebliche Unterredung Eurer Excellenz mit Herrn Allizé stattgefunden haben soll. Ferner, daß schon vorher Einiges aus der Note, am Tage vor dem dreiundzwanzigsten Juli, in der Presse durchgesickert war. Es wird da von der Unterdrückung der verbrecherischen Propaganda in Serbien gesprochen. Die Lage war also ernst und es muß verständlich sein, wenn Eure Excellenz den Französischen Geschäftsträger darauf aufmerksam gemacht haben. Es ist endlich auch möglich, daß Unterstaatssekretär Zimmermann sich der Unterredung mit Schoen nicht mehr erinnert und daß man den Bericht Schoens vom selben achtzehnten Juli ignorirte. Aber darauf ist kein Verlaß. Es scheint mir deshalb nicht zu empfehlen, dem Auswärtigen Amt jede Kenntnis der österreichischen Note in Abrede zu stellen, aber eben so wenig nothwendig, des Berichtes Schoen Erwähnung zu thun, wenn nicht danach gefragt wird.*

*Aber Eure Excellenz werden dies Alles am Besten selbst ermessen und ich bitte, meine Vorschläge nur meiner guten Absicht anzurechnen, die Sache möglichst glatt aus der Welt geschafft zu sehen.*

*Noch Eins möchte ich bemerken: Es wird wohl darauf hinauslaufen, daß eine Richtigstellung in der Bayrischen Landeszeitung erscheint. Vielleicht senden mir Eure Excellenz gleich mit der Antwort auf diesen Brief einen Entwurf einer solchen Erklärung, den ich im Auswärtigen Amt zur Sprache bringen kann. In treuer Verehrung Eurer Excellenz treu ergebener Graf Lerchenfeld.“*

Wer diesem Brief (der, nebenbei, den vielbenörgelten Bericht des Geschäftsträgers Schoen als glaubwürdigen durchaus bestätigt) nicht anriecht, wie übel es um die berliner Amtsangaben, die „Schuldfrage“ stand, Der sollte politischem Streit fern bleiben. „Dem Ausland gegenüber muß auf alle Fälle Alles bestritten werden“: Das war die Losung: ists noch heute den Meisten. Was war zu bestreiten, was zu vertuschen, wenn nicht Lüge voranging? Die Aussagen der Herren Muehlon (nach Gesprächen mit den Herren Helfferich und Krupp von Bohlen), Schoen, Lerchenfeld, Allizé und die wiener Akten stimmen vollkommen überein. Eisners Aktenauszug war Journalistenarbeit, aber tausendmal ehrlicher als Bethmanns Weißbuch, das Entscheidendes un-

terschlug. Nie hätten unsere Right Honourables gewagt, den nicht nur im Parteisinn Unabhängigen der Fälschung zu zeihen, wenn er nicht, als Bekämpfer der Preßpest, vogelfrei geworden wäre. Mr. Bernard Shaw war sehr klug, als er, der Furcht nicht zu kennen schien, diesem Kampf immer auswich und sogar mit dem stinkigen Bottomley des patterjohtischen Skandalblattes „John Bull“ paktirte. Handelst Du anders, dann verzichte nicht nur auf das Geklingel des Zeitungsrühmes, sondern hürne geschwind Dich gegen Niedertracht aller erdenklichen Art. Kirche, Schule, Regierer, Parlamente, Rechtspflege, Verwaltung, Heer, Wirthschaft, Papst, Kaiser, König, Künstler, Gelehrte darfst Du, ohne Erweis dürftigster Sachkenntniß, tadeln; denn schonungslose Kritik nur, heißt, fördert Personen und Institutionen. Weh Dir aber, wenn Du die nachgerade mächtigste aller Gewalten angriffest, die Presse. Davon habe ich viel Erfahrung.

-----

Ihre tiefste, unausharkebare Spur ist fünfzehn Jahre alt. „Es ist merkwürdig, eine wie schlechte Presse Harden hat; es giebt wohl keine Zeitung, die ihm eine schwere Verurtheilung nicht gönnen würde.“ Im Juni 1908 schrieb der Kriminalkommissar Von Tresckow, Polizeidezernent für Homosexualia, diese Sätze in sein Tagebuch; und veröffentlicht sie nun in dem (bei F. Fontane & Co. erschienenen) Band, der den Titel trägt: „Von Fürsten und anderen Sterblichen.“ Einem Buch der heute beliebten Sorte, über das ich einstweilen nichts sagen will. Der Kommissar entschleierte wichtige Geheimnisse der inneren Polizeitaktik, stellt Hofleute, deren dankbarer Jagd- und Tafelgast er war, an den Pranger, bündelt allerlei Klatsch über die Gründe meines Handelns, über meine angebliche Kumpanei mit Bülow, Fritz Holstein und Dietrich Hülsen, weiß sogar (was ich nie erfragt, nie gehört habe), wie viel ein Heft der „Zukunft“ mir „einbrachte“. Warum nicht, wenns ihm Lust bereitet? Merkwürdig ist nur, daß er die Wuth der Presse gegen mich merkwürdig findet. Und seltsam, daß er die Klügelung der Homosexuellen jetzt nicht nur als ernste Gefahr für Staat und Gesellschaft malt, sondern schroff auch über die Schuld von Personen spricht, die er als beeideter Zeuge nur als Opfer wager Gerüchte sah.

Eulenburg, Moltke, Hohenau, Knesebeck, Wedel, der französische Botschafrath Lecomte, manche Andere: die Polizei kannte längst ihren Fehl, der Kaiser war (das Buch des Wieringers plauderts aus) von ihrer Schuld überzeugt. Mich aber, der leis auf die Gefahr hingewiesen hatte, wollte der Ver-

ein aller Gewalten ins Gefängniß sperren. Und die Presse schrie, ich habe Privatissima auf den Markt gezerrt.

„Der Urning ist nach moderner Auffassung nicht ein Ehrloser, sondern ein Kranker; wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten. Im ‚Vorwärts‘ wurde die Legende der Grotta Azzurra ausführlich erzählt. Warum? Krupp war ein Großkapitalist, aber das Muster eines guten Arbeitgebers; und angeborene oder erworbene Homosexualität hätte seinen persönlichen Werth nicht gemindert. Wäre er beschuldigt worden, seine Unternehmerrmacht geschlechtlich mißbraucht zu haben, oder hätte er je den Chor der Keuschen geführt, dann wäre die Veröffentlichung in einem Proletarierblatt leicht zu begreifen gewesen; dann mußte der Katze die Schelle angehängt werden. So aber was im schlimmsten Fall nach heute noch herrschendem Sittendogma eine Familienschande, die der politische Gegner nicht auf den Markt zerren durfte.“ Diese Sätze, die allerlei Gentlemen nach ihrem Augenblicksbedürfniß flott umlogen, sollten meinen Thaten aus späterer Zeit schroff widersprechen. Hundertmal ist gedruckt worden. Ist es darum auch wahr? Nein, wider besseres Wissen erfunden oder leichtfertig nachgeschwatzt, ohne die Artikel, um die es sich handelt, zuvor wenigstens zu lesen. Ich hätte das gute Recht jedes Menschen, sogar jedes Marxisten, gehabt, in fünf Jahren eine Meinung zu ändern (da in sieben sich jedem Haut und Gewebe erneuen). Habe es im Urtheil über die Homosexualität aber nicht gethan. Niemals freiwillig die Geschlechtshandlung eines Menschen ans Licht gebracht. Erst im Jahr 1908 habe ich die fürchterliche Verbreitung des Kinaedenthumes kennen gelernt und, wie der Referendar Bismarck, „die gleichmachende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des Verbotenen durch alle Stände hindurch“ deutlich empfunden: vor den Haufen der Drohbrieve aus nahen und fernen Städten; vor den Zeichen einer Kameradschaft, die stärker ist als die der Ordensbrüder und Maurer, fester hält und über alle Wälle des Glaubens, der Staaten und Klassen hinweg ein Band schlingt, die einander Fernsten, Fremdesten zu Schutz und Trutz in Brüderlichkeit vereint. Ueberall sitzen Männer aus dieser Sippe: an Höfen, in Armee und Marine auf hohen Posten, in Ateliers, in den Redaktionen großer Zeitungen, auf den Stühlen der Händler und Lehrer, der Richter sogar. Alle verbünden sich gegen den gemeinsamen Feind. Viele blicken auf den Normalen schon wie auf ein niederes Wesen von unzulänglicher „Differenzirtheit“ herab. Tausende fühlen es wie Schmach und Rassengefahr; dürfen sich aber nicht regen, weil sie Einen in der Familie haben und „Rücksicht nehmen müssen“. Das hatte ich nicht ge-

wußt. Seit ich weiß, bin ich nicht mehr so duldsam gegen das endemisch gewordene Uebel, das die Pariser schon vor Jahrzehnten „le vice allemand“ zu nennen wagten. Habe es als eine Landplage erkannt. Noch aber kann ich die Sätze wiederholen, die ich 1907 schrieb: „Kranke soll man nicht strafen (die romanischen Gesetze thun es nur, wenn outrage public à la pudeur festgestellt ist); aber dafür sorgen, daß die Dienstgewalt nicht zu Sexualzwecken mißbraucht, Knaben, Jünglingen, zu Gehorsam verpflichteten Männern nicht zugemuthet werden darf, von Geschlechtsgenossen beischlafähnliche Handlungen hinzunehmen. Die Sache ist ernst. Mein Gefühl sträubt sich gegen die Vorstellung der ‘Urningliebe’. Mein Verstand muß zugeben, daß Menschen von starkem Sittlichkeitgefühl zu dieser Varietät gehörten (Manche, freilich, auch, die, weil sie von Jugend auf Etwas zu verbergen hatten, von Jahr zu Jahr unwahrhaftiger wurden und schließlich, neben anderen Weibermerkmalen, auch die hysterischer Verlogenheit annahmen.) Soll man diese Menschen ächten? Das wäre unvernünftig und grausam. Darf man ihre öffentliche Propaganda dulden? Das wäre dumm und antisozial. Sie sind untüchtiger, doch nicht weniger ehrenhaft als wir Normalen. Die Geschlechtshandlung ist der privateste Akt. Nur wenn sie ein nationales oder soziales Recht antastet, darf der Fremde sie entschleiern. War sie das Ergebniß freier Uebereinkunft, die wohlthätig wirkende Rechtsgüter respektirt, so ist sie öffentlich hörbarem Urtheil entrückt. Ists auch das Geschlechtsempfinden, das alles menschliche Wollen färbt? Ich glaube: Nein. Wenn uns ein großer misogyner Künstler lebte, in dessen Bildwerk keine Spur, nirgends eine, vom Leib des Weibes zu finden wäre: würde eine ausschöpfende Charakteristik seines Schaffens ohne Erwähnung seines sexualpsychischen Zustandes möglich? Wer ohne Fug eine Geschlechtshandlung ans Licht zerrt, ist ein Schwein oder ein Denunziant. Wer ohne Sittenrichterhochmuth, ohne den Schutzmann oder die Heuchelgardarmen herbeizuwinken, als Politiker oder als docteur ès sciences naturelles, auf das normwidrige Geschlechtsempfinden einer mächtigen Gruppe hinweist, kann nützlich wirken. Frankreich hätte, unter dem letzten Valois, die Schrecken des règne des mignons nicht erlebt, wenn es zu rechter Zeit gewarnt worden wäre.“ Da war, ist und bleibt mein Standpunkt.

Graf Moltke, Adjutant des Kaisers und Stadtkommandant von Berlin, hatte, als er zur Einreichung seines Abschiedgesuches genöthigt worden war, gegen Harden, durch dessen in der „Zukunft“ veröffentlichten Aufsätze er sich nun beleidigt fand, einen Strafantrag gestellt. Oberstaatsanwalt Isenbiel wies den Antrag ab, weil kein öffentliches Interesse zur Verfolgung dränge. Im Privatklageverfahren wurde Harden vom Schöffengericht freigesprochen.

Dieses Verfahren dann aber, auf Antrag der Staatsanwaltschaft, eingestellt und noch im selben Herbst, wieder auf Antrag der Staatsanwaltschaft, vor der Vierten Strafkammer des Königlichen Landgerichtes I in Berlin, als Erster Instand, ein neues Verfahren eröffnet; ein nach der Meinung der bekanntesten Strafrechtslehrer ungiltiges. Die Strafkammer verurtheilte mich zu vier Monaten Gefängniß. Am dreiundzwanzigsten Mai wurde, auf Antrag des Oberreichsanwaltes, dieses Urtheil, wegen rechtlicher und prozessualer Unzulänglichkeit, vom Zweiten Strafsenat des Reichsgerichtes „in vollem Umfang und nebst den ihm zu Grunde liegenden Feststellungen“ aufgehoben und die Sache an die Vorinstanz zurückverwiesen. Auch in der neuen Hauptverhandlung (die der in den dritten Band meiner „Köpfe“ aufgenommene Stenographenbericht wortgetreu wiedergiebt) wurde ich verurteilt; diesmal zu Geldstrafe.

Am Tag nach dem Termin ließ Graf Moltke dem Verurtheilten sagen, er sei ihm für die „Ritterlichkeit seiner Haltung“ aufrichtig dankbar. Zuvor war an den Herrn Generallieutenant z. D. Grafen Kuno Moltke der folgende Brief („eingeschrieben“) abgegangen:

*Grunewald, 21. 4. 09.*

*Eurer Excellenz*

*theile ich das Folgende mit:*

*Auf Ihren Wunsch und im Vertrauen auf eine loyale Durchführung des im Lauf der letzten Wochen auf Ihre Anregung vereinbarten habe ich am einundzwanzigsten März meinen Namen unter die Erklärung gesetzt, die sie am Neunzehnten unterzeichnet hatten und die wir, mir einem gemeinsamen Begleichschreiben, am zweiundzwanzigsten März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereicht haben.*

*Ihr Herr Prozeßvertreter wird Ihnen bestätigen, daß ich in der Hauptverhandlung das dem Menschenmaß Erreichbare geleistet habe, um eine schonende Behandlung der Sache und der Person zu ermöglichen und dadurch Eurer Excellenz Schmerzliches zu ersparen. Durch Ihr Verhalten haben sie mir die Fortsetzung dieser Taktik unmöglich gemacht und mich zugleich von der Verantwortung für alles Weitere entbündet. Ich bin an das Vereinbarte nicht mehr gebunden und habe heute an die Königliche Staatsanwaltschaft geschrieben:*

*„Der Königlichen Staatsanwaltschaft beehre ich mich mitzutheilen, daß ich nach den gestrigen Aussagen des Grafen Kuno von Moltke von den beiden am zweiundzwanzigsten März der Königlichen Staatsanwaltschaft eingereichten Erklärungen meinen Namen zurückziehe und mich von den darin ausgesprochenen Wünschen lossage. Ich ersuche den Herrn Ersten Staatsanwalt, diese Mittheilung unverzüglich dem einstweilen zuständigen Gericht, der Vierten Strafkammer am Königlichen Landgericht I Berlin, zugänglich zu machen.“*

*In vorzüglicher Hochachtung*

*Harden.*

Noch am selben Tag stellte ich den Antrag, das Urtheil der Vierten Strafkammer vom Reichsgericht revidiren zu lassen. Ich mußte von der Haltung des Grafen Moltke um so mehr überrascht sein, als dessen Vertreter, Justizrath Dr. Sello, mir, während der Vergleichsverhandlungen, geschrieben hatte: „Sie, mein lieber Herr Harden, müssen mir nun helfen, die unselige Sache auf dem einmal betretenen Weg zu einem erträglichen Ende zu führen. Ich kann den Rest meiner Tage nicht noch mit der Verantwortung für ein Menschenleben belasten. Woher sollte ich das robuste Gewissen nehmen, um zu Allem auch noch Das zu tragen?“

Ueber die Revision sollte in Leipzig am fünften Juli entschieden werden. Am zwölften Juni kam der folgende Brief:

*„Seiner Hochwohlgeboren, Herrn Maximilian Harden.*

*Euer Hochwohlgeboren*

*theile ich, in Beantwortung Ihres Briefes vom einundzwanzigsten April, Folgendes mit:*

*Sämmtliche von meinem Anwalt, Herrn Justizrath Dr. Sello, vor Gericht abgegebenen Erklärungen entsprechen meinen Intentionen und dem von mir unterzeichneten Vergleich. Auch ich habe in meiner Vernehmung zum Ausdruck bringen wollen, daß in den streitigen Artikeln der ‘Zukunft’ der bewußte Vorwurf nicht gemacht worden ist. Wenn meine in der Erregung vor Gericht gemachte Aussage die Auslegung zulassen sollte, als ob ich mich nicht streng an den wohlwogenen Wortlaut und Sinn des Vergleiches gehalten hätte, wie Dies in der Beweisaufnahme Euer Hochwohlgeboren in loyaler Weise gethan haben, so bedauere ich Dies und kann nur wiederholen, das Dies meiner Absicht nicht entsprach.*

*Diese Erklärung läßt mich annehmen, daß auch Euer Hochwohlgeboren sich wieder auf den Boden des Vergleiches stellen und die Angelegenheit als erledigt ansehen werden.*

*Mit vorzüglichster Hochachtung*

*Graf Moltke.“*

Mit dieser (zur Veröffentlichung bestimmten) Erklärung begnügte ich mich. Um ihren Wunsch und einen das selbe Ziel suchenden, der, mit unzweideutiger Anerkennung der Motive des Verurtheilten, von der Reichs-spitze, dem Kanzler, an mich kam, zu erfüllen, zeigte ich dem Reichsgericht an, daß ich auf die Revision des Strafkammerurtheils verzichte.

Kein Wort aus der Verhandlung, aus diesem Briefwechsel kam in die Presse. Keine Silbe aus dem Schlußvortrag des Oberstaatsanwaltes. Warum? Das Hauptstück giebt klare Antwort.

„Ich bin, wie ich bereits hervorgehoben habe, überzeugt, daß der Herr Angeklagte von patriotischen Erwägungen ausgegangen und daß er auch nicht in irgendeiner Beziehung leichtfertig dabei zu Werke gegangen ist. Das geht klar aus Allem hervor, was inzwischen geschehen ist. Das allein muß zur Evidenz nachweisen, daß der Angeklagte nicht leichtfertig mit seinen Angriffen vorgegangen ist, daß er sich wohl und reiflich überlegt hat, wie weit er gehen könne, und daß er höchstens eines entschuldbaren Versehens schuldig wäre, wenn er aus den engen, nahen Beziehungen zwischen dem Grafen Moltke und dem Grafen Eulenburg geschlossen hätte, daß auch der Herr Nebenkläger sich irgendwie homosexuell bethätigt habe. Nur Das wird gegen ihn festzustellen sein; weiter nichts. Dazu kommt, daß der Herr Nebenkläger durch seinen Herrn Vertreter hier erklärt hat, daß er sich befriedigt fühlt, daß er sich nicht beleidigt fühlt, daß er am Liebsten den Strafantrag zurückgezogen hätte. Das wäre möglich gewesen, wenn die Staatsanwaltschaft, die damals dem Grafen Moltke beispringen wollte, sich nicht in das Verfahren gemischt hätte.“

Ich lasse für heute nur noch einen Auszug der Briefe folgen, die Ballin mir in dieser Zeit schrieb und schickte.

„Ich und jeder anständige Mensch mit mir würde es für eine Ungeheuerlichkeit halten, wenn gegen Sie verhandelt wird, während Herr Eulenburg auf Liebenberg sitzt. Ich werde deshalb nochmals auf das Energischste darauf

hinweisen, daß man Deutschland nicht aufs Neue in Gefahr bringt, weil man angeblich eine juristische Formel nicht zu lösen weiß. Zu danken brauchen Sie mir nicht dafür; was ich thue, ist, wie mir scheint, jedes anständigen Menschen verdammte Pflicht und Schuldigkeit.“ (4.4.1909.) „Ihre Enttäuschung kann kaum so groß sein, wie meine: denn Sie trugen ja aus alten Erfahrungen heraus der Wilhelmstraße 76 das größte Mißtrauen entgegen. Es ist meines Erachtens der Gipfel der Unzuverlässigkeit, den man in diesem Fall erreichte, und ich schäme mich meiner kindlichen Unerfahrenheit. Was jetzt geschehen wird, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich: ich werde nicht den Versuch machen, Sie von dem Weg abzubringen, den Sie einschlagen zu müssen glauben. Ich sage Das, weil ich voraussehe, daß man meine guten Dienste in Anspruch nehmen möchte, wenn man sieht, daß Alles doch nicht nur Bluff war, sondern daß man die Pflichten gegen Kaiser und Reich mit Füßen trat.“ (22.4.) „Der Weg, den man Ihnen empfahl, ist mit Aussicht auf Erfolg nur gangbar, wenn der Kanzler sich ehrlich und energisch, ohne Hintergedanken und unter seiner vollen Verantwortung dafür einsetzt. Man läßt ja durch die ‚loyale‘ Presse erklären, daß die Sache brillant für Sie verlaufen sei; auch mir hat man von dritter, aber solchen Einflüssen leicht zugänglicher Seite schreiben lassen, daß Sie doch sehr gut weggekommen seien und Ihre Freunde Sie nur von dem Gedanken an Revision und so weiter abhalten sollten. Ich habe Ihnen gestern schon gesagt, daß ich zu solchen Versuchen mich nicht hergeben werde, und antworte auch in diesem Sinn. Das ist auch der Standpunkt unseres Carlos, der sich meinen besten Grüßen aufrichtig anschließt.“ (23.4.) „Ich schließe aus Ihrer vertraulichen Mittheilung, für die ich Ihnen aufrichtig dankbar bin, daß Sie trotz der Enttäuschung, die meine Intervention Ihnen bereitete, meinen Beistand oder doch meine Mitwirkung zu einer Ihnen annehmbar erscheinenden Regelung dieser trostlosen Sache nicht ungerne sehen. Ich bin dazu bereit und werde mich hoffentlich nicht zum zweiten Mal blamieren. Die Nr. 76 sendet mir eine Darstellung des Herganges, so wenig glaublich wie möglich. Ich werde mich mit der Bestätigung des Empfanges begnügen, aber jede Verhandlung oder Vermittlung unter Mitwirkung jener Herren ablehnen. Aus der Darstellung des A A geht hervor, daß berufene und unberufene Freunde (Rathenau und Andere) in dieser Sache Nachrichten ein= und austragen. Schweigende Zurückhaltung wäre besser! Haben Sie Gründe, eine große Beschleunigung zu wünschen, so müßte ich in den nächsten Tagen zur Besprechung nach Berlin kommen oder Sie hierher. Wenn es irgend geht, lassen Sie die Sache bis zum sechsten Mai ruhen, wo ich in Berlin bin, und gönnen auch Sie sich einige Tage Schonung.“ (24.4.) „Ich hoffe immer noch,

daß es auf dem Wege, den ich zu beschreiten die Absicht habe, gelingen wird, das Unheil vom Land abzuwenden und Ihnen doch die Genugthuung zu geben, auf welche Sie nach den erlittenen Täuschungen Anspruch haben.“ (2.5.) „Wenn man die Bedeutung der Sache richtig einschätzt, kann man die von Ihnen geforderte Erklärung nicht verweigern. Das werde ich hervorheben. Schon vor Jahr und Tag hätte man direkt mit Ihnen verhandeln müssen. Wo man Das kann (und wann könnte mans nicht von Gentleman zu Gentleman?), halte ich die Vermittler (den ergebenst Unterzeichneten nicht ausgeschlossen) für schädlich.“ (23.5.) Der Reichskanzler bleibt, dennoch, auf dem Weg des mittelbaren Verkehres. Am neunten Mai hat er geschrieben:

„Sehr verehrter Herr Ballin, wie ich höre, habe Sie sich seit langer Zeit eifrig bemüht, den Prozeß Moltke=Harden zu einem befriedigenden Ende zu bringen. Ich bin Ihnen hierfür aufrichtig dankbar. Auch ich habe im Interesse unseres Landes die Skandalprozesse der letzten Zeit tief bedauert, weil sie im Inland der Agitation staatsfeindlicher Elemente zu Gute kommen, im Ausland falsche Vorstellungen über unsere Zustände erwecken und damit unserem Ansehen Abbruch thun könnten. Selbstverständlich habe ich als Oberster Beamter des Reiches es stets als meine Pflicht angesehen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen und Schuldige, mögen sie noch so hoch stehen, nicht vor der verdienten Strafe zu schützen. Nach dem Verlauf des Eulenburg=Prozesses habe ich aber den Wunsch gehabt, daß der Prozeß Moltke=Harden nicht wieder auflebt, weil das öffentliche Interesse eine weitere Verfolgung der Angelegenheit meines Erachtens um so weniger erfordert, als die Parteien selbst sich zu einem Vergleich entschlossen hatten. Gegenüber meinen wiederholten Vorstellungen hielt das Justizministerium an dem Standpunkt fest, daß nach Maßgabe des geltenden Rechtes eine Zurücknahme des Strafantrages nicht möglich sei. Noch aus Venedig habe ich, am fünfzehnten April dieses Jahres, telegraphisch Anweisung gegeben, dem Herrn Justizminister in meinem Auftrag mit Ernst und Nachdruck zu sagen, daß meines Erachtens der Staatsanwalt im Staatsinteresse ausgewiesen werden müßte, auf Grund der durch den Vergleich der Parteien geschaffenen neuen Lage in dem bevorstehenden Termin einer weiteren Beweisaufnahme zu widersprechen und keinen Strafantrag zu stellen. Dieser Auftrag wurde ausgeführt, hat aber die Erwidmung gefunden, daß zwar der Staatsanwalt durchaus darüber informiert sei, daß der Prozeß in möglichst engen Grenzen zu halten sei, so weit Dies die Gesetze und die Rücksicht auf die Parteien zuließen. Eine Weisung an den Staatsanwalt, auf Straffreiheit zu plaidiren, sei aber unzulässig, da man nicht wissen könne, welchen Verlauf die Verhandlungen nehmen und zu wel-

chem Ergebniß sie führen würden. Der Staatsanwalt werde aber sicherlich nur Das thun, was Gesetz und Gerechtigkeit ihm vorschrieben. Aufrichtig habe ich es bedauert, daß unsere Gesetze es nicht zuließen, den Prozeß fallen zu lassen, nachdem die Parteien selbst sich geeinigt hatten. Ich wollte nicht verfehlen, Ihnen, verehrter Herr Ballin, bei dem Interesse, das sie der Angelegenheit zugewendet haben, hiervon vertraulich Kenntniß zu geben. Sie würden Ihren Verdiensten ein neues hinzufügen, wenn Sie sich um die endliche vollständige Erledigung dieser traurigen Affaire bemühen wollten. Mit besten Grüßen in aufrichtiger Hochschätzung Ihr sehr ergebener Bülow.“

Da dieser Brief, nach Ballins und meinem Urtheil, nicht genügen kann, folgt ein zweiter an die selbe Adresse. „Eine vollständige Erledigung würde ich in dem Verzicht auf weitere gerichtliche Verfolgung der Angelegenheit sehen. Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß ein solcher Verzicht ein Opfer für Herrn Harden bedeuten würde. Nachdem aber der Vertreter der Anklagebehörde (wie ich aus Nr. 31 der ‘Zukunft’ ersehen habe) selbst anerkannt hat (und ich glaube, mit vollem Recht), daß Herr Harden nicht aus Sensationlust, sondern aus patriotischen Erwägungen gehandelt hat und nicht leichtfertig dabei zu Werke gegangen ist, nachdem weiter der Beleidigte, Graf Kuno Moltke, selbst gegen jede Einstellung des Verfahrens schon vor der letzten gerichtlichen Verhandlung nichts einzuwenden gehabt hat, hoffe auch ich, der ich die politischen Tendenzen Hardens oft scharf mißbilligen mußte, daß er auf Fortführung eines Prozesses verzichten wird, der meiner Ueberzeugung nach die Interessen des Landes nur schädigen kann. Wenn Sie, geehrter Herr Ballin, sich weiter darum bemühen, daß Harden auf weitere Verfolgung der Sache und auf weiteren sichtbaren Erfolg verzichtet, so würde ich darin ein neues Verdienst erblicken, das ich aufrichtig anerkenne. Mit besten Grüßen in aufrichtiger Hochschätzung Ihr sehr ergebener Fürst von Bülow.“ (29.5.) Aus der Reichskanzlei empfing ich eine beglaubigte Abschrift dieses Briefes (in den nur deshalb das wunderliche Sätzchen von der „oft scharfen Mißbilligung“ aufgenommen worden war). Freund Ballin selbst schrieb: „Ich glaube, das Gefühl habe Sie auch (bei mir ist es zur Ueberzeugung geworden), daß es mit dem Ansehen, das Sie als bedeutendster politischer Schriftsteller genießen, nicht vereinbar ist, diesen Prozeß fortzusetzen. Die bisherigen Prozesse waren Ihnen aufgezwungen und jeder verständige Mensch, wenn er den stenographischen Bericht über die letzte und die Mittheilung aus der vorletzten Verhandlung gelesen, wird die würdige Haltung, welche Sie bewahrten, bewundern müssen. Sie können jetzt nicht, ohne diesen Eindruck zu beeinträchtigen, eine Verfolgung des Moltke in Szene setzen. An dem

Mann ist nichts gelegen, Ihnen nicht und der Oeffentlichkeit nicht; um so mehr aber wird man fragen: 'Warum die erneute Auflage des peinlichen Streites?' Alles Das sage ich nicht als Friedensvermittler, sondern aus meiner innigsten Ueberzeugung heraus.“ (6.6.)

„Die Moltke=Erklärung finde ich und findet man hier allgemein eben so befreiend wie befriedigend und durch und durch ehrenvoll für Sie: denn für den Denkenden spricht sie Bände. Gehen Sie an die See! Die Menschen sind nicht werth, daß man sich ihretwegen zermürbt.“ (19.6.) „Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihre Rücknahme der Revision überall mit großer Sympathie aufgenommen worden ist. Um so mehr freut es mich, daß ich bei dieser wahrhaft patriotischen Erledigung der Sache mitwirken durfte. Auch hat mich sehr gefreut, daß Sie, auf meinen Rath, der Rückerstattung der Kosten an Sie sich nicht länger widersetzen. Im Interesse von Land und Krone wünschte man, daß Sie eine Fortführung des Processes vermieden. Wir Alle waren überzeugt, daß Ihre Revision als berechtigt anerkannt und einer Meineidanzeige gegen Moltke Folge geben würde. Ihre schließliche Freisprechung unter Verurtheilung der Staatskasse in die Kosten schien unausbleiblich. Angesichts dieser Verhältnisse mußte man darauf bestehen, Sie wenigstens von dem finanziellen Schaden freizuhalten, nachdem es nicht gelungen war, eine Freisprechung in ordnungsgemäßer Form in der letzten Prozeßverhandlung zu erzielen. Die schriftliche Anerkennung Ihrer bona fides, Ihrer Loyalität und Ihrer patriotischen Absichten durch den Kanzler, die publizierte Erklärung Moltkes und der Kostenersatz bilden zusammen eine Rechtfertigung und Anerkennung für Sie, wie Sie sie nur wünschen konnten. Das wollte ich Ihnen doch noch sagen. Ihr Ballin.“ (29.6.)

Von all dem Schimpf, der Verleumdung, die mich damals umhagelten, ward nirgends je ein Wort zurückgenommen; auch nicht nach dem Erscheinen der Bücher des Kronprinzen und des Kriminalkommissars a.D. Hat eine Zeitung jemals geirrt, gar Unrecht gethan? Unrecht Einem, der sich erdreistete, die Unfehlbarkeit der Presse zu bestreiten? „Nicht gedacht soll seiner werden.“ Nach diesem Grundsatz wurde gehandelt, als im vorigen Oktober ansehnliche Männer ein kleines Buch über mein Mühen veröffentlichten. Genau so nach dem Mordanfall vom dritten Juli. Lernet daraus, welche „Wahrheit“ Euch täglich kredenzt wird ... Ich muß versuchen, in reiner Luft von dem ungeheuren Blutverlust zu genesen; und bitte die Freunde um freundliche Geduld.

---

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. - Verlag der  
Zukunft in Charlottenburg. - Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin